Unterhaltungsblätter.

Erzählungen und Novellen

von

Aloys Freiherrn von Oefele.

Erster Band.

I. Die Kapelle zu Grotta-Ferrata.
II. Das Unglückshaus der Flammänder.
III. Salimbeni's Rache.

Augsburg.
von Jenisch & Stage'sche Buchhandlung.
1840.

62. D.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorwort.

Wir haben zu viel und zu wenig Unterhaltungsschriften. Erstere nach den jährlichen Meßkatalog-Fluten, die zweiten nach ihrem Inhalt; die, je moderner sie sich kleiden, desto unglücklicher debütiren, so daß sie Irrwischen gleichen, deren Form und Wesen man vor lauter Flacken und Geflimmer weder unterscheiden noch beurtheilen kann, — außer dahin, daß sie eben Dünste sind. — Wenn man nach ihren Wirkungen frägt so haben sie meist die des Opiums. —

Aber unbedingt sollte man selbst dieses nicht verwerfen, so lange es ein solches Surrogat für den fabelhaften Trank des Lethe bleibt, den die armen Menschenkinder mitten im Taumel ihrer Civilisation so nöthig haben. — Unterhaltungs-Schriften müssen jedoch vor Allem zu unterhalten und nicht einzuschläfern suchen, dafür sind schon andere Institute da; sie müssen die Lesenden nicht auf die Tortur einer Geistesanstrengung legen; denn dieses fürchten oft die Geistreichsten,

und gerade diese; und endlich sollen sie solchen, die es nicht sind, eine mäßige Dosis von Wissenschaft und Kunst, auf die wohlfeilste Art gewonnen, beibringen; — allenfalls aus der Geschichte alter oder neuer Zeit, zu der sie sonst in ihrem Leben nie kommen. Alles dieses zusammen in gehöriger Mischung oder gar in eine beliebte Pot-pourri, könnte vielleicht ein gangbarer Artikel seyn; weil Jeder wohl Einiges für sich findet. Dergleichen haben wir nun gebraut, und sollte gegen unsern Vorsatz etwas Opiat dabei seyn, so möge es seine Wirkung nur schnell an den schätzbarsten Recensenten vollbringen, die vielleicht nicht ungeneigt wären, dem Autor einen belletristischen Kriminal-Prozeß an den Hals zu werfen. Ihnen aber, meine werthesten Gönner und Gönnerinen will ich mich gerne auf Gnade und Ungnade überliefern.

Der Verfasser.

Die

Kapelle zu Grotta-Ferrata.

So laßt uns denn durch's Loos den Himmel fragen,
Was für ein Opfer er verlangt! —

Oberon 7ter Gesang.

1.

In der reizenden Gegend von Frascati, einem Lieblings-Ort der Römer, die durch schattigte Lorbeer-Gänge nach den Ruinen von Cicero's Tusculum lustwandeln, hat die Kunst ein Heiligthum, das den Landeseingebornen wie den Fremden anzieht. An den Prachtgittern des in Terrassen aufsteigenden Belvedere, den kühlenden Wasserwerken und Hainen der herrlichen Villa Conti vorüber, geht in Mitten bergan ein breiter Weg. Mächtige Baumgruppen schützen den Wanderer vor den brennenden Strahlen der Sonne und geleiten ihn allmählich zu Anhöhen, die in wundersamen Krümmungen die Aussicht auf elisäische Regionen und die Azurfläche des Meeres gewähren. Oft noch taucht der Bergpfad auf und ab wie durch Garten-Anlagen; dann aber entfaltet sich die Ferne, und eine dichte Buchen-Allee führt nach den weiß aufschimmernden Gebäuden des Kalmadulenser-Klosters Grotta-Ferrata. *)

Dort ist eine Kapelle das Ziel jedes Kunst-Pilgers. Durch die dunkle schmucklose Kirche eilt er zum Mausoläum der Unsterblichkeit Dominichinos. Dieser bescheidene Maler hatte den Mönchen für kärglich gereichte Kost ein Denkmal unvergänglicher Bewun-

*) Nach der Natur.

derung und den Gewinn einer Wallfahrt hinterlassen.*) Vortreffliche Fresken-Gemälde, voll Wahrheit und schöpferischen Geist seinem Pinsel entflossen, bedecken die Wände dieser Kapelle, die mehr seinem Ruhme als dem Heiligen des Ortes geweiht ist. Stets finden sich hier junge Maler ein, die im kühnen Streben der Nachahmung sich den Werth des Lebens zu erringen hoffen, und wir machen die Leser jetzt mit denjenigen bekannt, die den Reigen unserer Erzählung eröffnen. Vor einem Wandgebilde, welches die Himmels-Jungfrau vorstellt, wie sie in ihrer Glorie herabschwebend, einem armen Mönche zum Baue des Klosters einen goldenen Apfel übergibt, **) arbeitete ein deutscher Künstler. Sein schwermüthiger Blick verdunkelte um vieles die Ansprüche seines rüstigen Alters, und schien ihn jeder Mittheilung fremd zu machen. Schon seit einiger Zeit malte er an dem Meisterstücke; aber nie wollte er damit fertig werden. Seine Stimmung ward immer finsterer; doch so kalt und wortkarg er sich gegen alle bewies, die ihm nahten, so hatte dennoch ein junger Römer, welcher auf der andern Seite malte, durch seinen Frohsinn einen wohlthuenden Eindruck auf ihn gemacht, der in eine Art von wechselseitiger Zuneigung übergegangen war.

Um so schmerzhafter fiel es jetzt dem Deutschen, als er aus allen Anstalten seines Kunstgefährten ersah, wie dieser sich zur Abreise rüstete; indem er sein Gemälde von der Staffelei nahm, Palete und Pinsel reinigte, und seine Geräthschaften ordnete. Tiefsin-

*) Von seinen Feinden stets verfolgt, ging es ihm oft kümmerlich.

**) Die Legende vom Klosterbau.

niger als je saß jener bei seinem Bilde, das er mehr anstarrte als abmalte. Jetzt vom plötzlichen Unmuth ergriffen, war er gerade daran, seine ganze Arbeit ausstreichen zu wollen, als ihm der junge Römer, der ihn einige Augenblicke beobachtet hatte, den Arm hielt, um ihn davon abzuhalten.

»Was thun Sie, Caro?« *) sprach ihn der Römer theilnehmend an. »Sie werden doch nicht eine Arbeit, die Ihnen so viel Fleiß und Zeit gekostet hat, vernichten wollen?«

»Und warum nicht?« antwortete der Deutsche etwas bitter. »Sehen Sie denn nicht, daß es der Jungfrau dort wenig gleicht?«

»Ich muß dieses gestehen,« entgegnete jener freimüthig. »Aber bei dem Allem bleibt es ein schönes Bild, dessen Züge voll Sanftmuth und Zartheit wundervoll ergreifen, und das — —«

»Dennoch das Konterfei der Falschheit und Treulosigkeit ist,« vollendete heftig der Andere. »Nicht zufrieden, meine Ruhe und mein Lebensglück gestört zu haben, schleicht es sich wie ein Dämon hinter alle meine Zeichnungen, und schauet auch aus dieser wieder höhnisch heraus. Darum weg damit! — Ich werde diese Jungfrau mit ihrem goldenen Apfel nie erreichen.«

»Wer die Hoffnung nie aufgibt, hat nichts verloren,« tröstete der Römer. »Aber, sagen Sie mir,« setzte er forschend hinzu, »gehören diese Züge hier einem Mädchen Ihres Landes an?« —

»Ja,« entgegnete kurz abstoßend der Deutsche.

*) Theuerer, Lieber!

„Ich habe sie so lange für meine Braut angesehen, bis man mir ihre Hochzeit mit einem andern meldete; — und Sie verstehen mich nun — .«

»Allerdings mein Lieber, das ist keine der angenehmsten Ueberraschungen; aber Ihr Zorn an einem Kunstgebilde ist eben so ungerecht, als gegen Sie selbst gekehrt. Ein guter Feldherr muß, wenn auch geschlagen, stets einen neuen Plan in Bereitschaft haben. Ich könnte Ihnen aus Erfahrung sprechen, aber heute nicht; wenn wir uns wieder sehen! Vielleicht erzähle ich Ihnen dann Etwas von einer Aussöhnung.«

»Auch ich suche eine Aussöhnung,« seufzte tiefbewegt der Andere.

»Auch Sie? nehmen Sie es mir nicht in übel, Sie machen kein Gesicht darnach; besonders heute scheint Etwas in Ihnen zu arbeiten. Caro mio! *) ich möchte das Recht haben, Sie darum fragen zu dürfen; denn wirklich Sie thun mir leid.«

»Nur Ihnen ist es gestattet,« versetzte Jener. »Ich habe Sie liebgewonnen, und will vor Ihnen kein Geheimniß behalten. Ja, ich rechne sogar auf ihren freundschaftlichen Einfluß in einer Sache.« —

»Herzlich gerne, Caro! wenn ich es kann; ich stehe zu Ihren Diensten.« —

»Wohlan, mein Freund, kennen Sie die Verhältnisse dieses Klosters?«

»Dieses Klosters?« staunte der Römer, — »je nun, die Mönche verhungern eben nicht; aber sie haben mehr Fasttage als mir lieb wäre, und noch strengere Ordensregeln. — Doch wozu Ihnen das?«

---

*) Mein Theuerer!

„Weil ich entschlossen bin, in dieses Kloster zu gehen.“

„Sie? — Sie scherzen doch Caro mio?“

„Nie war ich ernster. Was könnte die Welt dem noch seyn, der von ihr verlassen, ohne Aeltern, Geschwister und Freunde, selbst noch sein einziges Kleinod, wofür er Alles aufopferte, verlor? Wahrhaftig! er kann nichts Besseres thun, als sich in der Einsamkeit eines Klosters begraben.“ —

„Schönen Dank! zu dieser Reflexion werden mich alle Herzens-Wunden in der Welt nicht bringen,“ versicherte ihn der Römer. „Geben Sie diesen Vorsatz auf, und sehen Sie sich besser in unserm Italien um, ob Sie nichts mehr zu bezaubern vermag. Sie leben ja in dieser Gegend wie ein Einsiedler.“

„Ich habe die Einsamkeit lieben gelernt; hier will ich mich ihr ewig weihen. Lieber Freund, es ist Alles reiflich überdacht; es bleibt dabei, und noch heute entdecke ich mein Vorhaben dem Prior.“

„Wenigstens,“ — bat ihn dringend der Römer, — „übereilen Sie sich nicht. Lassen Sie die Nacht darüberweggehen; vielleicht zerstreut die liebliche Morgensonne mit den Schatten auch ihr dunkles Lebens-Gemälde. — Ich komme bald selbst wieder hieher und hoffe Sie geheilt zu finden. Versprechen Sie mir dieses zu gewähren, bei der Fortdauer unserer Freundschaft.“

„— Diese denke ich, soll unter jedem Verhältniß fortbestehen. Doch leben Sie wohl! kommen Sie bald, oder Sie sehen mich als Novizen.“

„Nicht doch, Caro mio!“ scherzte dieser, „nicht doch!“ — —

Recht herzlich umarmten sich jetzt die Kunstbrü-

der, die sich in dieser Stunde noch inniger aneinandergeschlossen, und schwuren sich ewige Freundschaft. Oft ward Lebewohl und Handschlag wiederholt, als könnte ihr Bund nie genug befestigt werden. Endlich schied der Römer, und der Deutsche, um den Ausdruck seiner Rührung zu verbergen, eilte zu seiner Malerei, an der er mit einem Eifer fortarbeitete, als wolle er mit Gewalt die Eindrücke seiner Seele verwischen.

2.

Der Deutsche war jetzt allein in der Kunstkapelle. In die Stille und Ruhe, die um ihn herrschte, versenkten sich die Aufwallungen seines Innern immer mehr und mehr, und als er dieses fühlte, verdoppelte er seine Aufmerksamkeit. Schon schoß die hochstehende Sonne durch die Bogenfester ihren verzehrenden Brand herab, dem in Italien nichts widersteht; — ihn vertrieb sie nicht von seinem Sitze. Die Mittagsglocke läutete in muntern Tönen zur Labung und Erholung; — der Deutsche hatte sie nicht vernommen. Es war ihm eben so der Klosterbruder entgangen, der als Beschließer der Kapelle lange seiner geharrt und endlich nach vergeblichem Anrufen des Künstlers, sich murrend entfernt hatte. Dennoch schlief dieser nicht; sondern es war eine Art von wachendem Traum, der ihn für Alles um ihn unzugänglich machte. Endlich in den Stunden des Nachmittages weckt ihn daraus ein Geräusch von Fußtritten in der anstoßenden Klosterkirche. Eine Stimme läßt sich vernehmen:

„Das sind keine Dominichinos!"

Bei diesen Worten wendet sich der Deutsche nach

dem offenen Gitter, welches die Kapelle von dem kleinen Vorraum trennt, der zur Kirche hinausführt. Dort erblickt er am Arme eines Mannes eine schlanke verschleierte Frauenzimmer-Gestalt. Wie ein Blitz durchzuckt es ihn, und mit Raschheit aufstehend ruft er unwillkührlich den Fremden zu:

„Dominichinos Fresken sind hier!“

Sogleich zieht die Verschleierte ihren zögernden Begleiter, der sich mehr geneigt zeigte, die Kirche wieder zu verlassen, nach dem gefundenen Eingange zu, auf den sich das Auge des Künstlers in sonderbarer Verwirrung heftete.

Die Fremden traten ein, und sich in vornehmer Haltung sogleich nach den Wandgemälden wendend, die sie betrachteten, ließen sie dem Deutschen, den sie kaum zu bemerken scheinen, hinlänglich Zeit, die Ankömmlinge zu mustern. — Was der erste Blick in der Entfernung ihm verheißen, sollte sich in der Nähe noch vollkommener entfalten. Es war der ihr eigene Grazien-Wuchs, den die Falten des leichten Gewandes bargen und doch verriethen, der schwebende Schritt der niedlich gebildeten Füßchen; die anmuthsvolle Haltung, mit dem Antwort nickenden Köpfchen auf die pathetischen Mittheilungen ihres Begleiters. Des Künstlers Spannung und Verwirrung wurde immer stärker. — Er mußte ihr Antlitz vollkommen sehen, ihre Stimme vernehmen, um sich zu überzeugen, daß ihn kein Traum quäle, daß seine schon erhitzte Phantasie nicht mit ihm spiele. — Allein der verhängnißvolle Schleier war nicht gelüftet; kein Laut von ihr unterbrach ein absichtliches Schweigen, wie ihm dünkte. Ihr Begleiter machte sich um desto mehr zu schaffen,

ihr beständig vorzuplaudern, und ließ sie schon aus dieser Ursache nicht zur Sprache kommen. Er mochte ein tiefer Vierziger seyn mit den Anmaßungen eines luftigen Jungen, der sich hinlänglich zutraute, seiner Schönen Aufmerksamkeit allein auf sich zu ziehen, oder wenn dieses der Fall nicht wäre, jede andere Zerstreuung, die ihm nicht anstünde, zu vereiteln. In seinem zwischen der antiquen und modernen Welt getheilten Anzuge lag aber wenig Trost für diese sanguinischen Hoffnungen, und noch weniger in dem gleichgültigen, fast kalten Benehmen der Verhüllten, die bei seinen wärmsten Erklärungen manchmal zu gähnen anfing. Der umsichtige Begleiter mochte dieses mit Recht für ein schlimmes Zeichen halten, und sogleich abbrechend ließ er sich mit etwas Vorwurfston vernehmen:

„Sagte ich nicht im voraus, Marie, daß hinter diesen Wandmalereien, die zudem die Sonne schon ganz abgebleicht hat, nicht viel ist, und daß sie Dir durchaus nicht gefallen werden? Dennoch hattest Du den Kopf darauf gesetzt.“

„O! Sie sind irrig,“ lispelte ein feines Stimmchen, „ganz irrig. Ich habe wohl ein anderes Urtheil gehört; aber freilich in ihre Land-Oekonomie schlägt dergleichen nicht ein. Es ist Schade, daß Niemand hier ist, der uns über Alles dieses Aufschluß gibt.“

„Ich stehe zu ihren Diensten,“ sprach jetzt ganz laut der Deutsche, der schon längst auf eine Gelegenheit gewartet hatte, der Schönen näher zu kommen. Mit einem leisen zu sich selbst gesprochenen — „Gott-

lob! Sie ist es nicht! das ist nicht ihre Stimme“ — hatte er seine ganze Fassung wieder erhalten.

„Da ich als Maler,“ fuhr er fort, „gleichsam die Pflicht auf mir habe, mit diesen Gegenständen vertraut zu seyn; so vereinige ich sie gerne mit der noch schönern, Ihnen hierin gefällig werden zu können.“

Er hatte dieses zur Verschleierten mit so viel einnehmender Höflichkeit gesagt, daß sie anmuthsvoll sein Erbieten mit gewährendem Dank vergalt; indeß ihr italienischer Begleiter etwas zwischen den Zähnen murmelte. Der schönste Theil des Lohnes sollte aber schnell nachkommen; denn sogleich ward das neidische Nebelgewebe weggezogen, — und der Deutsche in eine solche Bestürzung gesetzt, daß ihm fast das Wort fehlte. — Es waren Ihre Züge. —

Augenblicklich hatte es die Schöne, aber auch leider ihr Begleiter bemerkt. Dieser zog sogleich hastig die Uhr heraus, und verkündete mit einem Blicke, der mehr als Wunsch war, daß es schon zu spät an der Zeit sei. Sie könnten sich unmöglich länger mehr aufhalten, setzte er motivirend hinzu, indem sein Reitpferd und der Esel, mit dem Maria gekommen, draußen im Hofe im scharfen Luftzuge stehen müssen. —

„Sie ist es doch nicht!“ beruhigte sich der Deutsche, und einen Blick auf die Schöne werfend und ihre Billigung bemerkend, versetzte er begütigend dem Begleiter:

„Ganz gewiß werden Sie der Signora dieses Vergnügen von wenigen Augenblicken noch vergönnen. Ich glaube,“ fügte er hinzu, „daß ich die Ehre habe, in Ihnen den Herrn Vater zu sehen.“

Ein lebhaftes Lächeln zuckte über die Rosenlippen der jungen Schönen; aber die aufsteigende Röthe

eines nächtlichen Brandes überzog das falbe Gesicht des innigst ergrimmten Begleiters.

„Mit nichten, mein Herr!“ sprudelte er heraus; „ich bin nicht der Papa; aber ich habe doch so ein Stück von seiner Auktorität, das meine prätentirte Tochter bestimmen könnte, auf meine Wünsche etwas Rücksicht zu nehmen.“ Aber diese Rücksicht war zu seinem Erstaunen bereits überschritten. Der Deutsche hatte sein Amt als Cicerone *) schon übernommen, und die Schöne hing jetzt mit weit mehr Theilnahme und Aufmerksamkeit an den Erklärungen oder dem Erklärer, als es früher nicht der Fall gewesen.

„Und was bedeutet dieses Gemälde?“ fragte sie den Künstler, der an einem vorübergehen wollte.

„Dieses Gemälde?“ — stockte er — „möchten wir, Signora, wohl vorher die weit vorzüglicheren betrachten.“

„O!“ versetzte Jene, auf den Begleiter einen schnellen Blick werfend, — „der böse Geist, der dort ausgetrieben wird, mag seinen großen Werth haben; **) aber das milde Himmelsbild, die Jungfrau mit dem goldenen Apfel spricht mich weit mehr an. Sie malen sie ja, wie ich aus der Staffelei ersehe?“

„Ach, Signora! es ist kein gelungenes Bild, die Jungfrau ist schwer zu erreichen.“

„Mit Beharrlichkeit und Muth ist sie ganz gewiß zu erreichen,“ setzte die Schöne mit einem Nachdruck hinzu, der wie ein elektrischer Strahl des Deut-

*) Ein Erklärer der Merkwürdigkeiten. Ein Geschäft der Lohnbedienten in Italien.

**) Eines der vorzüglichsten Freskos. Der Zweifel am Wunder des Heiligen ist in einer Figur vortrefflich ausgedrückt.

schen Adern durchfuhr. „Lassen Sie sehen; ich nehme keine Entschuldigung an, die eine Ungerechtigkeit gegen Sie enthält.“

„So mögen Sie sich selbst überzeugen,“ versetzte der Deutsche, und enthüllte sein Bild.

Die Schöne wurde plötzlich still und nachdenkend. Eine schwermüthige Stimmung schien mit einem Male alle ihre Unbefangenheit verwischt zu haben. Sie sah ihn mit prüfenden Augen an, dann gleiteten sie scheu auf ihren Begleiter hinüber, und endlich blieben sie in ruhig lieblicher Klarheit auf dem seinigen liegen, wie die des Künstlers auf den ihrigen. — Der Zauber der Liebe war vollbracht! —

„Mich dünkt, diese Züge,“ — bebte die Schöne hervor. —

„Haben einige Aehnlichkeit,“ vollendete der junge Deutsche, „mit mir theuer gewordenen.“

„Und doch gab ihnen Italien nicht das Original dazu,“ versetzte tief Athem holend die Schöne.

„Nein, ja, doch, — o mein Gott! was sage ich für tolles Zeug. Vergeben Sie meiner Zerstreuung. — Hier Signora,“ fuhr der Künstler ablenkend fort, „malte Dominichino den Zug Kaisers Otto des Großen nach Rom. Er kömmt an diesem Kloster vorüber. Die Mönche mit ihrem Prior gehen ihm unter Glockengeläute entgegen. *) — Doch, was ist das?“ —

In diesem Augenblicke läutete es wirklich wie zum Sturme zusammen, und der Deutsche und die Schöne zugleich, wie aus einem süßen Traume aufgeschreckt, sehen nach dem Kapellen-Gitter hin.

---

*) Ebenfalls ein großes herrliches Wandgemälde.

3.

Der italienische Herr hatte Anfangs des deutschen Künstlers Erklärungen mit satyrischer Miene verschmäht. Mit Abzählung der Fensterscheiben scheinbar beschäftigt, blickte er stets spähend auf die viel zu gelehrige Schülerin. Schon war er unruhig geworden. Vergebens hatte er seinen Tritten einen stärkern Nachhall gegeben; umsonst seine Nase durch Taback zum Nießen gereizt, oder anhaltend gehustet; — die Schöne schien seinen Gesundsheits-Zustand durchaus nicht in Erwägung zu ziehen. Jetzt hatte er ein immer mehr sich nähern, ein Blicke-wechseln, ein Geflüster bemerkt; er glaubte auch ganz deutlich ein Seufzen vernommen zu haben, und es fehlte nicht viel, daß er mitten unter sie sprang, sich dergleichen Vertraulichkeiten verbat, und die Signora, ob sie wollte oder nicht, mit sich fortnahm. Allein, ein so stürmisches Verfahren mochte dennoch seine Schwierigkeiten haben; auch war ein Blick der Schönen genug, ihn in den nöthigen Schranken zu halten, und gab eben kein Zeugniß seiner unbestrittenen Oberherrlichkeit. Als aber der verwünschte Deklamator und seine Zuhörerin stiller wurden, ohne sich weniger fremd zu werden; da gerieth der erfahrene Vierziger in die höchste Crisis, und jedes Mittel mußte nun angewendet werden.

Der Zufall führte ihn zu der Glocke, die bei dem Eintritte zum nöthigen Gebrauch der Fremden sich befand. Er hing sich alsogleich mit einer solchen Gewalt an dieses Rettungs-Seil, daß Kapelle und

Kirche weit davon erscholl, und die ein Mal bewegte selbst durch die herbeieilenden Aufgeschreckten gar nicht mehr zu beruhigen war.

Einige alte Weiber und Bettler, welche in den Kirchen=Winkeln mehr geschlafen als gebetet hatten, hinkten Lärm=schlagend zur Kapelle herein. Der Klosterpförtner kam in einem Athem hergelaufen, um allenfalls entstandenem Unfug zu steuern, und selbst mehrere Mönche erkundigten sich um die Ursache dieser ungewöhnlichen Störung ihrer Einsamkeit.

Der italienische Herr kam zwar in eine neue Verlegenheit; aber er hatte seinen Zweck erreicht. Ziemlich gewandt entschuldigte er sich mit erkünsteltem Lachen über seine Ungeschicklichkeit im Läuten einer nur gar zu nachgiebigen Glocke. Uebrigens sei es ihm eben recht, da er noch in Begleitung eines Ehrwürdigen das Kloster selbst in Augenschein nehmen wolle. Sogleich erbot sich ein Mönch dazu an; das Bettler=Gesindel ward mit einigen Bajochi beschwichtigt; die Signora durfte sich gegen den zum Fortgehen gereichten Arm nicht mehr sträuben; und der italienische Herr verließ mit seinem erhaltenen Gefolg die Kunst=Kapelle, nicht ohne einen hämischen Blick auf den Besiegten zu werfen, der über alles dieses außer Fassung gebracht, durchaus von keiner Seite aufgefordert wurde, sich dem Zuge anzuschließen.

Dem Künstler war zu Muthe, als hätte er erst jetzt auf immer seine Seligkeit verloren. Alle Malereien traten wieder vor seine Phantasie mit schwarzem Flor überzogen, denn die Sonne, die sie rosigt beleuchtet hatte, war verschwunden. Die Jungfrau mit dem goldenen Apfel, die er abkonterfeite, schien

ihm eine Miene zu machen, als wollte sie sagen: „Unbeholfener! so nahe standest du mir und meiner Frucht, und hast sie verscherzt!“ — Es duldete ihn nicht mehr in der Kapelle; er mußte fort, sie wieder sehen, Alles gutmachen, sich an dem alten Gecken von Italiener rächen, und siegen, — oder wenigstens wissen, woran er wäre. — Weiß er doch gar noch nichts von ihren Verhältnissen! — Wer und woher ist sie? wie heißt sie? wo wohnt sie? Alle diese Fragen müssen ordentlich beantwortet werden, ehe er weiter geht. Was soll aber daraus werden? — o! das würde sich nach Umständen bestimmen, meinte er, und vor Allem bei weitem das nöthigste seyn, ihr sogleich nochmals zu begegnen. Sie sind in das Kloster gegangen und können noch nicht fort seyn, dachte er. Lange zwar wird der offenbar eifersüchtige Italiener nicht aushalten; aber auf jeden Fall muß er in den Klosterhof herabkommen, wo sein Reitpferd und der glücklichste aller Eseln steht, der die schöne Liebenswürdige trägt. Vielleicht ist mir dann das Glück günstiger, und es soll mir nicht zum zweiten Male vergebens erscheinen! Mit diesen Gedanken war er bereits zur Kapelle hinaus durch die Kirche so hastig geeilt, als hätte er einen Raub begangen. Jetzt befand er sich im grasigten Vorhof ganz allein in der Gesellschaft der Vierfüßigen, die nicht weit von einander angebunden standen. An dem langbeinigen stolzen Gaul, der nach seinem stattlichen Sattelzeug einen reichen Mann verkündete, gieng er ärgerlich vorüber, und dem lieben Lastthierchen zu. Es war gar niedlich und säuberlich aufgeschirrt. Das neue hellgelbe Lederwerk nahm sich auf dem dunklen Grau seiner

Farbe recht gut aus. Ein rothes Deckchen mit leichter Goldstickerei trug den weich gepolsterten Frauenzimmersitz, von dem der zierliche breite Steigbügel herabhieng, der das Füßchen vor jedem Ausgleiten sicherte. Es war in Allem so viel Eleganz, daß dem deutschen Künstler darüber heiß und bang wurde. Das konnte nur einer Person von hohem Range anstehen, gehörte vielleicht einer römischen Principessa, die mit ihrem Stallmeister oder gar Gemahl sich das Vergnügen eines Ausfluges von ihrer Villa gemacht hatte. Er wurde darüber ziemlich kleinlaut; besonders wenn er bedachte, daß er ihre Liebenswürdigkeit mißverstanden haben könnte, daß ihre Worte mehr zierlichen Ausdruck und dichterischen Schwung als Empfindungen enthalten haben dürften, und daß er am Ende ein Spielwerk beider gewesen seyn könnte, die sich auf seine Kosten belustigten. Bei diesem letzten Gedanken wurde ihm so flau, daß ihm mit einem Male die den Esel streichelnde Hand herabfiel, und er eben im Begriffe war, sich in bestmöglichster Ordnung zurückzuziehen, und der schönen Unbekannten nie wieder unter das Gesicht zu kommen; als er sie in diesem Augenblicke aus der Klosterpforte heraus zu ihrem Thiere mit ungewöhnlicher Hast herschweben sah. Der Rückzug war ihm abgeschnitten, und es blieb ihm nichts übrig, als seinen ganzen Muth gegen Alles, was ihm nun begegnen möchte, zusammenzunehmen. Die Schöne machte mit einer leichten, aber ausdruckvollen Verneigung des Köpfchens, die als Dank wegen der Bewachung und Sorgfalt für ihr Thierchen gelten konnte, Anstalt, es zu besteigen. Da ihr dieses nicht sogleich gelingen wollte, so war es

natürlich, daß der Künstler so höflich war, ihr dieses zu erleichtern. Allein es fanden sich dabei solche Schwierigkeiten, daß er es für nöthig hielt, die Schöne förmlich auf den Sitz hinaufzuheben. Kein Sträuben dagegen verrieth eine Unzufriedenheit; vielmehr kam die Reihe an die niedlichen Füßchen, welche die Steigbügel nicht finden konnten, und von des Künstlers Hand dahingeleitet werden mußten. Die Bemerkungen, die ihm ihr zarter Bau aufdrang, wurden mit einem freundlichen Lächeln erwiedert. Unverhofft leuchteten ihm abermals die schönen Sterne ihrer Augen, und sprachen jetzt weit beredter als zuvor, bekräftigt durch ein tiefes Seufzen, als er freudetrunken nach ihrem Aufenthalte fragte.

„In Marino oder Rom," lispelte sie, „dort — mein Gott! ich habe keinen freien Augenblick!" rasch wendete sie ihr Thierchen, und ließ dem Künstler die Ursache dieser unwillkommenen Unterbrechung bemerken.

Der italienische Herr, von dem Pater Hausmeister, Pater Kellerer und andern Klosterbrüdern an der Pforte umringt, kämpfte schon eine geraume Zeit zu seinem Aerger gegen den Andrang ihrer Komplimente. Auf ein Mal hatte er sich von ihnen losgemacht, war mit einem Sprunge zu Pferde gekommen, und sprengte nun in so ungeduldiger Galloppade um die Schöne und ihren Korridon, den er beinahe mit den Augen verschlang, daß es ihr nicht gerathen dünkte, ihn noch länger aufzuhalten. Mit lieblicher Begrüßung, aber weit bedeutungsvollerer Miene, trennte sie sich von dem entzückten deutschen Künstler, welcher

der beständig Umschauenden noch lange den Hut nachschwenkte, bis sie sich seinem Auge verlor.

4.

Wie einst Loth's Weib, stand der Künstler gleich einer Salzsäule wohl über eine Stunde noch auf dem Wege, wo ihm das Kleinod seines Herzens entschwunden, das er jetzt so wenig kannte wie zuvor. Er hatte von allen den so nöthigen Fragen, die er an die Unbekannte richten wollte, nicht nur keine gethan, sondern vielmehr Stoff zu tausend andern erhalten, die ihm Niemand beantworten konnte, als sie selbst. Wer ist denn dieses sonderbare Wesen, das durch ihre Lieblichkeit und Anmuth Alles bezaubern muß, was sich ihr naht? Es ist nicht jenes Spiel tändelnder Eitelkeit, der Sucht zu glänzen oder zu verführen; und doch erreicht es beide Zwecke. Trotz dem äußern Schein des Reichthums und der Vornehmheit hingegen, ruht offenbar ein drückendes Verhältniß auf ihr, dessen Daseyn der manches Mal schwermüthige Blick und ein leises Seufzen verräth. — O welchen Zweifeln gibt der Gedanke darüber Raum; und dennoch kann er sich von dieser Erscheinung nicht losreißen, welche ihm einst theuere Züge trägt, deren Gewalt wieder sein Herz bestürmen —!

„Ist es nicht Thorheit," sprach er zu sich selbst, „sich dem gefahrvollen Sturm der wellenähnlichen Liebeswelt, die uns bereits Alles gekostet, von Neuem zu ergeben? Wenn es wieder nur ein schön gestaltiges Phantom wäre, das, sobald man es umarmen will, wie ein Nebelbild zerfließt; — ein Irrlicht, das

uns immer mehr in die Untiefen des Unglückes hineinlockt? — wenn? — Doch nein! das waren keine Irrsterne, die aus ihren Augen glänzten; auf diesen Lippen, den Rosenpforten ihres Herzens, kann keine Lüge wohnen. Die Anspielung mit der Jungfrau und dem goldenen Apfel hat einen Sinn. — Sie wollte öfter etwas sagen, das ihn näher erklärt hätte. — Sie hat meine Erschütterung bemerkt und gut aufgenommen. — Hier muß Wahrheit liegen, oder die Wahrheit ist eine ewige Betrügerin!«

„Ja, das, was man oft für Wahrheit hält, lieber Freund!« schreckte ihn dicht an ihm eine Baßstimme aus seinen Betrachtungen auf. Es war ein Klostermönch, der vom frommen Gange mit Brevier und Stab, auf dem nämlichen Wege zurückkam, den unser Künstler in seine Schwärmereien vertieft, ohne es zu wissen, schon weithin in den dunkeln Abend eingeschlagen hatte.

Ganz betroffen, daß er einen Ohrenzeugen seiner Herzensergießungen und Ausrufe gehabt haben könnte, antwortete er ziemlich verwirrt:

„Ei, Hochwürdiger, sind Sie schon lange hier? haben Sie etwa von mir Etwas gehört?«

„Allerdings, lieber junger Freund,« versetzte dieser lächelnd, „habe ich Etwas gehört, was mich indeß recht freuen soll, wenn es sich so verhält, und zwar mit voller Ueberzeugung und Zustimmung.«

„Wie! Sie wissen? Sie nehmen Antheil an einem Ereignisse, das — «

„Wenn es Ihnen damit Ernst ist, aber nur dann auch gut ausfallen kann. Glauben Sie mir, mein Sohn, auch ich bin ein Praktikus in den Lebens-An-

gelegenheiten; es geht nichts über dieses einzige wahre Glück. Es ist der sicherste Hafen gegen allen Sturm und anderes Wetter, das die Menschen draußen herumstäubt und kehrt; — die letzte, aber die beste Heimath auf Erden. Ich lobe ihre Wahl, und sehe mit Lust ihrer Verwirklichung entgegen.« —

„O! wenn ich schon so nahe dem Ziele wäre! — Aber ich bin erstaunt, wie können Sie von einem Ereignisse unterrichtet seyn, das in ihrer Abwesenheit vorgefallen?«

„Eben darum, weil ich abwesend war,« schmunzelte der Mönch, „und weil ich anwesend war in Marino.«

„In Marino?!« fuhr lebhaft und hocherröthend der Künstler heraus. „Wer hat Ihnen das gesagt?«

„Ihr und mein guter Bekannter, der Maler, der Sie erst heute Morgens verlassen.«

„Unbegreiflich! Wie mag dieses zugehen! — Aber wie? er ist in Marino? was hat er dort zu schaffen?«

„Er soll unter uns gesagt einige weltliche Angelegenheiten haben; es ist ein lustiger Kumpan. *) Doch was bekümmert uns das; mich interessirte nur, als er mir ihren löblichen Entschluß mittheilte, mit dem er sich aber nicht verständigen wollte.«

„Meinen Entschluß? dehnte wie ein aus dem Traume Gerüttelter der deutsche Künstler hinaus.«

„Nun ja, den ganzen Quacksalberkram der Welt aufzugeben, und Ruhe, Glück und Heimath in unserm Kloster zu finden. Nun, ist es nicht das?«

Dem Künstler war jetzt wie einem Schatzgräber

*) So viel als Gesell.

zu Muthe, der, nachdem er den goldenen Hort schon aus der Grube heraufschimmern sieht, ihn plötzlich unter Schreckens-Gedonner wieder hinabrollen hört.

„Was ist Ihnen, lieber Freund?“ ermahnte ihn der Mönch, als er ihn bleich und sprachlos sah. Sie sind doch nicht krank geworden? Kommen Sie, wir haben nicht weit in das Kloster, und Frater Cölestin führt in seiner Apotheke kräftige Magen-Essenzen. Es wird nur eine Erkältung seyn.“

„Nein, lassen Sie mich,“ versetzte ihm der Künstler, indem er sich von seinem Arme losmachte, — „ich muß fort! Wie weit ist es noch nach Marino?“

„Sie wollen doch bei eintretender Nacht nicht nach Marino gehen?“

„Ja, und zwar ohne Aufschub. Sagen Sie mir nur, wie viele Legen sind dahin?“ *)

„Mein Sohn! es ist unmöglich! lassen Sie Sich rathen. Um Gotteswillen, was fehlt Ihnen denn auf ein Mal? Sie zittern ja an Händen und Füßen! Sie bekommen das Fieber; **) die Gegend ist Nachts auch nicht geheuer; wahrhaftig, ich lasse Sie nicht fort.“

„Halten Sie mich nicht auf; es ist umsonst; ich muß sogleich nach Marino.“

„In Gottes Namen!“ gab der Mönch endlich nach. „Aber Sie haben vier gemessene Legen, kommen, wenn Sie anders ihr guter Engel beschützt, um Mitternacht an, und finden keine Herberge im ganzen Orte mehr.“

*) Italienisches Zeitmaaß, ungefähr eine halbe Stunde. (una lega).

**) Das Maremmen-Fieber ist im Sommer sehr gewöhnlich.

„Ich kann unter dem Sternenhimmel auf freier Erde schlafen; vielleicht ohnedem bald unter ihr!“

„Um Himmelswillen!“ jammerte der Mönch neuerdings auf, „Sie haben doch nichts Sündhaftes vor? Bedenken Sie ihr Seelenheil! Müßte ich nicht in's Kloster zurück, gerne wollte ich Sie begleiten,“ setzte er gutmüthig hinzu.

„Ich danke Ihnen, hochwürdiger Herr,“ beruhigte ihn der Andere. „Befürchten Sie nichts; es hat nichts auf sich. Es ist eine von den Launen, denen unsere Künstler-Klasse ja nur zu sehr unterworfen ist. Ich verspreche Ihnen sogar wieder zurückzukommen, und wer weiß, vielleicht dann dennoch auf immer bei Ihnen zu bleiben.“

Dieses letzte Argument machte den Mönch wieder ganz ruhig und zufrieden. „Gäbe dieses der Himmel recht bald!“ sprach er. „Ich will in Ihre Angelegenheiten nicht dringen; aber eine Mahnung mögen Sie mitnehmen, daß derjenige nur den Täuschungen der falschen Welt entkömmt, der ihr entsagt. Und nun leben Sie wohl, ich gebe Ihnen meinen Segen, und möge er Ihnen gut anschlagen, mein Sohn! Vergessen Sie Grotta Ferrata nicht.“

„O gewiß nie!“ seufte der Künstler. „Vielleicht kehre ich recht bald zurück! Sollte ich in drei Tagen nicht wieder kommen, so schicken Sie meine Kopie von der Jungfrau mit dem goldenen Apfel sammt meinem Gepäck in das Gasthaus der Deutschen nach Rom. Darf ich mich darauf verlassen?“

„Pünktlich,“ versprach ihm der gute Mönch. „Möge Sie der Himmel vor allem Unglück bewahren! — Ein sonderbarer Mensch! sind doch alle toll

diese Künstler!« brummte er noch lange vor sich hin, während dieser im wahren Sturmschritte in die von der Nacht schon verdunkelte Gegend hinauseilte.

5.

Etwa hundert Schritte vor dem kahlen Orte Marino liegt ziemlich versteckt hinter buschigten Hügeln eine Villa. Mauern sind rings herumgezogen, und ein einziges Thor mit großen eisernen Riegeln und Querbalken, versagt lange nach Sonnenauf- und — vor Sonnenuntergang jedem den Eintritt, der nicht zur Familie gehört. Das Gebäude sollte in dem unruhigen Mittelalter eine Art Veste gewesen seyn, wenigstens erinnern daran die eingesunkenen Wälle, und der sich herumziehende Teich. Der jetzige Besitzer hatte wenig gethan, ihm diese finstere Ansicht zu benehmen; vielmehr durch Vieh- und Hühnerställe die früheren Breschen ausgefüllt, und vor Allem die Fenster mit Jalousien und überdieß noch schwerfälligen Außenläden gleich Vorwerken versehen. Einige waren sogar noch wie Nonnen-Zellen mit inneren Drahtgittern vermacht, um ja nicht von irgend einer Anhöhe oder einem Baume herab befriedigende Einsicht zu gewähren. In einer solchen modernen Zelle saß ein schönes Mädchen schmollend und in tausenderlei Gedanken vertieft; nämlich die Unbekannte zu Grotta Ferrata. Der Nachhauseritt hätte recht angenehm und schwärmerisch selig seyn können. Erinnerungen, die gleich Zuckerfrüchten einen wonnigen Nachgeschmack hatten, tauchten immer süßer auf; aber diese Herzensspeise war von dem Begleiter aus dem vollen Vor-

rath von Galle, die in ihm kochte, völlig verbittert worden. Nichts konnte ihm recht geschehen! Der Esel trottelte viel zu lahm und träge daher. Daran war Niemand Schuld, als die vortreffliche Reiterin, die in ein paar Stunden vergessen zu haben schien, was er sie Monate lang gelehrt hatte. Freilich hatte es seine Richtigkeit, daß das gute Thierchen nicht sehr vorwärts ging, denn die Schöne hielt den Zügel mit aller Anstrengung, um länger in der Klosternähe zu bleiben. Die Peitschenhiebe, die es dann seitwärts von dem Reiter bekam, und das Mädchen in Gefahr setzten, das Gleichgewicht des Körpers auch noch zu verlieren, mochten allerdings als eine zu weit getriebene Rüge gelten, und sie ebenfalls verstimmen. Dazu kamen noch verschiedene spöttelnde Bemerkungen, welche sie unbeantwortet ließ, und als dieses den Reiter noch mehr reizte, mit etwas verzogenem Munde und nicht minder eigensinnigen Kopfnicken zurückgab.

„O!“ sprach der Gesporute, „wir werden endlich doch mit diesem Köpfchen, dem man schon viel zu viel nachgesehen, noch fertig werden. Es kömmt nur darauf an, daß man der Signoria die Gelegenheiten abschneidet, die sie stets zu ergreifen weiß, um mich zu ärgern; welches, wie mich dünkt, seit einiger Zeit zu ihren Hauptergötzlichkeiten gehört. — Kaum erkenne ich mehr das sonst so fromme Täubchen, das aus dem Institut in mein Haus, wie in ein weiches Nest geflattert ist, und mir zugegirrt hat, daß ich ihr allerliebster Vormund sey, und Sie keinen andern Mann als mich um sich wolle. Ist das wahr oder nicht?“

Die Erzürnte gab darauf wieder keine Antwort; aber dieses Mal konnte sie nicht, weil ihr ein gewal=

tiges Gähnen ankam. Jener dadurch noch mehr aufgebracht, fuhr in seinem Predigerton desto schärfer fort:

„Ich war der Narr, Ihnen alle Meister zu halten, bis der verdammte Guitarrespieler es versuchte, sich in Ihre Wohlgewogenheit hineinzuklimpern, und dafür seinen Abschied bekam. Sie machten mich glauben, daß Sie damit wohl zufrieden wären; indem er Ihnen ohnehin statt der Lection nur albernes Zeug vorschwätzte und beruhigten mich wieder. Ich machte Ihnen die Freude eines Esels, den Sie verlangten, und gab endlich Ihrer Laune so weit nach, Sie sogar als Ihr quasi Stallmeister nach Grotta Ferrata zu begleiten, wohin Ihnen so ganz erstaunlich gelüstete. Hatten Sie etwa schon Ahndungen und Inspirationen von einem Maler, dem nach der Jungfrau mit dem goldenen Apfel ebenfalls eine Lust ankam? Wahrhaftig! das Rendez-vous war überraschend schön und rührend! Schade, daß der poetische Malerpinsel sich mit dem schlechtgetroffenen Conterfey, — denn ich sah es recht gut seitwärts, es sollte Ihr Portrait seyn, — begnügen müssen wird! — Muß ich Sie an das Testament ihrer Mutter erinnern? wissen Sie noch, was Sie der Sterbenden angelobten: nur mich — oder nur aus meiner Hand einen Bräutigam zu nehmen?“

Bei diesen Worten verhüllte die Schöne lautweinend ihr Gesichtchen und schluchzte: „o meine Mutter, meine Mutter! wie geht es deinem Kinde!“

„Nun, können Sie Sich etwa über mich beklagen?“ fuhr der Vormund begütigter fort. „Fehlt es Ihnen am Nöthigen? Habe ich Jahre lang mir nicht alle erdenkliche Mühe gegeben, Ihnen zu Gefallen zu

leben? — Habe ich nicht die vielen Fristen Ihrer immer sich verzögernden Erklärung mit unsäglicher Geduld abgewartet? O liebes Täubchen! zerschmolz er in Zärtlichkeit, „sey doch nicht so grausam gegen mich; sey mir gut; gebe ein Mal Deine Einwilligung. Sieh, es ist eine große Sünde, das der sterbenden Mutter gegebene Wort so lange nicht zu halten. Ihre Seele hat deßhalb keine vollkommene Ruhe; kann vielleicht nicht zur ewigen Wonne gelangen, wird Dir zürnen! Es ist Pflicht einer frommen Tochter, Pflicht gegen Deinen Dir verwandten Vormund, der ohne Dich nicht leben kann, und der aus dieser Ursache Dir immer Deine Schwächen nachgesehen hat.“ So girrte in einem fort der alte Tauberer in die Mündel hinein, und nahm ihr Händchen, und drückte und küßte es, und suchte durch Streicheln ihres Kinnes den abgewandten Blick wieder zu erhalten; indeß ihr Sträuben ihm deutlich genug zeigte, daß er ihr als zärtlicher Liebhaber noch widerlicher sey, denn als grollender Vormund und Onkel à la mode de Brétagne. — Er würde sie wahrscheinlich noch lange fortgequält haben, wenn nicht die alte Beschließerin, die einzige weibliche Bedienung in der strengen Haushaltung, das Abendessen angekündigt hätte.

Der Herr Vormund, welcher Anstands halber keine Blößen seiner menschlichen Schwächen geben wollte; obwohl sie Jedermann bis zum Viehhirten herab kannte, nahm sogleich wieder seine väterliche Autorität an, und forderte die Mündel auf, ihm zu folgen, und ihrem Schmerz beim Andenken an ihre Frau Mutter selig nicht gar zu sehr nachzuhängen.

„O! wenn die Signora,“ — kickerte die alte Be=

schließerin darein, — „nur erst ein Mal unsere Patrona wird, *) was mit Hilfe der Heiligen recht bald geschehen kann, da in Kurzem auch die Zeit der Minderjährigkeit abgelaufen seyn wird; indem es jetzt gerade drei Jahre sind, daß —“

„Schon gut,“ polterte der Vormund darein, „wir wissen es schon selbst, nicht wahr, liebes Kind? Wir wollen jetzt auf den starken Ritt einen guten Nachtschmaus einnehmen. Komme, komme!“

„Ich danke für heute,“ sprach diese noch halb weinerlich, „es ist mir unmöglich jetzt zu essen; und überhaupt, ich habe keinen Appetit, ich sehne mich lieber nach Ruhe.“

„So?“ — dehnte der Onkel à la mode de Bretagne zornblickend hinaus. — „Auch gut. Morgen hoffe ich, daß Sie hinlänglich gefaßt sind, das Weitere zu hören, was wir noch mit einander zu sprechen haben.“ Voll Aerger trollte er die Alte zum Zimmer hinaus, warf noch einen Kommandantenblick auf sämmtliche Fenster und Winkel, und hinter sich verschließend, zog er auch noch den Schlüssel ab.

6.

Die schöne Mündel nun allein und eingesperrt, hatte volle Muße sich recht auszuweinen. Ihre Lage war traurig und sogar bedenklich genug. Allerdings hatte der Vormund bedeutende Rechte auf sie gewonnen; aber auf welche Art errungen?

Von des Vaters frühen Tod hörte sie nur er-

*) So wird die Frau vom Hause genannt.

zählen; die Erinnerungen an die Mutter knüpften sich an ihre Kinderjahre. Diese, eine ehemalige Schönheit von Rom, tändelte manches Mal mit ihr in den wenigen Augenblicken, die ihr Putzsucht und Galanterie übrig ließen. Als das neunjährige Mädchen Anlage zeigte, die Mutter dereinst zu verdunkeln, mußte sie sogleich in ein Erziehungshaus, dem eine gravitätische Donna Olympia vorstand, die ganz allein für eine Festung gelten konnte.

Hier fing der Onkel à la mode de Brétagne, der mit Absicht den Dornenpfad der Gunst bei ihrer Mutter am längsten als Blumenbeet behandelte, schon an, seine Feldherren-Talente zu zeigen. Ein Bombardement von Kaffeetuten, Zuckerhüten, Thee- und Tabaks-Lieferungen auf das stets zum Empfang bereitete Magazin der Vorsteherin, öffnete ihm eine Bresche bis zu der schönen kleinen Gefangenen. Die Wache ward bald durch unwiderstehlichen Metallschimmer geblendet, das Mädchen aber mit Honigworten und Zuckerwerk so überschüttet, daß sie in ihrem lieben Onkel à la mode de Brétagne einen wahren Trost und Rettungs-Engel aus ihrer Einsamkeit sah.

Der Hinterlistige hütete sich, sein fein angelegtes Spiel zu verderben; es galt ein wunderschönes Kind mit 80,000 blanken Piastern einzuärnten. Dieser Hort sollte ihm bald verfallen seyn. Eines Tages wurde das Mädchen an das Krankenbett ihrer Mutter geführt, welche schon ganz unverständliches Zeug sprach, das nur der Onkel zu erklären verstand. Er brachte heraus, daß ihn die Sterbende zum Universalerben mit der Bedingung ernannt, ihre Tochter, sobald sie mündig geworden, zu heirathen, oder nur

demjenigen ausfolgen zu lassen, den er bestimmen würde. Das Töchterlein weinte entsetzlich und schwur was man wollte, während ein fremder Notarius im nämlichen Sinn alles niederschrieb. Die Sache ging erstaunlich schnell und geheim, aber gerade so, wie es die Umstände erforderten.

Niemand wunderte sich, als bald darauf das rosigte Mädchen aus dem Institut heraus in die wahrhaft väterliche Verwahrung des Onkels à la mode de Brétagne kam, der jetzt noch dazu ihr Vormund geworden. Bis zu ihrer Volljährigkeit sollte sie hier gegen die üblen Einflüsse der Welt gleichsam hermetisch eingeschlossen werden, damit kein Querstrich die nahe gut beendigte Rechnungsaufgabe verderbe. Allein der Strich blieb nicht lange aus. Hängt ein Vögelchen aus vergittertem Zimmer im dunkeln Haus in einem luftigen Käfig vor das Fenster hinaus, und es wird ganz entzückt zwitschern und singen. Aber bald wird es merken, daß draußen noch mehr Raum und noch freiere Luft ist, in der so munter die Brüderchen schweben und schaukeln, — und es wird sich wieder gefangen dünken. — So die Mädchen vor Allem, die etwas Aehnliches mit jenen gefiederten Bewohnern der Luft haben.

Dem theuern Onkel, der bis über die Ohren verliebt war, wurde eine Freiheitserweiterung nach der andern abgeschwatzt, gekoset oder getrotzt. Seine Eitelkeit auf den bisherigen Sieg gestattete nach und nach alle diese Dinge in der Zuversicht, daß sie ihm nicht mehr schaden könnten. So lange die schöne Mündel keinen andern Mann als ihn sah, hatte sie auch noch gar keinen Begriff, daß Ihr einer mehr als der an=

dere gefallen könnte. Zu dem ersten Vergleich gab der uns schon durch des Onkels Predigt bekannt gewordene Guitarre-Spieler Anlaß. Er war ein junger schmucker Mensch, der durchdringende Feueraugen hatte, und, wie wir hörten, auch davon Gebrauch machte. Allein er mußte es doch auf irgend eine Art mit ihr verdorben haben, weil es dem Onkel gelang, ihn von der kaum erstiegenen Bastion wieder herabzuwerfen. — Eine Zeit lang verschwendete sie alle ihre Zärtlichkeit an den Esel, auf den schon der Onkel beinahe eifersüchtig geworden wäre, als endlich der unglückselige Spazierritt nach Grotta Ferrata, der jungen Mündel die Augen, und durch diese das Herzchen öffnete, dem Onkel aber durch Augen, Ohren und Mund das Wasser der höchsten Gefahr, wie einem halb Ertrinkenden, lief.

Ach! er hatte sich nur zu gut wieder auf das Trockene gebracht! Sie allein schwamm jetzt in ihren Thränen! Unaufhörlich dachte sie auf den stattlichen deutschen Maler mit dem Knebelbarte und kräftigen Lockenhaare, mit den blauen Augen und der zarten schwärmerischen Miene voll edler Haltung. Sie musterte wohl zehn Mal seine ganze Gestalt und alle seine Handlungen und Worte durch, und aus jedem floß von selbst der Schluß hervor: er liebt Dich. — Und nun ging der Kettenschluß alle ihre Empfindungen und inneren Bewegungen durch, und endete ganz folgerichtig damit: ich liebe ihn auch. Aber von allen diesen Schlüssen blieb nur die Kette allein, mit der sie an den abscheulichen Onkel angebunden war, der seine Absicht nur zu deutlich erklärt hatte und ihr die letzte Hoffnung nahm, daß sie, wenn gleich nur durch

ihn, doch einen andern Mann noch erhalten könnte. Aber mitten in diesen durch Schluchzen unterbrochenen Betrachtungen drang ein liebliches Zitherspiel in ihr aufmerksam lauschendes Ohr.

Die Töne kamen nach ihrer richtigen Berechnung von der Seite her nach Grotta Ferrata. Sollte er es seyn? o welcher süße Gedanke! Sie lauscht wieder; aber nun glaubt sie Melodien, die sie schon öfter gehört, zu erkennen. Gewiß, es ist der junge Wagehals von Guitarrespieler, der sie schon ein Mal durch sein Ungestüm in Verlegenheit gebracht, und schlimme Tage bei dem Onkel verursacht hatte. Er sitzt wieder draußen im Mondenschein, und trillert ihr seine Liebe vor, wie es in den schwülen Nächten italische Sitte ist. Ach! das schöne Lied beschwört alle ihre geheimen Gefühle aus der Tiefe ihrer sehnsüchtigen Seele herauf! Doch es gilt einem andern, und er vermuthet nicht, daß er für einen Nebenbuhler alle seine Zärlichkeit ausströmt. Doch horch! welcher heftige Stimmenwechsel! er dünkt ihr nicht ganz fremd. Die großen Bullenbeißer schlagen an; es gibt Lärm im Hause; ein Schuß fällt donnernd in ihr Ohr. — Mein Gott, was soll das seyn!

7.

Bald trippelte es die Stiege herauf und kam ächzend und wehklagend vor die Kammerthüre der schon in Schrecken gesetzten Mündel: „Machen Sie auf, Signora! machen Sie auf!“ schrie die alte Beschließerin.

„Was ist es! was gibt es im Hause?“ rief ihr

diese hinaus. „Ich kann nicht öffnen, ich bin eingesperrt; der Herr Vormund hat den Schlüssel.“

„O der Herr Vormund!“ jammerte jene fort; „wer hätte das geglaubt! was wird das für eine Geschichte geben!“

„Um's Himmelswillen,“ zitterte das Mädchen, dem bei der Sache ganz unheimlich wurde; „spreche Sie doch, was ist geschehen?“

„Was geschehen ist? — O! ich bebe am ganzen Leibe, und ich werde sogleich ein niederschlagendes Pulver einnehmen müssen. — Das wird ein Spektakel geben! das Gericht! die Sbirren! *) wir können alle unglücklich seyn!“ —

„So rede Sie nur, Margaretha! ich sterbe sonst vor Angst. — Es wird doch nicht Jemand —“

„Erschossen worden seyn,“ fiel Frau Margaretha ein. „Allerdings, aber Gott sei Dank, der Herr Vormund, der gnädige Herr Patron, ist es nicht; — aber leider! er hat einen erschossen.“

„Er hat einen erschossen?!“ stockte der Mündel Rede.

„Ja, er kann jetzt mausetodt seyn; denn er ist umgefallen, als wäre er nie gestanden; und sie haben ihn nur so fortgeschleppt.“

„Mein Gott! wer ist es?“

„Das weiß man noch nicht recht. Es kann auch ein Spitzbube gewesen seyn, der nächtlicher Weile böse Absichten vorhatte, oder sonst ein Beutelschneider und Gauner. Solche Leute sind vogelfrei und

*) Gerichtsdiener.

jeder Mensch kann auf sie schießen, ohne daß man einem etwas anhaben kann.«

„Also nicht der Guitarrespieler, den ich kurz vorher vor meinem Fenster vernommen zu haben glaubte?«

„Keineswegs,« versetzte die Alte; „obwohl dieser Friedensstörer verdient hätte, daß ihn die Bullenbeißer eine Zeitlang herumgezerrt, oder der Facchino *) tüchtig durchgegerbt hätte. — Nein, dieser ist mit heiler Haut davongekommen; aber der Fremde, der seinem Kleider-Zuschnitt nach, welcher nicht einmal recht eine christliche Tracht ist, und unter den närrischen jungen Leuten Mode seyn soll, die aus Deutschland nach Grotta-Ferrata kommen, um —«

„Aus Deutschland!« erscholl es mit einem Schrei im Zimmer, und ihm folgte ein Schlag auf den Boden, und es ward stille darauf. Die alte Beschließerin sank dabei in die Knie, und schrie: „Hilf, St. Veronika! und meine Schutzpatronin! die Signora! die Signora! den Schlüssel! Rettung!« —

Indeß war es gar sonderbar im Gehöfte der befestigten Villa zugegangen. Das Nachtkonzert hatte nicht nur der schönen Mündel, sondern auch des eifersüchtigen Vormunds Aufmerksamkeit geweckt. Dieser witterte sogleich den verwünschten Guitarrespieler, der trotz der schon erhaltenen derben Abweisung dennoch wieder sein Heil versuchte. Er folgerte nicht ganz unrichtig, daß er der Mündel nach dem Auftritt des verflossenen Abends vielleicht minder zuwider seyn möchte. Die zärtlichen Melodien, welche offenbare Liebes-Erklärungen ausdrückten, zeigten sein Bestre-

*) Hausknecht in Italien (eigentlich Lastträger.)

ben nur zu deutlich. — Das war genug, um ihn in vollen Harnisch zu bringen. Mit einem Sprunge war er aus dem Bette, und in wenigen Augenblicken stand der in Schlafrock Gehüllte mit Säbel, Pistolen und Karabiner bewehrt da. So schwer bewaffnet hätte er es vielleicht mit einem musicirenden Guitarrespieler in Person aufgenommen; allein, nun erspähte er durch die Ritzen seiner Jalousie-Läden nicht nur den auf einem abgehauenen Holzstamm phantasirenden Gegner, sondern noch einen mit hastigen Schritten dahereilenden Menschen. Er sieht, wie sie sich vereinen, miteinander besprechen, und vernimmt sogar einige verdächtige Laute. Nun ist es ihm trotz dem betrüglichen Mondlicht klar, wer die saubern Gesellen sind, und daß es auf ein Komplot zur Entführung der Mündel abgesehen sey. Seine Wuth übersteigt alle Gränzen; aber sein Muth hält ihn noch immer fest am Fenster, das wegen der Außenvorwerke nicht sobald erstiegen werden kann. Jetzt wird ihm die Bewegung des nächtlichen Feindes immer bedenklicher; zumal er sich weder durch das Hunde-Gebell, noch durch das Anrufen des bei der Thorpforte hausenden Facchinos abtreiben läßt. Derjenige Italiener, der den andern zuerst erschreckt, hat immer gewonnenes Spiel. Der fast rasend gewordene Eifersüchtige beschließt deshalb, sie auf eine solche Weise auseinander zu stieben, daß sie gewiß sobald an kein Abenteuer mehr denken. Sein Schuß soll ihnen so nahe über die Köpfe hinsausen, daß sie daran den vollen Ernst, den man zu machen gesonnen sei, erkennen möchten. In diesem heroischen Moment reißt er sein Fenster auf, legt an, drückt los, es knallt, — und als er

sich selbst von dem furchtbaren Schlag, den ihm der lange schon geladene Karabiner versetzte, einigermaßen erholt hatte, sieht er keinen Feind mehr auf dem Kampfplatze. Der Sieg macht ihn zum Helden. Er stürmt die Treppe hinab, versammelt um sich den Facchino, die Knechte der Villa, sammt den losgelassenen Haushunden, und wagt einen Ausfall, um die ganze Gegend zu säubern. Er sieht noch keinen Gegner; aber plötzlich entfallen seinen Händen Säbel und Pistolen. Er war auf einen hingestreckten Menschen-Körper gestoßen, den er bei der Mondeshelle, nebst den Fackeln, die er zum Ueberflusse noch mitgenommen, um den Feind besser zu erkunden, sogleich für den schon vermutheten deutschen Künstler erkannte, der ihm des Tages zuvor sein Leben so sauer gemacht hatte.

Nun verwandelt sich sein Triumph in die ungemessendste Angst. Schon fühlt er das ganze Kriminal-Gericht auf seinem Nacken sitzen, und mit Noth einige Anordnungen wegen dieses aus Zufall getödteten, ihm völlig unbekannten Menschen daherstotternd, zieht er sich in seine Burg zurück. Dort schleicht er sich in das Kämmerlein der alten Beschließerin, wo er stets, wie man vor Alters bei den Astrologen pflegte, guten Rath erholte; findet sie aber nicht mehr da; sondern wie eine Schrecken-verkündigende Eule auf der Stiege zur Mündel zusammengekauert. Nicht eher, als bis sie ihr niederschlagendes Pülverchen eingenommen, kann er die weitere bedrängende Kunde erfahren. Jetzt rafft er sich, von Schrecken und Liebespein gefoltert, auf, öffnet hastig das verschlossene Gemach, und sieht die schöne Mündel ebenfalls ohne Lebenszeichen auf dem Boden ausgestreckt.

8.

Gleich einem ägyptischen Todtengericht standen der Facchino und die Knechte der befestigten Villa mit dummen Gesichtern um den auf eine Trage gebrachten Körper des Getödteten, und hielten ernste Berathschlagung, was sie mit ihm machen sollten. Der Herr hatte ihnen in der Angst seines Herzens ein solches verwirrtes Zeug von Aufträgen gegeben, daß es unmöglich war, daraus klug zu werden. Nur der Haus-Facchino, der seinen Patron besser als ein anderer kannte, glaubte wohl den rechten Fleck zu treffen.

„Seht,“ sprach er mit dem untrüglichen zuversichtlichen Ton der ihm aus seiner ersten Laufbahn als Schulmeister noch anhing, „seht, ein Mensch, der sich nicht mehr rührt, nachdem er erschossen worden, ist unbezweifelbar todt.“

„Unbezweifelbar,“ brummten die Andern nach.

„Aber,“ fuhr jener, durch dieses Eingeständniß seiner Entdeckung ermuthigt, fort: „ein Todter gehört nicht mehr unter die Lebendigen.“

„Ja, aber —“ wollten Kopf-schüttelnd die Knechte einwenden; — doch der Facchino, als ihr Haupt, donnerte sie sogleich an.

„Ihr Tölpel und hohlen Köpfe ihr! wer soll einen Todten aufnehmen? Der Gemeinde-Vorsteher schläft noch, und darf wegen keinem Lebendigen, viel weniger wegen einem Todten aufgeweckt werden. In die Locanda,*) die zugleich Apotheke ist, wird Nachts

*) Wirthshaus.

Niemand eingelassen, der nicht entweder zu essen oder noch Medizin einzunehmen im Stande ist, und beides gleich mit baarem Gelde bezahlt. *) Aber dem seine Taschen dünken mich so leer wie ausgenommene Nester; und deshalb würde sich auch der Barbier gegen ihn verwahren, und wir könnten noch für ihn zahlen müssen. Dem Herrn Pfarrer dürfen wir aber gar nicht kommen; denn da dieser Mensch nach seiner Tracht offenbar ein Ketzer ist, so gehört er unter die Verdammten, und zwar um so mehr, da er sich als todt nicht mehr bekehren kann.«

Hier bekreuzten sich scheu herumblickend die Knechte einer nach dem andern; der Exschulmeister aber und jetzt regierende Haus-Facchino vollendete seinen Sermon.

„Da er nun kein Christ ist, so gebührt ihm ohnehin keine geweihte Erde, und er kann mit allem Fug gleich auf dem Moorgrund eingescharrt werden, wo unser gefallenes Vieh hinkömmt. Ja, es ist zu unser Aller Heil keine Zeit damit zu verlieren; denn wenn es Tag wird, so kann jeder von uns, der bei ihm angetroffen wird, ein Kandidat zum Galgen werden.«

Dieses Argument wirkte ungleich am stärksten auf die schaudernde Versammlung. Schnell wurde die Trage mit dem Abgeurtheilten den tüchtigsten Schultern überliefert, und der Zug nach dem Moor angetreten.

Auf dem Wege dahin mußten sie aber vor drei großen Eichen vorüber, deren Stämme vor Alter schon ganz ausgehöhlt waren, und die man in der Gegend gemeinhin die drei Hexenbäume nannte. Die

*) Polizeiliche Einrichtungen in Italien.

Schritte der Träger beugten immer mehr und mehr zu einem Umwege aus, als sich auf ein Mal ein Halt! — vernehmen ließ.

„Habt ihr was gehört?“ riefen sie zugleich dem vorausschreitenden Facchino zu. — „Ei! es ist nichts als eure Furcht!“ —

„Halt!“ scholl es deutlicher. — „Bei St. Christoph meinem Namenspatron!“ sprach ein Vorträger, ich gehe nicht weiter.“ „Wir auch nicht,“ verlautete es bei den übrigen, und alsobald setzten sie in Uebereinstimmung trotz dem Schimpfen und Toben des Facchino, die Trage mit dem Körper nieder.

Kaum steht sie aber auf der Erde, als Alle unter vielfacher Bekreuzung, mit dem Schrei: „barmherziger Himmel, stehe uns bei!“ reisaus nehmen, und zwar der heldenmüthige Facchino an ihrer Spitze. Das Schreckbild, das sie forttrieb, als wäre der Blitz unter sie gefahren, war nichts geringeres, als daß sich der Todte allmählich zu rühren, dann zu erheben anfing, und eine schwarze Gestalt, aus den Hexenbäumen hervorkommend, beständig rief: „Halt! halt!“

Noch aus der Ferne sahen die Knechte, daß dieser Schwarze, welcher nichts anderes als der leidige Böse gewesen, sich auf den noch mit ihm ringenden todten Verdammten geworfen, ihm die Seele gleich einem Fuchsbalg ausgestreift, und hinter den Hexeneichen mit ihm verschwunden sei. Sie waren bereit, darauf ein Jurament zu schwören, und noch auf den heutigen Tag erhält sich davon die schauerliche Sage in der ganzen Gegend.

Das Wahre davon bestand darin: daß der deutsche Künstler durch den Italiener nur einen Prellschuß,

jedoch so nahe am Schlafe erhielt, daß er davon längere Zeit besinnungslos geworden, für todt angesehen werden konnte. Das Rütteln während dem Forttragen weckte aber bald seine Lebensgeister, und ward zuerst von dem Guitarrespieler bemerkt, der während der Hauptschlacht im Getümmel der Verwirrung sogleich fortgelaufen war, und sich in den Hohlungen der Hexenbäume einen Versteck gesucht hatte, bis Alles vorüber wäre. Bald sah er die Knechte mit der Trage, worauf der unglückliche Freund lag, daherkommen; aber er bemerkte auch im Vorüberziehen an den Bäumen, daß er sich rege, und rief ihnen sogleich, in seinem dunklen Mantel hervorspringend, sein Halt! zu. — Das übrige des Abenteuers haben wir mitangesehen.

Die beiden Freunde umarmten sich, froh ihrer gegenseitigen Rettung aus dieser ihnen so gefährlich gewordenen Geschichte. Da sie es indeß für rathsam fanden, sich aller weitern Aufmerksamkeit der Knechte, denen auf einsamem Moor in der Nacht nicht viel zu trauen war, zu entziehen; so benützten sie ihren Schrecken und die Sage von den Bäumen, um hinter ihnen ungestört die gegenseitigen Aufklärungen zu geben, deren sie so nöthig hatten.

„Was soll Alles dieses?“ drang der Deutsche in den Guitarrespieler, in dem er gleich Anfangs seinen Römer von Grotta-Ferrata erkannt hatte. „Ich begreife kein Wort davon. Ich komme Nachts in Marino an, um gewisse mir wichtige Erkundigungen über eine Person einzuziehen; finde Sie vor einer Villa in dem unzweideutigen Aufzuge eines Verliebten; wollte, mußte Aufschluß darüber haben; Sie verweigern ihn mir

hartnäckig; es wird Lärm; — und was weiter geschah, kann ich nur aus dem Schmerz am Kopfe und der Geschwulst daran vermuthen. —

Der Römling, *) der mit seiner feinen italienischen Nase schon gestern ihm auf die Spur gekommen war, und den Diplomaten spielen wollte, war seinerseits nicht weniger erstaunt über seine plötzliche Ankunft in Marino; da er eher geglaubt hätte, ihn in einer Kalmadulenser-Kutte zu erblicken, als auf der Fährte, die ihm so abweichend davon dünkte.

„Denken Sie davon, was Sie wollen,“ versetzte der deutsche Künstler; „aber es steht jetzt so sonderbar mit mir, daß mir die ganze Lust zum Klosterleben vergangen ist.“ Nun erzählte er ihm mit feurigen Farben den Auftritt mit der unbekannten Schönen in der Kunstkapelle, ohne vor Eifer zu bemerken, wie der Römer bei jedem Wort seine Gesichtsfarbe wechselte, Als jener endlich geendigt hatte, und den Römer mit Fragen über diese schöne Unbekannte, die nach ihrer Aussage in Marino oder Rom wohnen sollte, bestürmte, — gab dieser mit einem sonderbaren Lächeln sein Befremden darüber zu erkennen. Er meinte, es möchte sich wohl eine Schöne einen Scherz mit ihm erlaubt haben, der sein Gepräge schon darin trüge, daß Sie ihm zugleich zwei Wohnorte miteinander angegeben hätte. Kein Wasserguß kann einer auflodernden Flamme gefährlicher werden, als es diese ausstudirte kaltblütige Antwort für die Herzens-Wallung des Deutschen war.

---

*) Dimin. von Römer im spöttischen Sinn.

9.

Ein rechter Herzensbrand wird durch ein kaltes Bad nicht sogleich abgekühlt. Die Liebesflammen des Deutschen schlugen von Neuem aus, trotz dem ungerechten Vorurtheil, das man gegen seine Nation hegt. — Die Liebe des Franzosen ist ein Raketen- oder Schwärmer-Feuerwerk mit viel Knall und Geprassel, aber desto weniger Dauer; die des Italieners ein Lauffeuer voll vulkanischer Bestandtheile, das gerne im Finstern fortwirkt; — aber die des Deutschen, jedoch mit einigen nicht unbedeutenden Ausnahmen, — ein ewiges Lampenlicht, das noch am Grabe der Geliebten fortbrennt.

Ich erinnere meine Leser gegen allen hämischen Einwurf, daß ihm die erste Geliebte nicht gestorben; sondern untreu geworden; folglich sich hier mein Liebes-Lampen-Licht nicht anwenden läßt. Allein die bloße Aehnlichkeit der schönen Unbekannten mit der ehemaligen Geliebten reichte schon hin, sein Herz so unauslöschbar zu entzünden. Vergebens war daher alle verschmitzte Dialektik seines aufrichtigen Kunstfreundes, der ihm einen Roman nach dem andern vordichtete, um ihn von seiner Hauptidee abzubringen.

„Sie sind irrig daran," sagte er, „wenn Sie glauben, eine solche Schöne, wie Sie mir so lebendig beschreiben, wohne in jener Villa dort, wo wir uns gestern Abends so sonderbar trafen. In jener Villa befindet sich ein grämlicher Prokurator, mit seiner einäugigen und höckerichten Haushälterin, in die er nichts desto weniger verliebt ist, und sich da-

durch dem Spott und der Neckerei in der ganzen Gegend preisgibt. Eben diesen Abend hatte ich mir vorgenommen, mein Müthchen wegen einer von ihm erhaltenen Insolenz an ihm zu kühlen — «

„Mit Melodien auf der Guitarre, welche förmliche Liebes-Erklärungen enthielten?« unterbrach ihn der Andere beißend.

„— Allerdings; um ihn recht eifersüchtig zu machen; darin liegt eben der Scherz.« —

„Kann seyn für Sie, aber nicht für mich,« zürnte der deutsche Künstler nun ernstlich. „Machen Sie solche Mährchen Kindern glauben; ich weis, woran ich bin. Um aber völligen Aufschluß zu erhalten, den Sie mir zu geben wahrscheinlich aus guten Gründen nicht gesonnen sind, wird es das Beste seyn, geradezu solchen in der Villa selbst abzuholen.«

Mit diesen Worten machte er Anstalt sich auf den Weg dahin zu begeben; aber der Römer, der nun auf das äußerste getrieben war, beschwor ihn von einem Schritt abzustehen, der unter den eben erlebten Ereignissen für Sie beide nur unangenehm ausfallen könne.

„Sie kennen unser Landvolk nicht,« versicherte er ihn. „Es würde ein gewaltiges Spektakel geben, wenn wir uns dort noch ein Mal zeigten. Vergebens würden Sie lebendig seyn wollen; sie müßten ein Todter bleiben, und was noch schlimmer ist, ein herumwandelndes Gespenst. Ich aber könnte von den Sbirren als ein Spitzbube, der Nachts in der Villa einbrechen wollte, aufgefangen, und Gott weis wie lange in ein Loch gesteckt werden. Das Klügste ist daher,

daß wir uns so bald als möglich aus dem Staube machen.“

„Keineswegs,“ entgegnete der deutsche Künstler. „Gerade unser Wiedererscheinen wird der albernen Geschichte, woran Sie allein Schuld seyn mögen, ein Ende machen; die Besorgnisse zerstreuen, die dadurch verursacht worden sind; und mich,“ setzte er etwas bitter hinzu, „von der Aufrichtigkeit meines Freundes überzeugen, der mir noch gestern sein inniges Wohlwollen zugeschworen hat.“

„Seien Sie dessen ganz gewiß,“ vermaß sich der Römling. „Ich werde Alles für Sie thun, was Sie immer verlangen können, und vielleicht noch mehr; aber verschonen Sie mich mit der Zumuthung, Sie in die Villa zu begleiten. Ich habe zu triftige Gründe dieses nicht zu thun.“

„Fast möchte ich glauben,“ lächelte der deutsche Künstler, „daß Sie dort eine unglückliche Rolle gespielt haben, und daß das eben erlebte Ereigniß die letzte Katastrophe davon war. Ist es so?“

„Möglich,“ murmelte erboßt der Römer; „aber ich werde mich zu rächen wissen.“

„Nur nicht auf Kosten der Schönen,“ sprach der deutsche Künstler fest; „denn ich erkläre mich zu ihrem Ritter unter allen Verhältnissen.“

„Auch dann,“ gab ihm spitzig der Römer zurück, „wenn auch Ihre Phantasie abgekühlt werden sollte?“

„So lange als Sie es verdient,“ versetzte der Andere. „Es ist etwas Unerklärliches in mir, das mich antreibt, den Strauß zu wagen, der jedenfalls über mein Schicksal entscheiden wird. — Aber sagen

Sie mir aufrichtig, bleiben wir unter diesen Umständen Freunde?«

„Rechnen Sie darauf,« erwiederte der Römling mit einem so ehrlichen Gesichte, als er nur zusammenbrachte. „Meine Rache gegen ihren alten Geliebten unterstützt Sie.«

„Gegen ihren alten Geliebten?« wiederholte finster der Deutsche.

„Nun ja, Sie werden ja Alles selbst sehen und hören. Leben Sie indeß wohl! Wenn Sie vielleicht früher als Sie glauben, den Ort verlassen sollten, so können Sie mich in Rom alle Abende im Caffé greco finden. *) Bis dahin addio!« Schon hatte er sich von dem Deutschen entfernt, und über den Moor eine verlassene Gegend einschlagend, entschwand er bald seinen Blicken.

10.

„Gegen ihren alten Geliebten?« wiederholte mit jedem Schritt der bedenklich Gewordene, und es dünkte ihm als würden die Füße immer schwerer und klebten am doch so ebenen und trockenen Boden, als müßte er sie aus Thon und Moor ziehen. — „Gegen ihren alten Geliebten? — Wie! dieses Mädchen, rosigt wie die Morgenstunde, wäre wirklich jenes bleichsüchtigen Italieners mit der jung-alten Figur, Geliebte, oder — ? Ihre eigene Wahl kann es nimmer seyn, ist es nicht; das haben ihre Winke und Worte zu deutlich erklärt. Jetzt verstehe ich den ganzen Zusammenhang der Dinge,

*) Der Zusammenkunftsort aller Künstler.

und erkenne das gefährliche Labyrinth, das mich umschließen will! Ihr Anfangs trauriger schwermüthiger Blick war nur das Gepräge ihrer sie niederbeugenden Lage; ihre erwachende Freundlichkeit eine Lockspeise, ein Sirennen-Gesang für irgend einen irrenden Ritter, der sie erlösen sollte. Für welchen Lohn? — nein! ich gehe nicht nach der Villa.«

Aber er ging dennoch ihr zu, von der Stirne schwand eine Falte nach der andern; neue Gedanken glätteten sie allmählich zum Wahrzeichen der siegenden Liebe. — —

Ich traue dem Römer nicht; er trägt wie alle den Schelm in sich, und will mich offenbar von ihr entfernen. Hat er mir nicht selbst eingestehen müssen, daß er ein unglückliches Liebesabenteuer gehabt? Und doch ist er ein hübscher junger Bursche und mit jenem alten Giraffen in gar keinen Vergleich zu setzen. Ich habe nicht bemerkt, daß sich irgend ein Fenster zu seinen Gunsten öffnete, oder ein Stimmchen sich vernehmen ließ; und doch klimperte er eine geraume Zeit, ehe der Eifersüchtige aus seinem Schlafe gerüttelt wurde, um dem singenden Liebes-Monolog ein tragisches Ende zu machen. Das spricht für sie. — Er ist aufgebracht, will sich rächen, wozu, wenn er seines Glückes sicher ist? Das spricht wieder für sie. — Endlich glaubt er, daß ich kein besseres Schicksal haben werde, als er? Ja, vielleicht ohne wahre Liebe; aber für diese kann dem Bewerber Herz und Hand und unüberschwengliche Wonne werden! — Jetzt malte ihm die Phantasie den durch die seltene richtige Logik der Verliebten herbeigeführten Besitz mit allen ihren Zauberfarben aus. Die schöne Natur der

italienischen Gegend, die ihn im Strahlenkranze der Morgensonne begrüßt, schuf ein neues Paradies um ihn. Auf dem Goldgrunde des Horizontes standen die schlanken Stämme der Pinien mit ihren anmuthigen Zweige=Fächern gleich schwebenden Zeltkronen. Aus ihnen wirbelten die luftigen Schwärme der gefiederten Sänger hervor, als wollten sie zu einem Hochzeitreigen einladen. Buschigte Oleander mit ihren feurigen Blumensträußen, Myrthen und Lorbeer, ganze duftende Rosenhecken reihten sich an beiden Seiten des Pfades wie ein fortwährendes Gewinde von Kränzen über den Smaragd des üppigen Wasens. Bald flogen die gauckelnden Schatten der mit Reben umschlungenen Ulmen über den Rücken des Künstlers, und aus dem Hintergrunde leuchteten die weißen Gebäude der Villa, das Ziel seines Strebens hervor. — Es ist die Kehrseite wie er bemerkt; aber desto besser für eine Ueberraschung, die in Augenblicken oft mehr bewirkt, als Jahre eines besonnenen Planes nicht vermögen. Wenn er sie vielleicht im Garten träfe, in Gedanken mit ihm beschäftiget, — und er plötzlich erschiene. Aber wie müßte sie nicht erschrecken, da er ja —? Doch, wahrscheinlich hat sie von der ganzen Albernheit nichts als den Schuß gehört; und dieser Schuß, der es so ernsthaft mit ihm meinte, ist jetzt sein bester Vorsprecher. Was kann, was darf er Alles nach einer solchen Probe erwarten?! Er hat seine Schöne gleichsam im Kriege erobert; so kann er dann wohlgemuth vor Sie hintreten und jedwelche Gewalt des Italieners muß vor seinen Ansprüchen weichen!

Aber sieh da! die Gartenthüre ist verschlossen

und verrammelt, und die hohe Mauer ringsum gewährt durchaus keine Aussicht hinein. *) Dieser Ausgang wird wohl selten benützt, dachte er, ich muß schon durch das Hauptthor hereinkommen. Er steigt nicht ohne Mühe über das von stachlichten Aloen durchzogene Gestrippe, und befindet sich an einer Art Wall, aus dem die Breite der Villa sieht, ohne daß er sich ihr selbst nahen kann. Ein großer Schlagbaum mit einer Tafel, worauf steht: „Man warnt vor Fußangeln,“ hemmt sein Vorschreiten. Seine Liebesglut hätte wenig dieser Drohung geachtet, wenn nicht ein schneller Blick auf das Gebäude ihm nichts als mit Läden verschlossene Fenster gezeigt, und eine hohläugige Bettlerin unfern auf einem Stein sitzend, ihn wie ein Schicksals-Rabe angekräht hätte.

„Wohin wollt Ihr, Signor?“ —

„Wohin anders als zur Herrschaft in die Villa,“ gab ihr der Künstler schon ganz unmuthig zurück.

„Ach!“ fing jene gleich zu jammern an, „da findet Ihr keine lebende Seele mehr. Die Herrschaft ist fort; diese Nacht muß sie fort seyn; denn noch gestern erhielt ich von ihren lieben Händchen mein tägliches Almosen.“

„Von ihr? von wem?“

„Ei nun! von dem schönen Engel, der hier eine Zeitlang gesehen ward, um Gutes zu thun. Ihr einziges Glück bestand darin, Wohlthaten auszutheilen; jetzt bleiben den Armen nur Thränen, sie zu beweinen! — Aber Ihr scheint ein Fremder zu seyn, nehmt wohl keinen Antheil?“

---

*) Dieses ist bei den Villen in Italien leider häufig der Fall.

„Ich keinen Antheil!“ glühte der Deutsche auf. „Sagt mir, was ihr von Ihr wißt. Wer ist sie? wem gehört sie an? welche Verhältnisse —“

„Ach, lieber Herr! da überfragt Ihr mich, von allem dem weiß ich nichts.“

„Ihr wißt gar nichts weiter?“

„Nein, Signor. Der Patron des Hauses ist gar sonderbar, und eben so rauh, als sie milde ist. Ein jedes seiner Dienerschaft wurde auf der Stelle fortgejagt, wenn es nur mit einer Sylbe etwas ausplaudern wollte. Man spricht wunderliche Dinge; aber ich verschwöre meine Seligkeit für sie.“

„Aber wohin ist sie gekommen?“

„Das weiß ich nicht, Signor.“

„Und sollte dieses nicht zu erfragen seyn?“

„Wohl schwerlich! denn ich bin die erste, die seit Sonnen-Aufgang hier am verschlossenen Hofthor sitzt, ohne Jemanden erblickt zu haben. Aber Eccelenza! gebt mir einen Bajocco für die Nachricht.“

Von allen seinen Himmeln herabgefallen, stand nun der arme Künstler so niedergeschlagen da, daß er selbst dem Bettelweib erbarmte.

„O, ich merke, es ist wohl Eure Liebschaft gewesen,“ sprach sie schlau aufschillernd. „Nun ich will beten, daß sie Euch der Himmel wieder zuführt; aber gebt mir einen Bajocco.“ *)

Jetzt erinnerte sich der Künstler auf einmal der süßen Worte: „in Marino oder Rom,“ und der

*) Ungefähr im Werth 6 Pfennige. Ohne Bajocco kein Gruß, keine Nachricht, selbst kein Gebet.

Alten einen Paul *) hinwerfend, schlägt er, ohne sich eine Rast zu gönnen, den Weg nach der heiligen Ruinen-Stadt ein.

11.

Indeß hatte der leichtfüßige Römer schon einen gewaltigen Vorsprung über Moor und Haide nach der Landstraße gewonnen. Von Zeit zu Zeit sah er rückwärts, um zu erspähen, ob nicht eine Rudel Knechte, den neuen Liebesritter vor sich her, ihm nachjagten; als es aber stille blieb, schlich er, wie ein schlauer Fuchs, die Schleichwege fort, zufrieden, seinen Hals so gut aus der Schlinge gezogen zu haben. Indeß beschäftigten ihn doch ziemlich verdrüßliche Gedanken, die einen Italiener mehr als einen andern aufbringen können. Entweder, sprach er zu sich selbst, steckt dieses Mädchen mit dem Onkel unter einer Decke; oder sie hat sich wirklich in diese Quadratur von Deutschen verliebt, welches ich nicht recht glauben kann; man kennt ja die Künstler-Eitelkeit! — Im ersten Fall wäre nichts verloren, sobald ich mich nur wieder in Vortheil zu setzen weiß; im zweiten freilich, bliebe mir nichts übrig, als mich an der ganzen Sippschaft auf eine befriedigende Weise zu rächen. Doch vor Allem muß ich der Sache auf den Grund sehen. Aber, wie es anfangen? berathschlagte er weiter, und hegte wenigstens ein paar Dutzend Pläne aus, die er alle wieder verwarf. Da sah er in der Ferne auf der Straße nach Rom einen Wagen, der

*) Zehn Bajocco.

ihm weder vorwärts noch rückwärts zu gehen schien. Er nähert sich auf einen durch das Gebüsch hinstreifenden Fußpfad immer mehr, und bemerkt, daß etwas daran fehlen müsse. Schon ist er bereit, beizuspringen; aber bei genauer Besichtigung des über und über verschlossenen Gläserkastens kömmt ihm sogleich der Gedanke, daß darin der Onkel mit seiner Mündel, aus guten Gründen auf der Flucht begriffen, sitzen könnten. Alsobald ist sein Entschluß gefaßt. So wie der schief hangende Wagen unter tausend Verwünschungen des Vetturino wieder in das Gleichgewicht gebracht ist, befindet sich auch schon der Römer hinter der Kutsche als einer der ungebetenen Gäste, die in Italien überall diese Stelle als einen Freiplatz ansehen. Lange harrte er der Entwicklung seiner Kriegslist, aber ein allgemeines Schweigen in der Kutsche entzog ihm jedes Wahrzeichen zu seiner Orientirung. Leise richtete er sich jetzt von seinem unbequemen Bretersitz auf die Fußspitzen, um durch den hoch angebrachten Wagenkasten-Gucker hinabzuschauen; allein auch dieser war leider so vermacht, daß keine Ritze offen blieb. Er verzweifelte an der Hülfe seines Gesichts-Organes, und rechnete jetzt blos noch auf das des Gehörs; weshalb er das Ohr so dicht anlegte, als es nur die widerholten Stöße des Wagens dulden wollten.

Endlich vernimmt er ein Geflüster; aber so leise, daß er kaum unterscheiden konnte, ob es Männer- oder Frauenzimmer-Stimme sei. Was es enthielt, darüber konnte er keinen rechten Zusammenhang herausbringen; obwohl er aus einzelnen Worten und Sätzen schmeichelhafte Andeutungen auf sich fühlte!

„Es war doch ein guter Junge,“ lispelte es, „der sich alle erdenkliche Mühe gab, Ihnen zu gefallen.“

„Ja,“ seufzte es entgegen; „ich habe Unrecht gehabt. Er war meine erste Liebe; — aber —“

„Denken Sie nicht mehr daran; sondern was nun besseres zu thun ist.“

„Wird er es aber vergessen können, daß —“

„Zweifeln Sie nicht. Sobald Sie ihm nur Hoffnung machen; wenn —“

„Ich fürchte, sein Groll ist unauslöschlich —“

„Und Ihre Schönheit ist sie es nicht auch? —

„Schmeichlerin!“ —

Und nun war es wieder stille. —

„Was ist das?“ raisonirte für sich der Späher. „Der Onkel muß offenbar schlafen; — sonst — o die Unvorsichtigen, die dem Argus trauen! — Aber eine willkommene Entdeckung bleibt mir, daß die alte Haushälterin, denn diese muß die zweite Stimme seyn, mir keineswegs so grollt, als sie Miene machte. — Ich Glücklicher! wie fange ich es an, ihnen bemerkbar zu werden? Doch ich würde dadurch wieder Alles auf das Spiel setzen, und zum zweiten Male soll mir kein solcher Unfall mehr geschehen. Sie werden wohl irgendwo anhalten, freie Luft schöpfen wollen, aussteigen, eine Mahlzeit zu sich nehmen; — dann will ich aus der Ferne mich vom Triumph meiner Ohren völlig überzeugen.“ — Aber der Wagen rollte den ganzen Tag fort, es ward weder Luft geschöpft, noch eine Mahlzeit in einer Locande bestellt. Dem Römer schlotterten vor Hunger alle Gedärme, und

dazu mußte sein feines Gehör-Organ das Aufknarren von Vorrathsschachteln und das Klirren von Gläsern, als ein nur zu unzweideutiges Zeichen, daß man drinnen keinen Mangel litt, vernehmen. Doch der Sehnsuchtsvolle überstand auch diese einem Italiener ärgste Marter, entschlossen, eher auf dem Wagen zu kampiren, als seine Liebesbeute auszulassen. So viele Ausdauer ward endlich belohnt.

Schon nahe an Rom erschollen von Neuem die energischen Flüche des Vetturino, von einem Peitschen-Hagel begleitet; denn beide Pferde liegen nun auf dem Boden, und versagen allen weitern Dienst. Im Wagen hört man ein Angstgeschrei; — der Vetturino ist abgestiegen, und die Wagenthüre aufreißend, erklärte er barsch und ohne Umschweife, daß man so lange auf der Straße halten müsse, bis er aus dem nächsten Ort andere Pferde herbeigeschafft hätte. Jetzt begann erst das Jammern im Wagen, und man hätte gewiß des Onkels schnell erhitztes Temperament vernehmen müssen, wenn er zugegen gewesen. Dieses gibt dem Römer alle Kühnheit zurück. Er springt vom Wagen-Rücktheil herab, und sich dem Wagenschlag nähernd, bietet er sich den Damen an, die Bestellung der Pferde aus dem nicht fernen Dorfe selbst zu besorgen, damit der Vetturino, was auf offener Strasse mehr als nöthig sei, bei ihnen bleiben könne. Er benützte zugleich diesen Augenblick zur Erspähung; — und welches Entzücken! — Sie war es, trotz dem neidischen Reisehut mit dem Schleier, und der wohl absichtlich angenommenen Zurückhaltung. Die zweite Person war ihm nun völlig gleichgültig, ja von ihm gänzlich übersehen worden. Wie ein Heiß-

hungeriger, der Alles verschlingt, ohne zu wissen, was es ist, verschlang er den Dank des nickenden Köpfchens sammt dem Wortgelispel, das ihm wurde, und als hätte ihm Merkur seine Flügel-Schuhe geliehen, lief er dem nächsten Dorfe zu.

12.

Schon mehrere Tage durchstreifte der deutsche Künstler, trotz seiner Kopfverletzung, den unermeßlichen Plan der ewigen Hauptstadt. Alle ihre Zauber, womit sie sonst seine Phantasie überschüttete, waren jetzt in seinen Augen rein ausgelöscht. Die herrlichsten Ruinen erschienen ihm nur als Schutthaufen, die leider überall seine Schritte hemmten; die Tempel versperrten ihm die Gassen; das Gewühl darin verdarb ihm sein emsiges Aufsuchen gewisser Personen; das Kapitol lag ihm nicht hoch genug, um Rom nach allen Richtungen und Winkeln zu durchspähen; und in den Kirchen, die er wie Promenaden durchlief, fand er kein einziges erträgliches Madonnenbild, das nur einigen Vergleich mit der schönen ihm noch immer Unbekannten ausgehalten hätte. Was aus dem jungen Römer geworden seyn mochte, der ihm doch so bestimmt den Ort, wo er ihn täglich finden könnte, angegeben, konnte er sich gar nicht vorstellen. Er hatte sich überall nach Signor Angelini, wie er sich genannt, erkundiget, ohne ihn irgendwo unter diesem Namen erfragen zu können. — Dennoch fing er seine Nachforschungen, die ihn alle Abend trostlos ließen, immer wieder von Neuem an. Eines Tages aber tobte er ganz außer sich in das Caffé greco herein,

und zur Verwunderung selbst der Camérièri, die ihn nicht schnell genug bedienen konnten, stürzte er ein Mezzocaldo *) nach dem andern hinab.

Was ihn in diesen fieberhaften Zustand versetzt hatte, war eben keine Kleinigkeit. —

Er hatte, um alle Tummelplätze des römischen Volkes zu durchstöbern, sich in das Museum des Vatikans begeben. Ein endloses Menschen-Gewoge mit den Blumen der schönen Welt gleichsam durchwebt, drängte sich durch die labyrinthischen Säle und Hallen, wo eine Unzahl griechischer und römischer Inschriften, Epitaphien, Sarkophagen, Statuen und Reliefen immer zu überraschenden Kunstwerken hinführen. Aber heute hatte der Maler und Künstler mit allen diesen Steinen nichts zu thun. Er suchte Lebendiges, das schöne Bild der Natur auf, das alle todte Marmor-Schönheiten verhöhnt. —

Alle Augenblicke glaubte er auch, ihm nicht unbekannte Gesichter zu sehen; aber sie verschwanden ihm wieder im Gewühl, und schienen seine Phantasie nur geneckt zu haben. Doch dieses Mal war es nicht so; er erblickte wirklich die schöne Unbekannte, die er suchte. — Sie hing theilnahmslos und mit sehr blassem Gesichte am Arme des alten Junggesellen von Italiener, der, sie beständig fortziehend, ihr mit eifersüchtiger Hastigkeit sein Kenner-Urtheil einzuschwatzen bestrebte.

Unser Künstler verfolgte sie nach allen Richtungen, um endlich diejenige zu treffen, wo er ungesehen von dem Argus ihre Aufmerksamkeit fesseln

---

*) Eine Art Punsch (halbwarm).

könnte. — Endlich gelingt es ihm auch, ihre schüchtern herumgeworfenen Blicke auf sich zu ziehen. Eine Röthe überfliegt ihre blassen Wangen und ist die Signalflamme der Erkennung. —

Sie brauchen weiter kein anderes Organ zur Verständigung als ihre Augen, die wieder, wie zu Grotta=Ferrata, tief ineinanderglühend sprechen.

Die seinigen sagen ihr: daß er sie überall aufgesucht habe, und ohne ihr kein Himmel mehr für ihn sei! —

Die ihrigen drücken ungefähr dasselbe, und noch dazu den Schmerz aus, der sie seit seiner Entfernung erfüllte.

Seine Augen fragen nach der Hoffnung, ob er sie sehen könnte? wo? wie? ꝛc.

Die ihrigen antworten zum Himmel aufschauend! aber die Hand zeigt gewandt die Stelle, wo Er nie verdrängt werden sollte.

Der Künstler will noch fort und fort Aufschlüsse, die ihm so theuer als wichtig sind; — aber ihre Winke bedeuten ihm, sich jetzt zurückzuhalten. — Schon steht die Schöne dem Eifersüchtigen viel zu lange in der Betrachtung des Apollo von Belvedere verloren. Unter allen heidnischen Gottheiten ist ihm diese die fatalste, und er eilte, sich mitten in das Menschen=Gewoge zu werfen.

Der Künstler, dem schweigenden Befehl seiner Schönen gehorchend, verfolgte ihn zwar nicht; allein er glaubte jetzt nichts Besseres thun zu können, als den Ausgang des Museums blokirt zu halten; damit ihm die Früchte des Tages nicht entwischten. Er suchte daher rückwärts die große Marmor=Stiege zu

erreichen. Nicht ohne Mühe, und öfter von dem Menschenstrome seitwärts verschlagen, arbeitete er sich durch. Aber jetzt fing er auf ein Mal, mit beiden Armen ausfahrend, so darin zu rudern an, daß von allen Seiten gegen ihn losgedonnert wurde; indem er wenig mehr auf Rippen und Füße Rücksicht nahm. Er hatte den jungen Römer, seinen guten Freund, erblickt, der mit der schönen Unbekannten, die jetzt in einen großen Shawl wohl absichtlich gewickelt war, vor ihm ebenfalls hastig der Pforte zueilte. Er rief auf ihn; aber jener hält nicht an, und beurkundet dadurch, daß er auf der Flucht sei. Auf der Stiege hofft der gewaltsam sich durchdrängende Künstler sie zu erreichen, um beiden die Larve der Falschheit abzureißen; aber ein neuer Schwarm, der ihm entgegenkömmt, bringt ihn ganz von der Fährte ab; und als er endlich Luft bekömmt, und den Vorhof und die Säulengänge Berninis, den Ausgang des Vatikans, gewinnt, sind die Treulosen schon seinem Blicke entschwunden.

13.

„Ja! Piétro il mantello!“ *) riefen mehrere Stimmen im Künstler-Klubb des Caffé greco zusammen. „Kommt Ihr schon von Eurer Genie-Reise zurück? wahrlich, sie hat Euch herrlich angeschlagen! die guten Leute, deren Heil mit dem Eurigen enge verbunden ist, mögen sich freuen. Was seid Ihr

*) Peter der Mantel. Spitzname: der den Mantel nach dem Wind hängt ꝛc.

jetzt? Maler oder Guitarremeister?“ — „Er ist Hochzeiter!“ rief einer auf, und alle lachten laut dazu. —

Wirklich war der Eingetretene, dem dieser Willkomm galt, gleich einer Puppe aus dem Mode-Journal aufgeputzt. Mit leichtem Scherz die Zurufe beantwortend, wendete er sich an den Camérièri des Caffés mit Nachfrage nach einem deutschen Maler. Er beschrieb ihn kennbar genug, um daß unser Verzweiflungsvoller sogleich den auf die beiden Hände gestützten Kopf aufhob, und in dem Fragenden seinen guten Freund von Grotta-Ferrata erkannte.

„Sie suchen doch nicht mich?“ sprach er mit einem so schneidenden Tone, daß er jeden, der etwas gegen ihn auf dem Gewissen hatte, durchdringen mußte; — aber der Römer kam ihm mit der allereinnehmendsten Manier entgegen.

„Sie da, lieber Freund! endlich finde ich Sie ein Mal! Ich suche sie Tage lang wie eine Stecknadel; wir müssen uns offenbar verfehlt haben.“

„Wer sich von uns verfehlt hat,“ fuhr der andere beißend fort, „das wird sich wohl aufklären, sobald wir weniges miteinander gesprochen haben. Aber mich dünkt, wir thun besser,“ raunte er ihm scharf in's Ohr, „wenn wir keine Zeugen unseres Gespräches haben.“

„Ganz gewiß,“ versetzte der Römer unbefangen, „und eine Garten-Terrasse in der Nähe ist unstreitig ein gelegener Platz. Kommen Sie, mein lieber Freund! ich habe Ihnen eine Menge Dinge zu erzählen.“

Der Deutsche, über diese Unverschämtheit seines leichtfertigen Benehmens noch mehr aufgebracht, folgte dem voranhüpfenden Römling mit festauftretendem

Schritte, entschlossen, die Sache endlich zu einer ernsten Entscheidung zu bringen.

„Setzen wir uns unter diese einladende Gruppe von Orangen- und Citronen-Bäumen mit ihren goldenen Früchten,“ sprach süß der Römer; „diese herrlichen Gerüche, die wonnigte Kühle!“ —

„Weniger Poesie, mein Herr,“ unterbrach ihn ungeduldig der deutsche Künstler; „ich bin eben so wenig dazu aufgelegt, als jetzt eine neue Romanze von ihnen zu hören. Antworten Sie kurz und gut: waren Sie heute Nachmittag im Museum des Vatikans?“

„Im Vatikan? ja, ja, ich entsinne mich,“ zögerte ein wenig der Römer.

„Wer war das Frauenzimmer, das Sie führten? — Ich habe sie erkannt, mein Herr, bedenken Sie das.“

Eine hohe Röthe überzog das Gesicht des Römers, das er nicht schnell genug, eine Ausflucht nehmend, wegwenden konnte. Er stockte mit der Stimme; aber der Deutsche drang desto erhitzter in ihn ein. — „Wer war sie?“

„Sie haben sie erkannt,“ versetzte endlich der Römer, „und somit entheben Sie mich der Nothwendigkeit, sie zu nennen.“

„Herr! machen Sie mich nicht wüthend!“

„Ich bin erstaunt,“ sprach der Römer, „über Ihr aufgebrachtes Wesen; mich wenigstens kann es nicht angehen; da ich die ganze Zeit über für Sie gearbeitet habe.“

„Sie?“ lachte gräßlich der Künstler. „Das ist zu viel! zwei Worte noch. Nennen Sie mir die Schöne, und ich brauche sonst keine Erklärung darüber; —

oder geben Sie mir für eine unerhörte Treulosigkeit Genugthuung.“

Bei dem Worte Genugthuung schüttelte es frostartig unsern Römer. — Er bedachte sich etwas; dann aber sprach er:

„Die Schöne ist die nämliche, die Sie erkannt haben wollen. Mehr verbietet mein gegebenes Ehrenwort und davon abhängendes Glück Ihnen zu sagen. Ehe wir aber uns weiter umsonst erhitzen, lieber Freund, wollen Sie sich gefälligst erklären: ob Sie die schöne Unbekannte von Grotta-Ferrata in der Art lieben, daß Sie eine Verbindung mit ihr beabsichtigen, falls die Umstände Ihnen dabei günstig wären?“ —

„Diese Erklärung, mein Herr, könnte ich geben, — wenn —“

„Ich verstehe Sie, befürchten Sie durchaus keine Zweideutigkeit von meiner Seite. Sie thun mir großes Unrecht, doch verzeihe ich Ihnen, da ich es ja selbst weis, wie weit die Liebe führt. Also schreiben Sie diese Ihre heilige Erklärung auf ein Blatt ihres Portfeuilles, gleich mit Bleistift; die Dringenheit entschuldigt die Form. Heute noch, ich schwöre es Ihnen, erhält dieses Blatt ihre Schöne, — und zweifeln Sie nicht an den Erfolg.“ — *)

Mechanisch vollzieht der deutsche Künstler die Forderungen des Römers. Glühend strömt der Ausdruck seines Herzens auf das Blatt, und nimmer scheinen die Zeilen enden zu wollen. —

---

*) Non dubitate, zweifeln Sie nicht, ist des Römers drittes Wort.

Hier, sprach er endlich, in schon durch Liebes-Hoffnung gemäßigtem Tone: „Aber beim Himmel! wenn Sie mich täuschten! wer bürgt mir?“ —

„Eine unumwundene Mittheilung die Ihnen meine Aufrichtigkeit beweisen soll. Hören Sie Caro! — Ich kenne Namen und Verhältnisse Ihrer Schönen. Sie heißt Maria Cölini; ist reich; doch ihr Vermögen liegt in den Klauen eines Vormundes, den Sie nur zu gut kennen gelernt. Beides muß und kann diesem Geier abgejagt werden; ich besitze die Schlüssel dazu. Es ist Eile nothwendig; denn das Raubthier ist schon nahe daran, seine Beute auf ewig zu verschlingen. Noch will ich Ihnen sagen, wo die Schöne wohnt; hier die Addresse. — Sollten einige Tage vergehen, ohne daß ich Ihnen einen günstigen Zeitpunkt, Sie zu sprechen, anzeigen kann, so verlieren Sie nicht gleich wieder die Geduld, und bedenken Sie, — man arbeitet für Sie.“ —

Der deutsche Künstler wurde jetzt so ruhig, wie ein Kind, dem man sein Lieblings-Spielwerk vorgezeigt, und es mit einem sanften Wiegenlied eingeschläfert hat. Von seinem römischen Freund unter tausend Zusicherungen begleitet, erreichte er seine Locanda, um nach einem sehr stürmischen Tag die seligste Nacht zu durchträumen.

14.

Statt den eitlen Träumereien dieser zwei Verliebten, beseligte den alten Junggesellen von Italiener, Inhaber der reichsten Pachtgründe um Marino und

in der weiten Campagna di Roma, *) — die solideste Wirklichkeit. Er hatte seinen Hauptschatz die schöne Mündel, mit aller Geschicklichkeit eines verjährten Praktikus aus dem Revier der sie umschwärmenden Schmetterlinge gezogen; ihre Schlingen richtete er jetzt gegen sie selbst. Sobald ihm damals der am ganzen Leibe zitternde Facchino die Wiederaufstehung des Todten und seine Höllenfarth berichtet hatte, fühlte er sich um ein Großes von seinem Schrecken erleichtet. Er hütete sich indeß wohl seinen Leuten den Aberglauben auszureden, den er gut zu benützen verstand. Der Künstler sollte todt und zudem verdammt bleiben, trotz der stromweise fließenden Thränen der schönen Mündel und dem Hände über dem Kopf zusammenschlagen der alten Haushälterin. Dadurch fiel von selbst der Guitarrespieler, welcher an allem Schuld seyn mußte, in die unwiderruflichste Ungnade. Wer blieb nun übrig? Der liebe sorgsame Onkel à la mode de Brétagne, welcher eines unerfahrenen unvorsichtigen Mädchens Ehre, und Leib und Seele gerettet hatte; eine Lehre welche die Mündel zu allen Tagszeiten zu hören bekam. Doch solche Gefahren bewogen ihn sein Ziel im Doppelschritt zu erreichen, und zwar um so mehr, als in sehr kurzer Zeit wieder eine Crisis, nämlich die der Volljährigkeit der Mündel eintrat. Im Testament war zwar, Dank gewisser in Geheimniß eingehüllter Vorkehrungen, auf alle Fälle vorgesehen, und die schöne Mündel, ohne seine Gnade, ohne einen Bajocco — Geld; allein man konnte nicht sicher genug gehen, und ein böser Dämon weiter sein Spiel treiben.

*) So heißt die ungeheuere wenig kultivirte Ebene um Rom.

Die Haushälterin, an welche die Mündel aus ihrer Kinderzeit noch immer einige Anhänglichkeit behalten hatte, wurde mittelst neuer Verheißungen, obwohl er die alten einzulösen vergaß, zum unterhandeln vorausgeschickt. Er selbst suchte durch nachlassen von der ersten Aufsichts-Strenge, welche seit der nächtlichen Entfernung aus Marino in ihrem Versteck zu Rom eintrat, sich der Mündel erträglicher, ja gefälliger zu machen. Es sollte gleichsam ein Vorgeschmack der Freiheit seyn, die ihr im Frauenstande werden dürfte. Zwar lag das Haus, welches seine dermalige Festung bildete, so ziemlich im antiquen Plan des verlassenen Römerbodens; allein hier konnte sie in einem hochummauerten Garten lustwandeln, und alle acht Tage war ihr sogar gestattet, in Begleitung ihrer Duenna *) das nächste Frauenkloster zur Andacht zu besuchen. Man gewöhnt sich an die Vorhölle, wenn Himmel und Erde verschwunden sind, sagt ein altes Sprichwort, und es schien bei der Mündel, der am Ende Alles einerlei wurde, in Erfüllung zu gehen. Sie sah keine andere Aussicht ihres verkümmerten Lebens mehr, als die ihr täglich aufgetischte Hochzeit mit ihrem Peiniger, über den sie dadurch die Herrschaft zu erlangen hoffen durfte. Endlich willigte sie ein; aber freilich unter Kapitulationen, die dem Onkel à la mode de Brétagne nicht ganz gefallen wollten. Er müßte sich verstehen, ihr als seine erklärte Braut, die Welt völlig zu öffnen, ja sie selbst einzuführen. Der Apfel war etwas bit-

*) Duenna (eigentlich spanisch) Gesellschafterin, Kammerfrau, Aufseherin 2c. 2c.

ter, indeß bei einem goldenen übersieht man etwas. In diesen Festtagen ihrer Bräutlichkeit fand aber die Mündel Gelegenheit sich zu überzeugen, wie sie der Signor Onkel getäuscht habe. Sie erhielt nicht nur gewisse Mittheilungen, sondern bekam auch gewisse Personen zu Gesicht, die ihr wieder gewisse Aufschlüsse und Rathschläge beizubringen wußten. Alles entging glücklich dem Argus, dessen hundert Augen von der Liebe geblendet waren, bis ein unseliges Billet den rechten Weg verfehlend, in seine Hände gerieth. Ob auch die Galle ihn darüber ganz schwarzgelb färbte; so entschuldigte er seinen Zustand dennoch durch Unpäßlichkeit, die er immer stärker werden ließ, bis Alles im Hause an seinem Aufkommen verzweifelte. In dieser trostlosen Lage ließ er die schöne Mündel mit der heulenden Haushälterin vor sich kommen, und sprach mit oft unterdrückter Stimme die salbungsreichen Worte:

„Mein liebes Kind! mit mir geht es zu Ende, und ich soll nicht mehr die Wonne genießen, Dein Gemahl zu werden. Aber zu schmerzhaft würde es mir seyn, Dich hülflos in der Welt zurückzulassen. Ich muß Dir mittheilen, was ich stets aus Zartheit verbarg, daß der Grund meiner Verehelichung mit Dir, eigentlich nur die Sorge für Deine Zukunft war. — Du selbst hast kein Vermögen, und wie ich die Augen schließe, fallen meine Verwandten über das meinige her, und stellen Dich bettelarm vor die Thüre. — Das einzige Mittel ist, daß Du mir noch am Todtenbette die Hand reichest, und — es ist freilich nur leere Ceremonie, — Dich gleich hier mit mir trauen lassest. — Morgen bin ich schon nicht mehr! — Du aber liebes

Kind, — frei und meine reiche Erbin, wirst vielleicht dankbar an Deinen guten Onkel Dich erinnern." —

Die Haushälterin schwamm in Thränen, und beschwor die überraschte und selbst gerührte Mündel: dem Herrn Onkel für seine so christliche Handlung, diesen letzten Trost, von dem ja ihr Schicksal abhänge, nicht zu versagen. — An eine solche Wendung der Dinge hatte das Mädchen nicht gedacht; sie sah das beinahe brechende Aug des Onkels; sie war ihm für seine letzte That Dankbarkeit schuldig, — und sie gewährte.

Sogleich wurde nach einem Winkel-Prokurator und einem Kapuziner geschickt. Auf einem antiquen Tische baute die Haushälterin andächtiglich mit allen zusammenzubringenden Heiligen-Bildern einen wohl beleuchteten Altar auf, der auch zur letzten Oelung dienen sollte, und ehe es Abend wurde, wobei die Crisis des zum Tode Bereiteten sich immer verschlimmerte, — war die junge schöne Mündel dem arglistigen Onkel angetraut.

15.

Bei der schon angezündeten rothen Wachskerze lag der Onkel augenscheinlich in den letzten Zügen, und die Mündel betete mit der alten Duenna ganz ernstlich für sein Seelenheil. — Auf ein Mal wurde ein großes Gepolter von der Hausthüre herauf gehört. Der Todtkranke spitzte die Ohren, die Haushälterin lief an das Fenster und öffnete es. — Da scholl es herauf: „ich bin es, Geliebte meines Herzens! ich komme, bist Du bereit?" — Die Stimme wirkte auf Alle wie ein elektrischer Schlag.

Der Onkel à la mode de Brétagne springt mit Blitzes Schnelle völlig angekleidet, hinter den Vorhängen seines Himmelbettes hervor; die Mündel flüchtet mit einem Schrei in ihr Kabinet, und die Duenna sinkt nieder in die schlotternden Knie; denn der hereinstürzende schreckensbleiche Facchino meldet den Todten von Marino an.

Voll Zorn und Grimm gießt der völlig gesundete Onkel jetzt einen Hagel von Verwünschungen und Drohungen auf den in dieser Stunde so Unwillkommenen zum Fenster hinab.

Höhnisch verkündet er ihm, daß er sein Heil schon wo anders suchen müsse, indem die Geliebte seines Herzens dermal seine angetraute Frau sey; — aber dadurch gießt er nur Oel in die Flamme. Wie ein Rasender schreiend, rennt der deutsche Künstler mit herkulischen Kräften gegen die Hausthüre an. Schon kracht sie, und der Italiener, der nach diesem Hauptbollwerke keine Garantie mehr für sich erblickt, da der Fachino mit allem Gesinde sich gegen den Todten nicht zu regen, viel weniger zu setzen getrauen, weiß kein anderes Mittel mehr, als aus vollem Halse Feuer! zu schreien. — Jetzt wird die ganze Nachbarschaft wach. Von allen Seiten tauchen Lichter, Laternen, Fackeln auf. Doch der kühne Liebhaber läßt sich dadurch nicht abschrecken noch verdrängen. Er schwört, daß wenn das Volk von ganz Rom sich auch versammle, er nicht eher weichen wolle, bis er sich sein Mädchen, das gegenseitige Liebe für ihn bestimmt habe, errungen, oder die unerhörteste Betrügerei entlarvt habe. Seine Ausrufungen und Betheuerungen gewinnen ihm die herbeigeeilte Menge, die

vergebens nach dem ausgebrochenen Feuer schauend, an den Herzensflammen des Künstlers auf ächt italienische Weise den heißesten Antheil nimmt. Von frühern Zeiten her ist der hinterlistige Fuchs von Onkel schon bekannt. Durch Bestechungen hat er sich die fettesten Pachtungen zusammenzubringen gewußt; dem armen Kinde hat er sein Erbtheil unterschlagen, und will es nun ganz unglücklich machen. Einen von ihren Liebhabern hat er eigenhändig erschossen, und den guten Guitarremeister, der ihr Herz und Hand angetragen, will er auch zu Grunde richten; er ist ein Dieb, ein Mörder und Betrüger! — So flutheten Verwünschungen, Hohn und Stichelreden sammt den Varianten der öffentlich preisgegebenen Lebensgeschichten stromweise auf das Haus des Belagerten. Dieser seiner Seits ermüdete nicht, bald Feuer! Wache! Hilfe! zu rufen, bald wieder das Volk zu seinen Gunsten zu heranquiren. Aber jetzt tritt eine Stille gebietende Pause ein.

Der Bargello *) des Stadtviertels von Rom erscheint mit seinen Sbirren, und die Nachtmützen rücken sich auf den Köpfen. Mit dreieckigem Spitzhute, einer Stutzperücke und einem vielfachen Kragenüberrock, gegen Verkältung so gut als möglich verwahrt, naht er sich gravitätisch durch die zurückweichende Menge dem deutschen Künstler, und ihn mit einem langen spanischen Rohr an der Schulter berührend, sprach er: „ich verhafte Euch im Namen des römischen Senats und der heiligen Kuria als einen Nachtwandler, Friedensstörer, Rumorgesellen 2c.

*) Stadthauptmann, unter dem die Sbirren stehen.

„Doch nicht eher hoffe ich, bis Ihr mich gehört,“ versetzte ihm der Künstler.

„Ist nicht von Nöthen,“ entgegnete die nächtliche Magistratsperson, „wird sich nachher finden.“

„Nein, jetzt mein Herr,“ verlautete es zurück, „nachher möchte es zu spät seyn; — es gilt heilige Rechte.“

„Rechte? die kümmern mich nicht,“ gab ihm kaltblütig der Bargello zurück; — „wird sich nachher finden.“

„Findet Euch mit ihm ab,“ raunte ihm eine Stimme zu, „hört Ihr nicht, wie er Euch das Schlagwort gibt?“ *)

Aber der deutsche Künstler, den der Gedanke, daß er durch Bestechung sich Luft machen sollte, noch mehr erbitterte, pochte auf seine Eigenschaft als Ausländer, dessen Bürgschaft man in jedem Fall annehmen müsse.

„Mit was wollt Ihr denn bürgen?“ versetzte ihm der Bargello, indem er mit einem Satyrblick sein luftiges altdeutsches Gewand von oben bis unten herabstreifte.

„Mit meiner Ehre!“

„Was!“ schrie aufgebracht der hochrothe Bargello, „Ihr untersteht Euch mit mir, einer gerichtlichen Person, vor der sich der hohe Adel von Rom so gut, wie das gemeine Pack beugen muß, zu scherzen? Wartet, wir werden kurz angebunden seyn. Kennt Jemand,“ rief er wie ein Marktschreier aus, „diesen Gesellen?“

Sogleich war der Künstler von den ihn Angaffenden umringt, die alle verneinend ihre Köpfe schüttelten. „Das ist der Guitarremeister nicht,“ hieß es,

*) Diese Schwäche herrscht ganz erstaunlich in Italien.

„nicht Pietro il man tello. Es ist einer von den Fremden, ein Ketzer! ein Carbonaro! ein Betrüger! ein Hausfriedenstörer!“ donnerte vom Fenster der jetzt siegreiche Onkel herab; „Signor Bargello, Ihr werdet Euch der Stadt und mir groß verpflichten, wenn Ihr ihn sogleich in Gewahrsam bringt.“

Diese letzte Aufforderung von einem so reichen Einfluß habenden Mann brach nun dem armen Künstler völlig den Stab.

„Rom und Ihr sollt mit mir zufrieden seyn!“ entschied er im Gefühl seiner Gewalt. „Sbirren! thut eure Schuldigkeit!“ —

Vergebens rief der deutsche Künstler Himmel und Erde zu Zeugen seiner Unschuld auf; er ward nach dem Polizeihause abgeführt, begleitet von der höhnenden Menge, die noch kurz zuvor seine Parthie genommen hatte.

Mit der Lust des befriedigten Rachegefühles schaute der Italiener von seinem Fenster aus diesem Zuge so lange nach als er konnte, dann aber eilte er zum Ziele seiner ihm blutsauer gewordenen Anstrengungen.

Die Maske des Todtkranken hatte er bereits abgeworfen, und somit nichts Eiligeres zu thun, als zu den Füßen seines schönen jungen Weibchens Vergebung für eine Täuschung zu erflehen, die in seiner grenzenlosen Liebe zu Ihr, und in der Verzweiflung dringender Gefahr, sie zu verlieren, wie er sich mit geschmeidiger Galanterie ausdrücken wollte, ihren Ursprung hatte.

Zu einem solchen Schritte glaubte er es schicklich, Alles damit in Einklang zu setzen. Er hüllte

sich also vom Kopf bis zum Fuß in sein reichstes Gallakleid. Ein großer Smaragd hielt die gelben Brabanter=Spitzen auf seiner Brust zusammen; Tafelsteine funkelten an seinen Fingern; Tobasen an den Schuhschnallen. Den Stahldegen hielt er nicht mehr für nothwendig, um alle Gedanken an den geführten Krieg zu entfernen. Friede sollte noch heute bei einem insgeheim für diesen Tag schon bereiteten Soupée geschlossen werden. So ausgestattet, ging er leise auftretend dem Gemache der schönen Mündel zu. Es war offen; aber sie nicht darin. Er geht schneller in die nächsten Gemächer; sie ist nirgend. Er rast das ganze Haus rufend durch, sucht vom Dach bis zum Keller hinab Alles aus; aber sie, und sogar die alte Haushälterin sind nicht zu finden.

16.

Nicht in den Armen der Geliebten, wie sichere Mittheilungen wonnevoll hatten hoffen lassen, sondern auf einem Strohsack lag unser armer Künstler von Grotta Ferrata im Polizeigefängniß. Hier begrüßten ihn die in gräulichen Schriften hingekratzten Namenregister und Knittelverse früherer Bewohner dieses Tempels der Besserung. Auf dem Boden stand ein halb zerbrochener Krug mit Wasser und ein Stück verschimmeltes Brod. Höhnisch gleichsam erinnerte ihn diese Kost an die Novitzenstrafe wegen verletzter Kloster=Enthaltsamkeit durch neue Liebeshändel. — Wem verdankte er aber eigentlich nach reiflicher Zusammenhaltung aller seiner Abenteuer diesen Aufenthaltsort? keinem andern als dem guten Freund, Ma=

ler und Guitarrespieler, Pietro il mantello oder Signor Angelini, wie er sich nach Umständen nennen mochte. Er hatte ihn offenbar in dieses Ungemach geführt; indem er ihm ein gewisses Billet schickte, das, wie sich's jetzt auswies, ein Gewebe von Lügen gewesen. O! daß er ihn da hätte! daß es ihm vergönnt sey, ihm noch ein Mal auf freiem Fuße zu begegnen! Der Feige, der Alles dieses nur gethan hat, um seinem gerechten Zorne zu entkommen, mußte sich mit ihm auf Leben und Tod schlagen, und sollte selbst die Jungfrau mit dem goldenen Apfel zu Grotta Ferrata für ihn bitten.

„Die Jungfrau mit dem goldenen Apfel?“ wiederholte er bitter zwei Mal. — „O! wie hat mich dieses Bild getäuscht! — Ich Thor! an ein Gemälde eine schwärmerische Phantasie zu knüpfen! Aber, war sie, die ich wirklich gesehen, gesprochen, und weit mehr, mit Gefühl und Empfindung gleichsam in meine Seele eingehaucht habe, — war sie auch blos ein Bild des Gehirns?“ —

„Das siehst du ja jetzt,“ neckte ihn die kalte Beurtheilung, und er knirschte mit den Zähnen zusammen: „O Weiber! labyrinthisches Schlangengezücht! weh! wer euren glatten, bunten, schimmernden Schein- und Truggestalten traut! er ist ein unglückseliger Betrogener, — und wird, — biß er sich in die Lippen, — noch obendrein ausgelacht und verhöhnt.“ —

„Was habe ich für dieses Liebes-Phantom nicht Alles ausgestanden? ich hätte mich martern lassen; mein Leben gegeben für wahre Liebe; — und das ist nun mein Lohn!“

In Vorsätzen und Entwürfen, wobei die Kloster-

Idee neuerdings an die Reihe kam, weil die von der Welt verschmähten Kandidaten am leichtesten dem Himmel zugehen, war unserm armen Künstler eben nicht die angenehmste Nacht verflossen. Schon aber brach die ziemlich hochstehende Sonne durch die vergitterten schrägen Fensterlöcher herein, als ihn das Gerassel des Thürriegels und Schlosses aus seinen Betrachtungen weckte.

Bald öffnet sich das kleine Pförtchen, und ein wohlgekleideter junger Mann, vom Gefangenwärter begleitet, tritt ein. Auf den Gesichtszügen des letzteren, die sich gestern ganz überfurcht gezeigt hatten, weil er ihm das christliche Angebot: die Kost von ihm um sechsfachen Preis zu nehmen, rund abgeschlagen hatte, bemerkte er eine auffallende Glattheit, die bei seinem gekrümmten Rücken und dem hervorgestotterten: „Excellenza! *) der Signor Commissario“ — keinen Kommentar mehr bedurfte.

Sogleich naht sich mit höflichster Verbeugung der Commissarius, und erklärt ihm, daß in Erwägung der großen Bürgschaftssumme, die für ihn erlegt worden, der Signor auf freiem Fuß gestellt sey.

„Ich bin frei!“ rief der Künstler aus, und ohne weiter zu fragen, wie und auf welche Art es geschehen, rafft er sich zusammen, nimmt seinen Hut und stürzt zur indignirenden Befremdung des Commissarius und des Gefangenwärters, deren hergebrachtes Douceur und buona man **) so schnöde ins Wasser fiel, zum offenen Haftpförtchen hinaus.

---

*) Ein Titel, den Jeder erhält, bei dem man Geld sieht oder vermuthet.

**) Trinkgeld.

Wie im Sturmschritt eilte er nun seiner Locanda zu, um nicht nur seine Habseligkeiten, die ihm der Mönch endlich doch geschickt haben mußte, in Empfang zu nehmen, sondern auch seine Rechnung zu berichtigen, und sodann mit einem Vetturino so schnell als möglich für einen gewissen Fall einen Contract abzuschließen.

Allein der Camérière betheuerte, von einem Gepäck, wobei ein Bildniß der Madonna von Grotta Ferrata seyn sollte, nicht das geringste zu wissen. — Als er die augenscheinliche Verlegenheit des Künstlers bemerkte, setzte er lächelnd hinzu: „nun, Grotta Ferrata ist ja so entfernt nicht, es wird das Beste seyn, dort selbst Nachfrage zu halten. Hier hält Sie nichts mehr auf; es ist bezahlt.“ —

„Bezahlt?“ fiel ihm der Künstler erstaunt in die Rede. „Von wem?“

„Von einem jungen Mann, der in Ihrem Namen die Rechnung forderte und mich befriedigte.“

„Ha!“ knirschte der Künstler zwischen den Zähnen, „so finden wir uns nicht ab, werther Freund! wir haben ein anderes Wort mit einander zu sprechen.“

„O! bald hätte ich vergessen,“ meldete der Camérière noch nach, „daß so eben ein Brief an Sie abgegeben worden ist. — Hier Signor!“

Der Künstler reißt ihn in aller Hast auf, und mit jeder Zeile, die er liest, steigt sein Erstaunen und seine Wuth.

„Signor!“ begann der Brief.

„Sie haben vor einiger Zeit in einem Anfall von „Liebes-Paroxismus eine Genugthuung von mir ge„fordert, die ich damals nicht geben konnte. Jetzt

„aber, wo alle meine Geschäfte zum Ziele gebracht „sind, und ich so glücklich bin, die Madonna von „Grotta Ferrata mit dem goldenen Apfel in leben„diger Gestalt errungen zu haben, fehlt zu meiner „höchsten Wonne nichts, als die Gegenwart meines „theuersten Freundes, um ihn zu überzeugen, daß ich „für ihn gearbeitet habe. Ich fordere Sie somit im Na„men der Ehre auf, noch heute nach Grotta Ferrata „zu kommen, um Ihnen die verlangte Genugthuung „geben zu können. — Nachschrift. — Die nöthigen „Waffen und Sekundanten finden Sie dort.“

Pietro Angelini.

„Ich komme zum Hochzeitsfest!“ schrie der Künstler außer sich, und nachdem er den höhnischen Brief in tausend Stücke zerrissen hatte, flog er leicht wie er war, ohne Gepäck und Wagen, da er ohne Geld war, noch schneller nach Grotta Ferrata, als er von dort nach Rom gekommen.

17.

Ein freundlicher Tag erhellte die liebliche Gegend, aber im Gemüth und Gesicht unsers deutschen Künstlers stand Donnerwetter, Hagel, Regen und Schneegestöber ꝛc. gleich einer Kalender-Prophezeihung, von der es schwer ist zu errathen, was eintreffen wird. Tausend Entschlüsse wurden gefaßt und verworfen, wie er sich eine so vollgültige Genugthuung verschaffen wolle, daß es auf ewige Zeiten keinem Italiener und keiner Italienerin je mehr einfallen sollte, mit einem Fremden Spuck zu treiben. — Kaum konnte er glauben, daß der leichtfüßige Römling sich wirklich

ihm stellen würde; nachdem er unverschämt genug seine Treulosigkeit und Verrätherei selbst eingestanden. Er hatte nichts Klügeres zu thun, als sich mit seiner Beute auf das Trockene zu bringen. Auf diesen Fall indeß wollte er ihn am Ende der Welt noch aufsuchen, und sollte er wie Ullisses, durch alle Meere schiffen müssen.

Schon nahte der deutsche Künstler der Buchenallee, die aus der romantischen Gegend sich nach dem Calmadulenser-Kloster hinausstreckt, als er im buschigten Querpfad den Mönch mit Brevierbuch und Stab einherschreiten sieht, welcher ihn früher als Neophiten seines Ordens so freudig begrüßt hatte. — Diesem, der wahrscheinlich nicht ermangeln würde, sein Bekehrungsgeschäft bei ihm von Neuem zu beginnen, besonders wenn er ihn mit der Welt so zerfallen entdeckte, — wollte er jetzt am allerwenigsten begegnen. Er verdoppelte daher die ohnehin schon riesigten Schritte; allein er bemerkte, daß es der Mönch ihm darin gleichthat, und durch die Kürze des Seitenpfades bereits einen großen Vorsprung gewonnen hatte. — Eben gedachte er sich hinter einen Baum einstweilen zu verstecken, als ihn der Anruf des Mönches überzeugte, daß er ihn schon von weitem erkannt hatte.

„Gott zum Gruß Signor!“ erscholl's; „ei was bin ich froh Sie zu sehen! Wahrhaftig! ich bin wegen Ihnen in große Verlegenheit gerathen.“

„Wie so Herr Pater?“ fragte der Künstler gespannt.

„Zuerst haben Sie mir durch ihren damaligen Abschied schon keinen kleinen Schrecken gemacht; in Marino aber, wo ich bald darauf wieder zu thun hatte,

erfuhr ich eine Geschichte, die man zwar durch den Einfluß eines reichen Patrons unterdrückte, wobei einem aber die Haare zu Berge stehen konnten.“

„Nun,“ versetzte der Künstler ärgerlich, „nun sind Sie doch beruhiget, da Sie mich wieder lebendig zurückkommen sehen?“ —

„Um sich nie wieder von uns zu trennen, nicht wahr Caro? Das freut mich, daß Sie so Wort gehalten haben. — Es ist nichts mit der Welt draußen, und Sie werden es jetzt gewiß noch besser als zuvor wissen. In unsern Zellen haust sich gar nicht übel, und Freunde und Feinde müssen uns respektiren, wenn sie es nicht mit dem Himmel verderben wollen. Nun! wann geht es darüber? Sollte ich nicht etwa unserm hochwürdigsten Prior einen Vorgeschmack davon geben?“

„Ich muß Sie ersuchen, ehrwürdiger Herr,“ erwiederte der Künstler ziemlich kühl, „noch damit einzuhalten.“ —

„Wie? neue Irrthümer und Abwege? — o Caro mio! das ist nicht der rechte Weg zum Himmel.“

„Ich werde den Weg schon wie Dante machen müssen,“ unterbrach ihn der Künstler; „aber,“ wendete er das ihm schon zu lange dauernde Gespräch dieser Art, — „auch Sie haben mich in Verlegenheit gebracht.“ —

„Wie so Caro?“ fragte kopfschüttelnd der Pater.

„Ich habe Sie bei meinem Abschiede dringend gebeten, mir Gepäck und Malerei in das deutsche Gasthaus zu Rom zu schicken —“

„Und Sie haben es nicht erhalten?“ fragte ganz erschrocken der Pater. „Ich habe beides ihrem guten Freund dem Römer, der seit dieser Zeit mit einer Eig=

nora, die er unter uns gesagt, geheirathet hat, hier gewesen, — auf sein Verlangen und ausdrückliche Erklärung, daß es in Ihrem Namen geschähe, mitgegeben. Der Herr stehe mir bei! wenn —«

„Er hat sie also schon geheirathet!« schrie der Künstler auf, der bei dieser Nachricht weder an Gepäck noch Malerei mehr dachte.

„Um Gotteswillen! was fehlt Ihnen denn wieder?« stotterte der Mönch; — „er wird Ihnen doch nicht auch einen Streich gespielt haben? wie er leider mich betrogen hat. Wie soll ich nun das wieder gut machen?«

„Lassen Sie sich darüber kein graues Haar wachsen, ehrwürdiger Herr,« beruhigte ihn der Künstler; „das ist nur eine Kleinigkeit zu der Rechnung, die ich ihm zu machen habe. — Die Madonna mit dem goldenen Apfel wird Alles zahlen.«

„Ja, haben Sie Vertrauen zu diesem Mirackelbild?« sprach voll Salbung der Calmadulenser, der diesem Aufruf sogleich eine fromme Deutung gab. „Wenn Ihnen eines helfen kann, so ist es dieses. Gehen wir zusammen alsobald in die Kapelle, ehe Sie einen andern Schritt machen, der vielleicht zu nichts Gutem führt. — Wer weiß, was Ihnen der Himmel dort eingibt; oft hängt an einer Minute unsere Seligkeit.« —

Diese sonderbare Rede machte auf den Künstler trotz seiner Aufwallung, doch einen seltsamen Eindruck. Ein unerklärbar mystisches Gefühl, stärker als seine kochende Leidenschaft, überwältigte ihn. Seine Phantasie, verwiesen aus der physischen Welt, suchte einen Anhaltspunkt in der metaphysischen. Er setzte sich in den Sinn, daß ihn das Schicksal nicht umsonst

durch diese Irrgewinde geführt; nicht umsonst ihm seine Habe entrissen, nicht umsonst gerade eben diesem Mönche hatte begegnen, nicht umsonst den Weg nach der Kapelle zur Madonna mit dem goldenen Apfel hatte einschlagen lassen.

Wirklich waren sie auch in gegenseitig schweigenden Betrachtungen schon angekommen. Ein schnell umhergeworfener Blick und einige Nachfrage überzeugte den deutschen Künstler, daß hier Niemand angekommen war, der ihn erwarten wollte.

Was ihn kurz vorher noch empört hatte, vollendete jetzt das Gebäude seiner Metaphysik. —

„Die Täuschungen sind vorüber!“ sprach er leise zu sich, und mit einer zerdrückten Thräne von ihnen dennoch Abschied nehmend, trat er in die Kapelle ein; indeß der Mönch ganz entzückt, eine Seele geraden Weges dem Himmel zugeführt zu haben, ihm versprach, sobald er seine Amtpflicht erfüllt habe, ihn in das Kloster abzuholen.

18.

In magischer Beleuchtung des hereinfallenden Sonnenstrahls schaute das Madonnenbild voll Lieblichkeit herab, und der goldene Apfel, den sie reichte, glühte so feuerig, als sey er überreif zum neuen Beglücken eines armen Sterblichen geworden. — Nicht mehr mit Palette und Pinsel ein bloßer Nachbildner der Umrisse und des Farbenspieles saß der deutsche Künstler vor ihr, sie mit irdischen Erinnerungen verwechselnd, sondern er lag jetzt wie ein frommer Pilgersmann auf den Stufen des Altars.

„Des Glückes erstes Bedingniß,“ sprach er laut, „ist die Versöhnung mit sich selbst. Ihr voran muß die Verzeihung gehen. So schließe ich denn vor dir Verklärte, den ewigen Frieden mit Allen ab, die mir die Schale des Lebens mit Wermuth füllten. Seine Bitterkeit bereitete und vollendete die Genesung meiner Seele; — und diese ist dein goldener Apfel!“

„Der Dir beschieden ist!“ lispelte eine sanfte Stimme ganz vernehmlich.

Der Künstler springt, von einem heiligen Schauer ergriffen, auf, und nach dem Kapellengitter schauend, gewahrt er dort zwei dicht verschleierte Gestalten, die sich ganz ähnlich sind, und ihn durch plötzliche Erinnerungen verwirren. Schwebenden Ganges nahen sie sich ihm, und noch ein Mal hört er die ihm nur zu bekannte Stimme:

„Ja, Dir ist der goldene Apfel geworden! nimm ihn aus meiner Hand.“

In diesem Augenblicke entschleiert die Sprecherin ihre Gefährtin, — und o welches Entzücken! die Schöne von Marino steht mit sittsam niedergesenkten Augen vor dem deutschen Künstler. Sogleich aber entschleiert sich auch die Andere, und wen erblickt er zu seiner Verwirrung? — seine erste ihm ungetreue Geliebte! —

Der Künstler bleibt im Gedränge seiner Empfindungen von Entzücken und Befürchtungen stumm; diese aber nimmt lächelnd das Wort.

„So Edmund hoffe ich für mich die Versöhnung zu verdienen, die Du vor wenigen Minuten edelmüthig ausgesprochen; und eine frühere Handlung gutzumachen, die durch manche Seelenunruhe und durch

die kurze Verbindung, die ihr gefolgt, hinlänglich bestraft worden ist. In wenigen Monden starb der Mann, den ich Dir des weltlichen Glanzes wegen vorgezogen, und hinterließ mich als eine reiche Wittwe. Mein erster Gedanke war, diesen Reichthum mit Dir zu theilen. Ich brachte in Erfahrung, daß Du nach Italien gegangen, und sobald ich meine Angelegenheiten geordnet hatte, unternahm ich, Dir dahin zu folgen. Ich wollte Dir unerkannt bleiben; wo möglich aber nahe genug kommen, um Dich nicht nur beobachten, sondern in jedem nöthigen Falle Dir unsichtbar Dienste leisten zu können; das Uebrige wollte ich dem Schicksal überlassen. Auf der Reise nach Rom begann dieses bereits sein Spiel. Der Wagen, worin ich mit meiner Kammerfrau saß, wurde nach mancherlei schon erlittenenen Unfällen von unserm Vetturini auf der Straße dem Wind, Wetter und vielleicht den Räubern preisgegeben. Da führte der Zufall einen artigen jungen Römer in unsere Nähe als Beschützer und Retter. — Es war Vorsicht und Dankbarkeit zugleich, daß ich ihm als unsern Reisemarschall bis Rom einen Sitz in meinem Wagen anbot. — Da ich bei ihm gleich Anfangs ein sonderbares Erstaunen bemerkte; wenn er mich ansah, so fragte ich ihn um die Ursache davon. Jetzt erfuhr ich, daß ich eine überraschende Aehnlichkeit mit einer Schönen haben sollte, in welche ein deutscher Künstler, ein Freund von ihm, bis zum rasendwerden verliebt wäre; — kurz, erzählte mir Deine Geschichte und Deine Pläne. Noch glaubte ich ihm nicht, um so weniger, als er sich um meine Liebe bewarb. Er mußte mir Gelegenheit verschaffen, diese meine liebenswürdige Neben=

buhlerin zu sehen, und mit ihr selbst bekannt zu werden. Ein Landhaus ward in ihrer Nähe bezogen, und ich überzeugte mich bald von ihrem unglücklichen Geschick. Sogleich beschloß ich Euch Liebenden zu Hilfe zu kommen. Der Römer wurde mein diplomatischer Agent. Ich war am Schluß seiner Gesandtschaft, wo er mir sogar einen Liebesbrief für meine Freundin, und das ihr jetzt mehr als mir ähnliche Madonnenbild einhändigte, so zufrieden, daß ich ihm auf sein Flehen meine Hand versprach, wenn er Euch zum Ziele zu führen wüßte.“ —

„Wie!“ unterbrach der Künstler die schöne Erzählerin, — „sie wäre noch frei, ungeachtet —?“

„Der vollzogenen Trauung mit dem Onkel à la mode de Brétagne“ vollendete der im modernsten Kostüme hereinhüpfende Römer. „Verzeihen Sie liebenswürdige Braut, daß ich meine eigenen Verdienste um meinen lieben Freund, der unter uns gesagt, mich wenigstens erstechen wollte, zu Markte bringe. Il Caro hatte mich einige Male mit der Geliebten meines Herzens erblickt, und sie sogleich für die seinige gehalten; ja ich glaube, er hätte zu dieser Zeit alle Damen in Rom für die seinigen erklärt. Alsobald war er mit dem Angebot eines Duells fertig, ohne vor dem Römernamen, den ich trage, und der von Romulus herstammend, schon eine erbliche Tapferkeit ausspricht, im Geringsten Respect zu haben. Er brachte dadurch meine Geschäfte in eine solche Verwirrung, daß sie beinahe gescheitert wären. Das mir von ihm überlieferte Liebesdokument zeigte ich mit Noten versehen, zuvor meiner Herzensbezwingerin, um ihr jeden zweiten Rückzug abzuschneiden. — Ein Obstmädchen, bei

welchem die schöne Mündel immer einkaufte, sollte es dann in ihre Hände spielen. Darauf sendete ich dem armen verzweifelnden Freund ein anderes Billet und erwartete getrost den Ausgang. Aber beinahe wäre ich um den Erfolg aller meiner Bemühungen gekommen! Der chére Onkel à la mode de Brétagne, welcher wie ein Douanier alle Früchte untersuchte, fand in einer Melone das Liebesgift. Sein verschmitzter Betrug darauf war nahe daran, den Sieg davon zu tragen, wenn nicht Caro mio ihre Niederlage vor seinem Hause die ganze Nachbarschaft in Allarm gebracht hätte. — Jezt erkannte ich die Gefahr auf Spitz und Knopf beisammen. Während Ihres Debuts in der tosenden Volksversammlung, welche der chére Onkel durch persönliche Aufmunterung des verehrlichen Haupts der Sbirren zu einem schlimmen Ausgang brachte, in den ich Sie Caro, versteht sich, sitzen lassen mußte, entführte ich die in den Garten geflüchtete Mündel sammt der ehrwürdigen Duenna durch eine versteckte Mauerlücke, und brachte sie zu meiner Braut, ihrer nunmehr theuersten Freundin. In ihr sehen Sie auch Ihre Retterin aus dem Polizeihause, wie Ihre Schatzmeisterin beim Obergericht und in der Locanda, und werden bald erfahren, was Sie ihr noch weiter schuldig sind. — Caro mio amico! Sie haben nun drei wichtige Geschäfte vor sich. Erstens, mir abzubitten; zweitens, die Hände der Schönen, die Ihnen den goldenen Lebensapfel reichen, zum Zeichen ihrer Vasallen-Huldigung, zu küssen; drittens, uns in die Trattoria *) zu folgen, wo ein schon veranstaltetes Mahl sämmtliche Brautleute in munterer Gesellschaft

*) Speisehaus.

erwartet; denn mit der Liebe müssen auf römischen Boden stets alle Götter des Olymps unsere Reigen beehren.« —

Schon scheint derselbe zu beginnen. — Der Römer und der deutsche Künstler umarmen sich herzlich; ihnen folgen die beiden Bräute, und darauf die Hauptumarmungen der Verliebten. Unter verschiedenen Wonneblicken und Ausrufungen dauern die letztern bedeutend länger, und so lange, bis der gute Mönch hereinkommt, seinen Neophiten abzuholen, und mit offenem Munde vor Verwunderung am Gitter stehen bleibt. —

„Ich bin auf ewig bekehrt!« ruft ihm der deutsche Künstler zu, „jetzt, lieber Pater, beginnt Ihre Bekehrung. Kommen Sie mit uns in die Trattoria!«

Das Ende des abgesponnenen Knäuls ist nun leicht zu erschauen. Noch waren die Glücklichen in der Trattoria, die von Trompeten und Pauken ertönte, und vor der alle Bettelleute des ganzen Kirchspieles hoflagerten; als ein Wagen anfuhr. Der dickleibigste aber auch berühmteste Prokurator von Rom stieg im Staatsanzug mit gepudertem Haare bedächtlich heraus. Nachdem er die Gasthausstiege gleich einer Bastion erklimmt hatte, flogen vor ihm die Thüren auf, und er brachte durch Vorzeigung eines großen Papiers, das ein schmunzelnder Triumphatorblick voraus erklärte, den freudigsten Jubel hervor. —

Mittelst des großmüthig gespendeten Goldes der Freundin unsers Künstlers, die überhaupt alle Entwicklungskosten vorschießen mußte, weil sich ohne Geld

fast nichts in der Welt entwickelt, hatte er dem Onkel à la mode de Brétagne eine Conditio sine qua non nach der andern vorgelegt. Auf ihre Verweigerung war sogleich eine Civil-, Kriminal- und sogar eine Anklage bei dem heiligen Inquisitions-Gerichte; das noch heutzutage die Römer wie ein Gespenst schreckt, angekündiget. Der gewissenhafte Herr, welcher die Konnexionen dieses Wortführers kannte, war weit entfernt, es auf das Aeußerste ankommen zu lassen. Er unterschrieb Alles, was man wollte; nur entschuldigte er sich, seinen Glückswunsch der theuern Mündel nicht selbst bringen zu können, da ihm die Aerzte schleunigst die kalten Bäder von Pisa angerathen hätten. Dabei blieb ihm nicht ein Mal die süße Gesellschaft der alten Haushälterin, die mit der Mündel einen so guten Kontract abgeschlossen hatte, daß sie für ihr ganzes Leben versorgt war.

So hatte sich jedes Wölkchen am Horizonte der Liebenden zerstreut; die Hochzeit konnte noch diesen Abend gehalten werden; und der gute Calmadulenser-Mönch, welcher sich (unter uns) ziemlich zum heidnischen Gotte der Reben gewendet haben soll, gab die glücklichen Paare in der Kapelle zu Grotta Ferrata vor der Madonna mit dem goldenen Apfel zusammen, die ihr Glück begründet hatte.

Das
Unglückshaus der Flammänder.

In vier Novellen.

Nach

Henry Berthouds.

(Livre cent et un.)

I.

Das
Unglückshaus der Flammänder.

Im düstern Labyrinth der Gassen
Der Stadt Paris, da steht ein Haus
Nach altem Bau, öd' und verlassen,
Denn innen herrschet Tod und Graus,
Und warnend vor den bösen Zeichen
Umweht euch ein Geruch von Leichen.

O ziehe nicht in seine Mauern
Aus Flandern stammend, Fremdling! ein;
Das Unglück wird dich stets erlauern,
Ihm folget Schrecken, Angst und Pein,
Es fesselt dich mit Dämonsketten,
Nicht Unschuld, Tugend kann dich retten.

Vernimm die grauenvollen Sagen
Aus morschem Pergament erzählt,
Wie in der Vorzeit finstern Tagen
Ein menschlich Herz ward abgequält,
Und wie sein Fluch zur Todesstunde
Noch jetzt durchkreist der Rache Runde.

1.

Im 15ten Jahrhunderte hatte sich in Paris ein Ausgewanderter aus Flandern, Meister Michael Wattermetz, niedergelassen und bewohnte eines der schönsten

und zierlichsten Häuser damaliger Zeit. Die Vorderseite war mit seltsamen Schnitzwerk von Holz ausgeschmückt; der Giebel des Satteldaches endete in Schnörkeln; die Hausthüre war von wohlgetäfeltem Eichenholz, und ein bemalter Schild zeigte ein Meßbuch, auf welchem ein Schwan seinen Schlangenhals an einem goldenen Kreuze hinaufwand, mit der Legende: zum Zeichen des Kreuzes. Alles dieses kostspielige Aeußere des Hauses sollte nicht nur die Frömmigkeit, sondern auch die Kunst des Besitzers bedeuten, der weit und breit als der geschickteste Bibelabschreiber bekannt war. Ganz Paris wollte nur von seiner Arbeit haben, und ein Schock von Lehrlingen war von Sonnenaufgang bis Niedergang beschäftigt, Bibeln abzuschreiben, und große Anfangsbuchstaben bald in rothen, bald in blauen Dinten auszumalen. *) Freilich wollte man wissen, daß ihre außerordentliche Emsigkeit und ihr seltsamer Andrang, nur bei Meister Wattermetz in Kondition stehen zu wollen, keine andere Ursache habe, als das Magnetgesichtchen seines gar jungen und liebenswürdigen Töchterchens Odette. Sie half mit so viel Geschick, und ihr gut stehender Anmuth, ihrem Vater bei dem Geschäfte der fleißigen Vergleichung der Abschriften mit dem Bibeltexte, den sie ihm laut vorlas, daß die sämmtlichen Lehrlinge nicht umhin konnten, alle wie nach der Schnur sich nach ihr zu wenden, und ihr gleichsam die Worte aus dem Rosenmunde herauszuziehen. Da gab es dann zugleich gräuliche Fehler in ihren vorliegenden Abschriften, und nachher ein furchtbares Gepolter von

*) Die schöne Schreibkunst hieß auch geistliche Kunst, ars clericalis; daher clerc, die sich damit abgaben.

Zurechtweisung und Tadel, wenn Meister Wattermetz über diese Merkmale der Verliebtheit seiner Gesellen kam. Zudem nützte es ihnen blutwenig bei Odette, die sie meist laut über ihre Ungeschicklichkeiten nur auslachte. Aber seit einiger Zeit lachte sie selbst nicht mehr, und schien die ganze Gesellenbande nicht besser zu beachten als die Schwärme von Fliegen, die in der Werkstatt umherschwirrten. Sie war auch keine so strenge und im unverrückbaren Takte sich haltende Bibelvorleserin mehr, und der Vater bekam alle Augenblicke Gelegenheit, ihr darüber den Text zu lesen. Aber alles dieses geschah nur zu gewissen Zeiten, und außer diesen war sie dann still und in sich gekehrt. Manchmal aber zuckte ihr schwarz glänzendes Auge plötzlich auf nach dem vergitterten Fenster hin, das auf die Straße ging, als hätte sie irgend ein Schimmer geblendet. Da draußen aber war dann jedes Mal ein gar flinker stattlicher Junge vorbeigewischt, welcher freundlich zu ihr hereinnickte. Eines Tages aber wurde Odette über und über roth, als er gar zur Thüre der Werkstatt nach gehörigem Anklopfen hereintrat. Seine wunderholde Gestalt ward durch das enge anliegende Kleid noch augenscheinlicher, sowie durch die flotte nordische Tracht herausgehoben, und ein kurzer Mantel mit einem Sammetbaret, um das sich zweimal eine goldene Kette schlang, ließ es zweifelhaft, ob er nicht ein großer Herr wäre. Aber bald zeigte sich, daß dem nicht so sey. Mit einem Bückling vor Meister Wattermetz, wobei er das Baret zog, sprach er ihn treuherzig so an: „Bin ich bei dem berühmten Meister Wattermetz, so habe ich mein Anliegen anzubringen.“

„Ihr seid's," versetzte der Bibelabschreiber, indem er die fremdartige Erscheinung vom Kopfe bis zu den Füßen betrachtete, und mit sich uneinig war, ob er die Mütze herabthun oder blos rücken sollte. Aber die schon halb gezogene war schnell wieder auf ihren Platz zurückgeschoben, als der Fremdling sich verlauten ließ, wie er ein fahrender Gesell aus Deutschland auf die edle Schrift-Malerkunst sei und bei ihm Kondition suche. „Ich habe schon Gesellen genug," polterte jener heraus, „und aus Deutschland," setzte er höhnisch hinzu, „nimmt der erste Meister von Paris die seinigen wahrlich nicht!" —

„Nun," erwiederte ganz bescheiden der junge Deutsche, „auch mein Vaterland hat so manches Ehrenwerthe, das sich der Mühe lohnte, gekannt zu seyn, und vielleicht möchten wir es mit dem Auslande wohl aufnehmen."

„Ihr mit uns?" schrie Meister Wattermetz gereizt auf, und ein lautes Zischen seiner Lehrlinge gab ihm Beifall und sollte den jungen Deutschen verwirren. Aber Odette, die ihre Schüchternheit überwunden hatte, sah dem Vater, dessen Liebling sie war, so bittend in's Aug', daß dieser den Ton herabstimmte, und ihm mit scheinbarer Ruhe eine Bibel-Abschrift zeigte, indem er blos die Worte beifügte: „Habt ihr eine solche Abschrift in Deutschland?" Der Deutsche durchblätterte ganz kaltblütig die Bibel-Kopie und ließ sich endlich in demselben Tone heraus, daß sie viele Fehler habe, und zudem die Schriftzüge sehr ungleich wären. Ein neues Gezisch der Lehrlinge brachte nun auch Meister Wattermetz von Neuem auf, und er rief: „Nun bei St. Dionis, unserm Landespatron, wenn

ihr es besser zu machen glaubt, so müßt ihr mir den Beweis darüber liefern, oder ihr sollt mit Schimpf und Schand aus Paris kommen.«

„Das gehe ich ein," versetzte fest der Deutsche. „Ihr nehmt mich also in Kondition?«

„Auf die Probe,« fiel ihm jener ein.

„Mit dem Beding," gab ihm der Deutsche zurück, „daß ich in meiner eigenen Herberge arbeiten darf.«

„Desto besser, ich habe so keinen Platz für euch.«

„Nun, so gebt mir einen Rieß feines Velin.«

„Einen Rieß feines Velin?« starrte ihn Wattermetz an, „und ihr arbeitet außer meiner Werkstatt? Gott weiß, in welchem Winkel oder vielleicht? — nein, schönen Dank! Patron, da wird nichts daraus, ihr möchtet mir denn ein hinlängliches Pfand für mein Papier lassen. Könnt ihr Geld erlegen?«

„Das Geld habe ich nie in meiner Tasche erhalten mögen," lachte der Deutsche; „aber wenn euch dieß genug ist," — hier machte er eine goldene Kette von seinem Baret los und gab sie ihm hin, — „so sind wir miteinander einig. Seht, sie soll euer seyn, wenn ich verliere; aber seid getrost, ich werde sie schon in kurzer Zeit einlösen.«

Bei der Schwere der Kette, die Wattermetz prüfend in der Hand wiegte, ließ er sich endlich beschwichtigen, obwohl ihm allerhand Verdacht, daß sie gestohlen seyn könnte, durch das Hirn zuckte; allein er war jedenfalls gedeckt, und wollte endlich um jeden Preis den unverschämten deutschen Gesellen, der sich erkühnte, es mit einem Pariser Meister aufzunehmen, zu Schanden machen. Höhnisch lächelnd nahm er von dem sich Beurlaubenden Abschied, und ließ es

geschehen, daß ihm die Lehrlinge Grimassen machten und lange Gesichter nachschnitten; indem Odettens Augen, die in denen des jungen Deutschen lagen, diesen hundertfach dafür entschädigten, und ihn voll Entzücken zur Werkstatt hinausbegleiteten.

2.

Kaspar Haus, so nannte sich der deutsche Geselle, hatte sich an diesem Tage so viele Feinde gemacht, als Lehrlinge in der Werkstube des Meisters Wattermetz gewesen. Alle fanden sich in ihrer Nationalwürde beleidigt, die nicht gestattete, daß irgendwo außer Paris etwas besser fabrizirt werden könne. Sie hielten wirklich Berathschlagung, ob man diesen Schimpf nicht dem Vorsteher der Gewerke und Künste anzeigen und ernstlich darauf dringen sollte, daß er mit dem Staubbesen aus der Stadt gekehrt werde. „Laßt das vor jetzt noch gut seyn," mischte sich Meister Wattermetz mit Autorität darein; „denn der Bursche dünkt mich ein Windbeutel, wie mir noch keiner vorgekommen. Gebt Acht! die Frist die ich ihm mit 6 Monaten zur Vollendung einer Bibel zugemessen, wird abgelaufen seyn, und der Kerl mir kein abgeschriebenes Blatt weisen können. Ihr thut besser daran," setzte er pfiffig hinzu, „wenn ihr ihn hübsch auf's Korn nehmt, so daß wir eher hinter das Zeug kommen, was daran ist."

„Schämt euch Vater!" fiel jetzt Odette erzürnt ein, „schämt euch von einem jungen Gesellen aus der Fremde so schlecht zu denken, da er euch noch keine Ursache dazu gegeben hat. Er hat mit euch einen

ehrlichen Pakt eingegangen, wobei ihr nicht zu kurz kommt, und bei der heiligen Jungfrau! er sieht mir darnach aus, als sey er ganz im Stande ihn einzuhalten.« —

Aber mit dieser Schutzrede hatte es Odette am schlimmsten gemacht. „Ja ja, man weiß es schon,« hieß es spöttisch von allen Seiten, „daß die Jungfrau Odette dem dahergelaufenen Menschen die Stange hält. Ist ein gar schönes Milchgesicht und spielt mit der Tracht, die er aus einem Trödelmarkte geliehen haben mag, fast einen Ritter, nur mit dem kleinen Unterschiede, daß er die Sporen im Kopfe hat.« Und darauf lachten sie alle aus vollem Halse über diesen Witz. Nur ein kleinstämmiger Lehrling mit halb abgeschornen Kopfe und spitziger Windnase, die man auf dem lederfärbigen Gesichte beinahe so wenig als seine Schweinsaugen bemerkte, der lachte nicht; sondern ließ durch seine verzerrten Grimassen errathen, daß er dem deutschen Kerl gleich Anfangs bis auf den Magen hinunter gesehen habe. „Ihr seid muthwillige Leute, ließ er sich mit anscheinender gravitätischer Miene heraus. Ich wette zehn an eines, daß er entweder ein deutsches Genie ist, was so viel seyn soll als ein Hahnen-Ei oder gar der deutsche Hanswurst.« So ging es wieder an ein Toben und Gelächter, das sich täglich wiederholte, daß die Werkstatt zitterte und Wattermetz am Ende doch wieder Ruhe machen mußte, während Odette sich voll Unmuth und Verachtung von dieser rohen Bande wendete, und weder ein Blick noch ein Wort mehr von ihr zu erhalten war. Aber die muthwilligen und erboßten Lehrlinge, vor allen die Windnase mit dem

Lederüberzug, ein heimlicher Liebhaber Odettens, die aber von ihm nichts wissen wollte, ließen es dabei nicht bewenden. Nach einem gemeinschaftlichen Komplotte kundschafteten sie alle Schritte und Tritte des deutschen Gesellen aus. Wie ein Schwarm von Hornissen folgten sie ihm überall nach, und bald kamen sie mit weit mehr Ausbeute zurück, als sie selbst gehofft hatten.

Kaspar Hans wohnte in einer lustigen Wirthsherberge, und weit entfernt sich den ganzen Tag über fleißig mit Bibelabschreiben und Buchstabenmahlen zu beschäftigen, saß er Stundenlang in der Zechstube bei einer tüchtigen Kanne Wein, wenn es nicht schön Wetter genug war, sich aufzuputzen, und von Morgens bis Abends durch alle Strassen von Paris zu laufen. An allen Plätzen und Läden, wo es etwas zu sehen gab, hielt er an, that vornehm und gnädig, den Arm wie einen Henkel in die Hüfte gestemmt und warf allen schönen Mädchen und Frauen Liebesblicke zu. Alles dieses gaben die Lehrlinge in der Werkstätte, als erzählten sie es blos unter sich, ganz laut zum besten; so daß Odette kein Wort davon verlieren konnte. Aber Odette, obwohl manchmal sich ihr Gesichtchen verlängerte, glaubte doch nichts. Wußte sie denn nicht, daß ihm die Burschen nicht hold waren und auf seinen Schaden und Schimpf ausgingen? Kam aber der junge Deutsche selbst wieder in die Werkstube des Meisters Wattermetz, so waren alle Wolken von ihrer offenen Stirne vertrieben, und ihr Rosenmund lächelte wie eine Sonne. Nur fiel es auch endlich ihr auf, daß er so viele Zeit finde, seine Besuche immer häufiger und länger zu machen. Aber

ihr war dieses dennoch recht; denn der junge Deutsche war mit jedem Tage liebenswürdiger und daher vertrauter mit ihr geworden. Sie ließ es recht gerne geschehen, daß er sich zu ihr hin in eine Tischecke setzte, und ihr allerhand ins Ohr flüsterte, worüber sie einmal über das andere Mal roth und verlegen wurde. Auch kleine Geschenke wurden ihr zugespielt, die sie nicht schnell genug unter der Schürze verbergen konnte; während die Lehrlinge mit tausend Argus-Augen sie bewachten, und vor Zorn und Eifersucht die Zeit ihrer Rache-Befriedigung kaum erwarten konnten. Meister Wattermetz, der sich um Liebesdinge übrigens wenig bekümmerte, zweifelte indeß jetzt nicht mehr, daß er ein Hans Taugenichts sei, und pries seinen eingegangenen Handel, der ihm für eitel Velinpapier eine goldene Kette und obendrein eine Genugthuung eintragen werde, die ihn in Paris wo möglich noch berühmter machen müsse. So war beinahe ein Monat vergangen, in welchem Kaspar Hans erwiesener Massen nach allen Erkundigungen und Ausspionirung, so wie nach dem Augenschein seiner halb Tage lang währenden Besuche bei Meister Wattermetz durchaus nichts gearbeitet hatte. Da kam eines schönen Morgens der junge Deutsche zierlicher als je zusammengeputzt in die noch leere Stube des Meisters, warf Odetten ein Liebesküßchen zum Morgengruße zu, und brachte aus einem feinen Tüchel zum Erstaunen des Meisters Wattermetz die fertige Bibel hervor. — Mit einem Freudenrufe fliegt Odette auf ihn zu und kann sich nicht mehr helfen; sie muß den schönen und braven Gesellen, der sie mit seinem Arme umschlingt, küssen und sich von ihm küssen lassen.

Meister Wattermetz aber, der sonst wohl dagegen protestirt haben würde, scheint noch immer vor Erstaunen, das ihn versteinert hält, weder Augen noch Ohren mehr zu haben. Er wirft sich auf die Bibel und findet sein Velinpapier mit so schönen gleichen Buchstaben überschrieben, dabei so bunt und zierlich gemalt, daß er ganz eifersüchtig darauf wird, weil er, ehrlich gestanden, noch keine dergleichen zu Wege gebracht hat.

Der deutsche Geselle begehrte jetzt ganz trocken seine Bezahlung und die Goldkette zurück, und als ihm Wattermetz nicht ohne heimlichen Verdruß die Kette gegeben, und kopfschüttelnd die verdienten Goldgulden ausgezahlt hat, machte er Miene, sich entfernen zu wollen, zum großen Herzensleid Odettens, als Wattermetz ihn noch am Knopfe hält.

„Geselle," sprach er mit der Verzweiflung eines gereizten Ehrgeizes, „es ist unmöglich! ihr habt diese Bibel nicht gemalt. Zu einer solchen Arbeit hättet ihr am wenigsten ein Jahr gebraucht."

„So wahr habe ich sie gearbeitet und gemalt," erwiederte darauf feierlich Kaspar Hans, „als ich zu einer weitern Wette anerbötig bin, eine solche in fünfzehn Tagen zu fertigen, und den doppelten Werth der Kette und der eingenommenen Goldgulden daraufsetze."

„Topp!" schlug Meister Wattermetz, der dabei die Aussicht hatte, wieder zu beiden zu kommen, sogleich ein; „soll seyn! denn das ist nun einmal ganz unmöglich! und dann möchtet ihr mehr werth seyn, als alle unsere Werkstätte im großen Paris."

Der deutsche Junge erhielt nun weiteres Velin

für die neue zu fertigende Bibel, und mit einem schwärmerischen Blicke in die ihn belohnenden Augen Odettens verließ er das Haus des Meisters Wattermeß.

3.

Hatte Kaspar Hans das erste Monat lustig gelebt, so trieb er es jetzt noch toller, und er gab sich nicht einmal die Mühe, sich vor den ihm aufsäßigen Gesellen des Meisters Wattermeß, die er überall auf seinen Wegen antraf, zu verstellen oder Acht zu haben. Diese verfehlten dagegen nicht, jedes Stückchen von ihm riesenhaft zu vergrößern oder zwergartig zu verkleinern, aus der Mücke einen Elephanten und aus den Wirkungen seiner Lebensfülle eine lächerliche Karrikatur herauszubringen. Wenn es aber nun bei Odette gar keinen Eindruck mehr machte, vielmehr nur seltsam spitzige Gegenreden und Exempel veranlaßte, von Schnecken, die mit einer jungen Hündin laufen wollten, so wußten sie wohl warum. Aber daß selbst Meister Wattermeß die Farbe wechselte, und ihnen solches unnütze, unzeitige Geschwätz mit allem Ernste untersagte, ja, daß er sogar Ausdrücke fallen ließ, welche von einem immer steigenden Interesse für den deutschen Gesellen zeugten, darüber wußten sie gar nicht, was sie denken sollten. Wattermeß hatte ihnen, voll Zurückhaltung, kein Wort von der schon fertig gewordenen Bibel gesagt; dafür aber seitdem an ihrer Schrift- und Buchstaben-Malerei so viel auszustellen gefunden, daß sie nicht begreifen konnten, wie Wattermeß, der sich sonst so ziemlich mit jeder Arbeit von ihnen gut oder schlecht

Bayerische
Staatsbibliothek
München

zufrieden zeigte, auf einmal, wie umgekehrt, so erstaunlich ekel und kitzlich damit werden mochte, und wo er den Verstand dazu hergenommen habe.

„Gebt Acht!“ nahm wieder die gelbe Windnase das Wort, „da steckt etwas dahinter, das wir nicht ergründen sollten; aber ich bin ganz gewiß auf der Spur. Jetzt will ich noch ein Ding abwarten, das wohl nicht ausbleiben wird, wie man ja das schlechte Wetter an den grauen Wolken erkennt, — und dann weiß ich für meine Person, was ich zu thun habe.“ Und der pfiffige Geselle hatte recht gewittert, das Ding kam wirklich. Nach fünfzehn Tagen erschien Kaspar Hans, der sonst nur mit einer zierlich in Streifen abgeschälten Gerte in der Hand zu sehen war, — mit einem Packe unter dem Arm in Meisters Wattermetz Werkstube; aber nicht mehr so früh, um die Lehrlinge nicht schon zu finden. Als hätte Wattermetz ein Donnerschlag getroffen, fuhr er zusammen, behielt aber Besinnung genug, den Kaspar Hans in ein nahes Kämmerchen hineinzuschieben, in welches er sich mit ihm einschloß. In einem Nu war die Windnase mit dem Faunsohr vor dem Schlüsselloch, und drehte und wand sich, daß ihm ja keine Silbe verloren ginge; dabei schnitt er so bedeutungsvolle Gesichter, daß nicht weniger als ein ungeheueres Geheimniß ihm kund geworden seyn mußte. Bald aber drückte sich ein heftiger Ingrimm in allen seinen Zügen aus, als er Odettens Stimme, und zwar im lieblichsten Tone zu dem Deutschen redend, vernahm. Seine Fäuste ballten sich, und knirrschend von der Thüre weichend, deren Schloß schon zum Oeffnen knarrte, verbiß er zwischen den Zähnen die grauen-

Bayerische Staatsbibliothek München

volle Drohung, ich oder du! — Kurze Zeit darauf, an einem Zahltage am Ende der Woche, schickte Meister Wattermetz ganz kaltblütig fast alle seine Gesellen und Lehrlinge fort, so viel sie auch dagegen lärmen und in Verwünschungen aller Art gegen den deutschen Gesellen, der allein daran Schuld seyn mußte, ausbrechen mochten.

„Gut," sprach erboßt der Gelbe, „ich gehe jetzt, Meister; obwohl ihr recht gut wißt, welche ehrbaren und guten Absichten ich in euerm Hause gehabt. Aber so ihr glaubt, ihr werdet mit einem hergelaufenen Burschen besser fahren, so mögt ihr euch in Acht nehmen, daß nicht schlimmeres damit herauskomme, als ihr denkt. Und somit Gott befohlen, bis wir uns wieder sehen. Und auch ihr, Jungfer Odette, verliert Gretin nicht ganz aus dem Andenken; er könnte einmal als ein Lückenbüsser oder im Fall der Noth nicht ganz bei Seite zu setzen seyn; denn noch ist nicht aller Tage Ende."

Dieser seltsamen Reden, die offenbar des Gelben Zorn und Eifersucht ihm auspreßten, achtete Meister Wattermetz, der den Burschen längst weghaben wollte, weil keine Aussicht mit ihm war, wenig; Jungfer Odette lachte darüber und schlug ihm ein Schnippchen; aber sie waren nichts weniger als in den Wind gesprochen, sondern fielen, als eine böse Aussaat zur schrecklichen Frucht, auf den Boden des Verderbens.

4.

Wir errathen, was der deutsche Geselle pünktlich nach fünfzehn Tagen überbracht hatte. Die darauf

verwendete Mühe, die Bibeln zu durchsehen, war rein überflüssig gewesen; denn nur drei Fehler, aber seltsam immer die nämlichen, fanden sich an drei heiligen Worten, die man in der Abschrift nächstens vermeiden mußte. Doch Meisters Wattermetz Verwunderung und Erstaunen ging in eine wahre Verwirrung aller seiner Begriffsfähigkeit über, als der junge Deutsche ihm erklärte; daß er im Stande sei, mehr Bibeln in einem Monate zu liefern, als fünfzig Abschreiber und Maler in einem Jahre fertigen könnten. Einen solchen Wundermann für sich zu gewinnen, hieß so viel als der reichste Mann in Paris werden, und seine schon respektable Firma auf den Flügeln des Ruhmes bis an die Wolken tragen. Meister Wattermetz hatte nun unter den süßesten Versprechungen und den schmeichelhaftesten Worten nicht mehr ausgesetzt, ja ihn beinahe auf den Knieen gebeten, nicht nur bei ihm zu bleiben, sondern auch bei ihm zu wohnen. Er schien so ganz nur sein bester Freund, ja zärtlichster Vater seyn zu wollen, und die Verliebtheit seiner Tochter in den deutschen Jungen kam ihm jetzt gerade recht gelegen, um einen Köder für den unbezahlbaren Goldfisch zu haben, den der alte Kauz von Flammänder um jeden Preis angeln wollte. Einer solchen Einladung widerstand auch der junge deutsche Gesell um so weniger, als sie ganz mit seinen Absichten übereinstimmte, und die Liebe ihn längst in Wattermetz Behausung einquartirt hatte. Jetzt glaubte Meister Wattermetz, der sich im Stillen über seine Schlauheit Glück wünschte, bald hinter das Geheimniß zu kommen, das, wenn es ihm noch lange vorenthalten bliebe, ihm ein Zehrfieber,

ja den Tod bringen müßte. Oefters hatte er es dem jungen Deutschen herauslocken wollen; indem er ihm zu verstehen gab, daß er nicht dumm genug sei, zu glauben, daß die Bibeln durch seine eigene Hand verfertigt würden. Aber jener war darauf bestanden, daß er ganze Nächte daran arbeite, welches dem verschmitzten Alten, der sich dadurch auf dem Weg der Entdeckung des Geheimnisses sah, keinen Schlummer mehr gestattete. Einst, als er den Gesellen Nachts in seiner Kammer wußte, Alles rings stille war, und sein Hausgesinde im tiefsten Schlafe lag, erhob sich der graue Flammänder allgemach und nach allen Seiten vorsichtig umherblinzelnd, schleicht er mit leisen Tritten nach einem Verschlage, in den verschiedenes Gerümpel geworfen war, der aber absichtlich an die Kammer des jungen Deutschen stieß; weil durch eine verdeckte Oeffnung in dieselbe hineingeschaut werden konnte. Wenn er die Nacht durch stets arbeitete, so mußte er Licht haben, und hatte er solches, dann ward das Geheimniß der Nacht beleuchtet, Meister Wattermetz konnte sich in dessen Besitz setzen und des deutschen Gesellen hatte man nicht mehr nöthig. — Und sieh' da! es schimmert ihm wirklich eine Lampe entgegen. Sein Herz tobt in hörbaren Schlägen; als er behutsam die versteckte Oeffnung lüftet und mit eingezogenem Athem sich daran hinschmiegt. Aber was sieht er? Ruhig ausgestreckt auf seinem Bette lag der junge Gesell und ein furchtbares Schnarchen überzeugt ihn nur zu bald, daß er schlafe, und auch die Nächte durch nichts anderes vollbringe, da in seiner leeren Kammer nicht die geringste Vorrichtung zu irgend einer Arbeit zu erspähen war. Vor Unmuth

und Aerger sich und seine Lage vergessend, schlägt er den Laden zu, will eiligst sich zurückziehen, und wirft in seiner Hast einen alten Kasten um, der mit furchtbarem Gekrache zusammenfällt. Durch dieses Gepolter erwacht der Geselle und einen Ueberfall vermuthend, stürzt er bewaffnet zur Kammer heraus — und findet Meister Wattermetz. „Wie,“ sprach er ganz erstaunt, „ihr hier so spät? was wollt ihr mir, Meister?“

„Ich — stotterte der alte Flammänder daher — ich kann schon eine Zeitlang die Nächte durch nicht mehr schlafen; ich finde keine Ruhe und Rast mehr in meinem Hause, unheimlich jagt es mich aus meinem Bette und es ist mir, als triebe ein böses Wesen um mich seinen Spuck, seit ihr in meiner Herberge wohnt,“ betonte er stark. —

„Was schwatzt ihr da für tolles Zeug, Meister Wattermetz?“ versetzte der Deutsche betroffen.

„Ja, wäre es nur, um so besser dann für euch. Kurz, Geselle, so lieb ihr mir bisher gewesen, und so viel Vortheil ihr mir auch eingebracht, zwischen uns muß es anders werden oder brechen.“

„Und wodurch habe ich euch dazu Gelegenheit gegeben, Meister? Ich dächte, ihr hättet schon ein schönes Geld für die Bibeln eingestrichen, die ich euch geliefert.“

„Bin ich auch sicher,“ fiel dieser hastig ein, „daß es Geld bleibt, daß ich nicht eines Tages Kohlen — oder eine Handvoll Koth in meinem Schranke finde? Nur was christlich erworben wird, hat Dauer und Bestehen.“

„Nun, Meister Wattermetz, ihr werdet doch nicht glauben, daß was anderes dahinter steckt?“

„Ich werde es und muß es wohl glauben,“ versetzte jener dringender, „bis ihr mir kurz und gut entdeckt, wie ihr die vielen Bibeln verfertiget, die ihr weder bei Tag noch bei Nacht malet, wie wir recht gut wissen, und nur so aus den Aermeln zu schütteln scheint.“

„Ah! ist das euer Schrecken, Meister Wattermetz?“ lachte der Deutsche, „nun so mögt ihr ruhig schlafen gehen, der Böse wird euch nichts anhaben durch mich.“

„Gesell, Gesell! ihr würdet nicht lachen, wenn ihr wüßtet, was das bei uns zu bedeuten hat, und daß der brennende Scheiterhaufen auf ein gewisses furchtbares Verbrechen steht. Ihr seid in meinem Hause, bedenkt, wie unglücklich ihr mich selbst machen könntet! Eure Kunst geht nicht mit rechten Dingen zu — ist —“

„Blos ein Geheimniß,“ antwortete ruhig der Deutsche, „das mehr als zwei Menschen reich machen kann, wenn ihr wollt. Meister Wattermetz, eure Begierde, dieses kostbare Geheimniß zu erfahren, ist mir längst bekannt, und trieb euch wohl heute zu meiner Kammer. Vergebens wäre euer Bemühen, es mir herauszulocken; aber ich entdecke es euch für einen Preis, der in eurer Macht steht.“

„Um welchen Preis,“ fuhr erfreut Wattermetz heraus, „ich gebe jeden!“

„Nun,“ sprach der junge Deutsche, „so gebt mir Odette, euer Töchterlein, dafür, und macht dadurch uns und euch selbst glücklich und reich.“

Meister Wattermetz, der für die Entdeckung dieses goldreichen Geheimnisses seine und anderer Leute Seligkeit eingesetzt hätte, falls es auch ein Fabrikat des Teufels gewesen wäre, schlug unbedenklich in die dargereichte Hand des jungen Deutschen ein, und forderte ihn jetzt im wonnigen Vorgefühle seines ungeheuern Gewinnes auf, ihm nur schnell Aufschluß zu geben.

Darauf fing dieser feierlich an: „Meister Wattermetz, ich fodere von euch vor allem Stillschweigen über das, was ihr hören werdet. Der Aberglaube würde sich nicht beschwichtigen lassen, und der alleinige große Vortheil uns entgehen. Außer uns muß es daher für alle Geheimniß bleiben.“

Als Meister Wattermetz bei seinem Landes- und Namens-Patron, dann allen Heiligen und Seligen ihm dieses zugeschworen hatte, begann der junge Deutsche so:

„Das, was für euch noch Zauberei ist, ist für uns in Deutschland der Triumph der Kunst.“

„Zu Mainz am Rheinstrome ward eine Kunst erfunden im tiefen Schweigen unterirrdischer Werkstätten, die durch bewegliche Buchstaben in rascher Zusammenfügung, tausendfach ein einziges Blatt durch Abdruck wiedergibt; während die Feder des Abschreibers sie nur mühesam einmal gewinnt.“

„So werden mit unbegreiflicher Schnelligkeit jetzt die Bücher gedruckt, statt abgeschrieben, und einmal fehlerlos sind alle Exemplare fehlerlos ohne Durchsicht, die euch bei jedem so viele Mühe kostet. Ich

selbst habe die Bibeln nicht gedruckt, ich verkaufe sie nur; daher meine euch bis an's Zauberhafte gehende Erklärung, daß ich jeden Augenblick neue Bibeln liefern könnte. Wirklich habe ich noch dreißig bei einem guten Freunde versteckt, wohl kennend den Aberglauben, der überall darüber noch herrscht, und deßhalb nur gab ich mich für einen Bibel-Abschreiber und Maler aus, weil ich keine Lust fühle, mit euern Feuer-Gerichten näher bekannt zu werden. Jetzt wißt ihr Alles.«

»Wäre es möglich,« rief Wattermetz aus, »daß die Deutschen uns vorangekommen wären! Blos eine Kunst brachte dieses hervor? Aber an wen habe ich mich zu wenden, um ihrer großen Vortheile theihaftig zu werden?«

Auch darüber gab ihm der junge Deutsche Aufschluß, und den großen Erfinder dieser Kunst, Schöffer, an, der zugleich Verfertiger und Versender der Bibeln durch seine geheimen Emissäre in jedem Lande sei. »Wie Faust der Bibelverbreiter für Deutschland ist,« endete er, »und jedes Land seine eigenen erhielt, so bin ich's für Frankreich, und durch mich könnt ihr erhalten oder drucken lassen, was ihr wollt.«

Als sei ein schwerer Mühlstein von Meister Wattermetzens Herzen gefallen, athmete er so freudig auf, und vor Lust über seine glanzvollen Aussichten sich kaum fassend, fiel er dem jungen Deutschen, ihn halb erdrückend, um den Hals.

»Kommt,« sprach er, »habe ich aus andern Ursachen zuvor nicht schlafen können, so kann ich es jetzt vor Lust und Wonne nicht. Laßt uns die Nacht

beim besten Wein, den mein Keller hat, noch aushalten, und morgen dann frisch an's Werk, Schwiegersohn! zu unserm beiderseitigen Glücke.

5.

Im Hause des Meisters Wattermetz war alles voll Jubel, vor allen Odette, die das Ziel ihrer heimlichen sehnsüchtigen Wünsche erfüllt sah, ohne daß sie selbst begreifen konnte, wie es sich so schnell gemacht hatte. Sie findet kaum so viel Zeit, ihren Hochzeit-Staat mit allem dem gehörigen Aufwande in Ordnung richten zu lassen. Sie will trotz ihrer brennenden Sehnsucht und der ungestümen Liebe des so sehr drängenden Deutschen um keinen Preis schlechter in der Kirche und beim Hochzeitschmause erscheinen; oder im neugescheuerten Hause, wo alle ihre Kleider, Schmuck und goldene Kettlein, dann die Geschenke der Gäste öffentlich ausgelegt werden sollen, etwas vermissen lassen, was der Tochter eines gelehrten und stattlichen Bibelfabrikanten vor andern Bürgerlichen gebührt. Dennoch war die Hochzeit schon bis auf acht Tage herangerückt, und die Nachbarsleute gaben sich gleichsam bei ihren Glückwünschungen einander die Hand. Dabei ward viel von dem reißenden Fortgange gesprochen, welchen Meister Wattermetzens Bibeln jetzt auf einmal hätten, nicht ohne seltsame Bemerkungen, die Odette entweder nicht verstand, oder für einen gewöhnlichen Brodneid nahm. Seltsam kam es ihr jedoch vor, wenn man sie Verschiedenes über ihren lieben Kaspar ausfragte, was sie

für die Leute wenig passend hielt, und zum wenigsten für eine erstaunliche Neugierde halten mußte. „Geht doch Herr Kaspar fleißig in die Kirche?“ — „Warum nicht?“ — „Kann er den Hahn Morgens krähen hören?“ — „Warum nicht gar, wir haben keinen.“ — „Hat wohl der schöne Junge keine Male an sich?“ — Unmuthig antwortete dann Odette auf solche lästige Fragen der Gevatterinnen, und dann bemerkte sie, daß man sich Winke zuwarf oder hinter ihr etwas lispelte. Oefters wollte sie es dem Vater oder Kasparn sagen; allein der erste hatte jetzt den ganzen Kopf voll Spekulationen, und bei dem andern vergaß sie, wenn sie ihn sah, alles, um nur mit ihm zu schäckern und zu kosen. So verging ein Tag nach dem andern, und am nächsten sollte in der Kirche zu unserer lieben Frau die feierliche Zusammengebung der jungen Leute seyn. Der Bräutigam hatte aber noch nothwendige Geschäfte in der Stadt zu verrichten, und nahm, da seine Gänge ziemlich weit auseinander lagen, auf einen Nachmittag von seiner Odette Abschied, die ihn aber durchaus nicht mehr von sich lassen wollte. „Was hast du denn, liebes Närrchen, heute; die Sachen müssen abgemacht werden und sind es auch bald. Sei versichert, daß ich mit jeder Minute geize, die ich anders als bei dir zubringen soll. Und sieh, Liebchen,“ fügte er schmeichelnd hinzu, „ich bringe dir ein Hochzeitgeschenk mit, das ich irgendwo bestellt habe und selbst abholen muß.“

„Ei, der Tausend!“ — polterte der Vater darein, „das wäre schön, wenn du nicht ein paar Minuten von ihm seyn könntest? Da kann sich's wohl treffen, daß dein Mann nächstens eine große Reise ma-

chen muß, wo er vielleicht Monate lang ausbleiben wird.“

Aber mehr Kaspars Schmeicheleien und Versprechungen, daß er zurückeilen werde, so schnell er könne, besiegten Odettens wunderbare Launenhaftigkeit, wenn wir es nicht Angst und Ahnung nennen wollen. Noch einmal küßte und drückte Kaspar seine Odette, lispelte ihr lächelnd etwas in's Ohr, wie sonst in der Werkstätte und sprang munterer Dinge zur Hausthüre hinaus. Odette sah ihm durch das geöffnete Fenster noch nach, so lange sie konnte; sah, wie er mit einigen Gesellen auf der Gasse sprach, immer umsah nach dem Hause, und ehe ihn eine Krümmung der Gasse völlig entrückte, seinen Hut schwang, um ihr gleichsam noch ein fröhliches Zeichen zu geben. — Darauf saß Odette, den Kopf in den Arm gelegt, still und hinbrütend da, und mußte durch den Vater ernstlich erinnert werden, ihre gewöhnlichen häuslichen Geschäfte zu verrichten, und sich damit die Grillen zu vertreiben. Daß Kaspar nicht früh zurückkommen könne, das war vorauszusehen; da er bis in eine der entferntesten Vorstädte der Stadt Paris mußte; daß er aber diesen Tag gar nicht mehr kam, konnte nur irgend einem bedeutenden Hindernisse zugeschrieben werden.

Welche Nacht die arme Odette zugebracht haben mochte, wollen wir nicht beschreiben.

Aber des andern Tages Morgens kam eine stattliche Kutsche damaliger Zeit, nämlich eine Art langer Kasten mit Luftlöchern, auf schwerfälliges Räderwerk gestellt, an das Haus Meisters Wattermetz unter mächtigem Peitschenschnalzen herangerasselt.

Der Kutscher stieg vom Bocke, befestigte das Leitseil an den Eisenhacken eines steinernen Vorsprungs, und öffnete als Bedienter den Wagenschlag. Da drehte sich ein reich zugeputztes Männlein in der ansehnlichen Tracht eines Clerc's; wie nur den höhern Ständen außer dem Hofe und der Ritterschaft gebührte, mit herabhängenden Haarzöpfen, hochaufgebundenen rothen Wickelstrümpfen und zierlichen Maschenschuhen heraus, stützte sich vornehm auf den Kutscher, wie auf einen Stock, und sprang dann, seine Rolle gleichsam vergessend, über ihn weg in die geöffnete Hausthüre hinein.

„Wen hat mein Haus die Ehre und das Glück zu empfangen," sprach der sogleich herbeigekommene Meister Wattermetz unter lauter Bücklingen; indem er in dem Angekommenen nichts geringeres, als einen Doktor der Jurisprudenz oder gar Parlamentsrath vermuthete.

„Ihr scheint mich nicht mehr zu kennen, guter Wattermetz," krähte dieser vornehm; „aber kein Wunder, wir sehen uns unter gar verschiedenen Umständen."

Wattermetz erkannte aber vor lauter Submission selbst die Stimme nicht; und der Angekommene, welcher bisher absichtlich wohl den Kopf hineingesteckt hatte, erhob sich nun kecklich, warf sich in die Brust und ward die leibhaftige, aber seltsam maskirte gelbe Windnase, weiland arbeitender Geselle in seiner Werkstube.

Meister Wattermetz blieb mit offenem Munde stehen und brachte kein Wort heraus; denn ihn einen Narren zu heißen, wie er gewöhnlich pflegte, wollte

sich zu seinem reichen Anzuge und stattlicher Equipage nicht mehr schicken.

„Meister Wattermetz,“ sprach jener weiter ganz gnädig: „das Glück hat mir einmal Gerechtigkeit widerfahren lassen. Wie ihr mich da seht, so bin ich ein Mann von vielen — vielen Tausenden. Gott sei Dank! der Tod hat einen weitläufigen Verwandten von mir ohne Testament überrascht, und alle seine Reichthümer sind mir zugefallen.“

Bei dieser Erklärung machte Meister Wattermetz schon einen tiefen Bückling; aber er wollte fast in den Boden versinken, und war nahe daran, den Rockschoß des Ueberglücklichen zu berühren, als er vernahm, daß der Herr Vater der Windnase, bisher ein banqueroter Kaufmann, hochansehnlicher Vorsteher der Gewerbe und Künste in Paris geworden, das höchste Stadtamt, vor dem selbst der Hof Respekt hat.

„Und was befehlen Sr. Gestrengen?“ fragte ganz demüthig Meister Wattermetz. „Mein ganzer Laden mit allem Vorrathe an Arbeit stehen zu Dero Diensten.“

„Darüber,“ versetzte der Mitgefeierte, „das Weitere, lieber Wattermetz, in euerer Kammer zwischen vier Augen. Ihr werdet erstaunen, was ich euch zu eröffnen habe.“

6.

Meister Wattermetz hatte nunmehr unter beständigen Bücklingen den geldschweren Sohn seiner höch-

sten Stadtobrigkeit in seine schönste Kammer geführt. Da war seine beste Habe und Fahrniß prunkvoll wie auf einem Trödelmarkte aufgestellt, und vor jetzt durch zwei nagelneue Brautbetten und Geschenke für die Hochzeit Odettens ansehnlich vermehrt. Kaum fand sich noch ein leeres Tischeck und ein Stuhl, auf dem sich das geldschwere und ansehnliche Männchen mit der Windnase, dem Glatzkopfe und dem gelben Todtengesichte bequem niederließ; während Meister Wattermetz vor ihm wie vor einer Standesperson stehen blieb. „Lieber Wattermetz," begann dieser, „laßt mir einen Becher guten Wein aus euerem Keller kommen, wir wollen Jungfer Odettens Gesundheit trinken. Ja, möge sie selbst erscheinen, wenn sie zu Hause ist, und aus meinem Munde hören, daß ich einer der reichsten Männer von Paris, der Sohn des Vorstehers der Gewerbe und Künste von Paris, aus keiner andern Ursache wieder in euer Haus gekommen bin, — als um ihr alle meine Schätze anzubieten, und sie als meine anmuthige Ehekonsortin zu erkiesen. — Was dünkt euch, Meister Wattermetz, bin ich noch eine zu verachtende Parthie?"

Meister Wattermetz hätte bei dieser unvermutheten Brautwerbung der Verstand still stehen mögen; auch war sein sich immer verlängerndes Gesicht am Ende gar verschoben. „Da haben wir's!" dachte er. „Nun könnte ich mit der reichsten und ansehnlichsten Stadtfamilie in Verbindung seyn, und muß das Mädel dem verwünschten Kaspar für ein Geheimniß hingeben, hinter dem, da ich es weiß, nichts mehr erstaunliches ist. Könnte ich es doch noch ändern."

„Nun, Wattermetz?" unterbrach ihn der neue

Brautwerber, „ich dächte, da gäbe es nichts zu besinnen?“ —

„O Herr!“ seufzte Meister Wattermetz, „warum seid ihr nicht früher gekommen, eine solche Parthie hätte meinem Hause zur sonderbaren Ehre gereicht. — Doch jetzt ist Odette nicht nur schon versagt; sondern morgen soll die Hochzeit seyn, und wir erwarten den Bräutigam mit jeder Stunde.“

„Die Pest euch!“ fluchte das Männchen, „und wer soll dann der Glückliche seyn, mit dem es eine Person, wie ich, Meister Wattermetz, nicht noch aufnehmen könnte? Ehe vor dem Altar die Hände nicht zusammengegeben sind, ist noch nicht Alles verloren.

„Das freilich,“ meinte Meister Wattermetz, wie von einem Hoffnungsstrahle erleuchtet; „aber das Mädel ist ja ganz vernarrt in ihren Kaspar Hans.“

„Kaspar Hans?!“ schrie das Männlein erbost und zugleich mit Hohnlachen auf; „Kaspar Hans, der Gauner aus Deutschland, hätte Lust gehabt, sie davon zu tragen, und ihr hättet Odette ihm gegeben? — O Meister Wattermetz! dankt Gott, daß meine Person zur rechten Zeit dazwischen getreten ist. Der hat euch trotz meiner Warnungen dennoch in sein Garn bekommen, euch alle schändlich behext; aber mein Exorcismus hat noch geholfen.“

„Was sagt ihr? ich begreife kein Wort.“ —

„Werdets bald,“ fiel jener hastig wieder ein. Vor allem, seid ihr mit meinem Antrage verstanden, und wollt ihr mir das Mädel, ob sie will oder nicht will, geben, wenn ich es über mich nehme, die Par=

thie mit einem deutschen Gesellen, die euch ohnehin wenig Ehre bringt, zu trennen?«

„Wenn ich aus dem Spiel und vor seinen allenfallsigen gerichtlichen Ansprüchen gesichert bleibe, so habt ihr meine Hand darauf," versetzte Wattermetz. „Denn so reuet mich jetzt auch nichts in der Welt als mein voreiliges Wort.«

„Gut,« fuhr jener fort, „ihr müßt mir aber volle Hand lassen und euch genau nach meinen Instruktionen richten.«

„Aber morgen," wendete Wattermetz ein, „wird der Hochzeiter auf seinem Rechte bestehen, wie dann? Ich sehe nicht ein, wie ich ihn losbekomme.«

„Er wird weder morgen noch übermorgen, noch an irgend einem Tage davon mehr die geringste Meldung machen. Er wird stumm und unsichtbar dazu seyn,« sprach das Männlein, dessen lebendiger Todtenkopf jetzt furchtbarer als je grinzte, so daß selbst Meister Wattermetz unheimlich wurde.

„Ihr werdet ihn doch nicht aus dem Wege schaffen?« fragte er ihn mit den letzten Zuckungen seines Gewissens.

„Hm!« biß das Männlein die dünnen Lippen zusammen, „wie ihr es nehmt; aber nichts gegen den Lauf der bestehenden Gerechtigkeit. Meister Wattermetz, glaubt ihr noch nicht, daß dieser Kaspar seine Bibeln mit Hilfe des Teufels fabrizirt. Wer es läugnen wollte, müßte entweder selbst mit im Bunde oder verhext seyn. Und nun antwortet, läugnet ihr es?«

Meister Wattermetz sah sich jetzt in einer gefähr-

lichen Schlinge verwickelt, die der Listige über ihn zusammenziehen und ihn unglücklich machen konnte. Sagte er auch die Wahrheit, so half es ihm hier nichts, und er setzte den Gewinn des einträglichen Geheimnisses auf das Spiel, den er jedenfalls wahren wollte. Er zog also vor, den Zweifler und furchtbar Getäuschten vorzustellen, und antwortete schlau: „Sollte es mit Kaspar Hans möglich seyn; ich schaudere, daran nur zu denken.“

„Meister Wattermetz,“ rief jetzt das Männlein frohlockend aus, „zweifelt nicht mehr daran, aber das heilige Gericht hat ihn, Dank meinen Anzeigen und Bemühungen, schon beim Kragen. Das nämliche Schicksal war auch euch bereitet; doch in Rücksicht meiner Absicht auf Odette und durch meines Vaters Ansehen und hohen Einfluß noch abgewendet. Darum sträubt euch nur nicht im Geringsten gegen Alles, was ich euch vorschreibe. Wißt, seit gestern sitzt dieser Kaspar Hans, der Zauberei und des entsetzlichen Bündnisses mit dem Teufel angeklagt, in dem Kerker des geistlichen Gerichts. Ihr müßt als Hauptzeuge gegen ihn auftreten; auf euere Aussage muß er zum Tode verdammt werden, und der Holzstoß wird das weitere thun, so wie das Brautbett, welches ich mit Odette besteigen will, auf der andern Seite. Und nun Gott befohlen, Meister Wattermetz, ihr wißt, was ihr nun zu thun und zu meiden habt, und wie nahe euch das höchste Glück und die höchste Gefahr steht. Auf Wiedersehen, Schwiegervater!“

7.

Alles, was der windnasigte Kahlkopf dem Meister Wattermetz mit der Behaglichkeit der Schadenfreude und Rachelust mitgetheilt hatte, befand sich nur zu wahr. Der arme Kaspar Hans hatte kaum das Haus betreten, wo er heimlich seinen Bibelvorrath hinterlegt hatte, als er sich statt seinen Vertrauten zu finden, von Häschern des Gerichts, die ihm schon längere Zeit vergebens aufgelauert hatten, ergriffen sah. Umsonst suchte er ihnen vorzustellen, daß sie am Unrechten seyn müßten, und sie ihn doch um Gotteswillen, da er ihnen ja nicht entrinnen könne, zu Meister Wattermetz, dem Bibelmaler, bei dem er Arbeiter und angehender Schwiegersohn sey, bringen möchten. Sie hörten nicht auf seine Reden, brachten ihn durch Stöße, grausames Binden und Knebeln zum Stillschweigen, und schleppten ihn unter dem gellenden Gehöhne des Gassengesindels in den Frohnhof des geistlichen Gerichts. Dort wurde er dem Kerkermeister überliefert, der ihn mit Hilfe seiner rohen Knechte in einen der fürchterlichsten Kerker hineinwarf, und ohne auf sein Jammern und Bitten nur im geringsten zu achten, ihm neuerdings mit eisernen Ringen die Hände, Füße und Leib an die nasse Mauer anschloß, weil ein solcher Kerl, wie er sich ausdrückte, nicht genug befestigt werden könne; wobei er nicht verfehlte, zu aller Vorsicht die Banden und Ketten, in die Kaspar Hans wie eingespannt war, mit seinem Rosenkranze und Skapulier zu berühren, und sie da-

durch dem höllischen Geiste unzugänglich zu machen. Kaspar, durch diese Mißhandlungen höchst erschöpft, hörte kaum das furchtbare Zuwerfen der Eisenthüren des niederen Gewölbes, das dreifache Umdrehen der gewaltigen Gefängnißschlüssel, und donnernde Zufahren der Riegel und Querbalken, als gälte es eine ganze Rotte Verbrecher zu verwahren, — und einen Augenblick darauf sank er verlassen in der Stille einer undurchdringlichen Todesnacht, besinnungslos auf eine steinerne Bank nieder.

Wie lange er in diesem Zustande, der ihn augenblicklich der Grausamkeit der Menschen entrückte, gewesen seyn mag, wußte er nicht; da in diesen Verließen der Barbarei selbst kein Himmelszeichen des Tages oder der Nacht durch ein Gitter drang; sondern nur die verdichtete Moderluft ihn anwitterte. Aber sobald er zu sich kam und über seine Lage ernsthafte Betrachtungen anstellen konnte, so verhehlte er sich nicht die große Gefahr, in der er schwebe, indem er sogleich als die Ursache seiner Verhaftung den Aberglauben des Zeitalters, unterstützt vom Hasse und Neid der Abschreiber- und Büchermaler-Zunft erkannte. Allein und als Fremdling muß er verloren seyn, aber Gott sey Dank, seine doppelte Verbindung mit Meister Wattermetz, besonders durch das ihm anvertraute Geheimniß, das ihn wenigstens vor aller Zauberei losspricht, ja dessen bloße Bürgschaft für ihn, wird ihn retten. Dieser helle Hoffnungsstrahl und die Liebe Odettens, die nicht ruhen noch rasten wird, wenn sie sein Schicksal erfährt, bis ihr Vater die nöthigen Schritte zu seiner Befreiung macht, gaben ihm alle seine Kraft und seinen Muth zurück. Mit schwär-

merischer Sehnsucht gibt sich der Arme diesen tröstenden Gebilden hin; alle seine innern Sinne sind angespannt, in der ihn umgebenden Finsterniß glaubt er Hellen zu bemerken, die eine Oeffnung seines Kerkers verkünden; in der Todtenstille vernimmt er leise mahnende Tritte; jeden Augenblick muß sich sein Gefängniß öffnen; Odette wird dem langsamen Gange ihres Vaters ungeduldig voranfliegen. — Sieh! und er hört wirklich Schritte, die von außen nahen — der Himmel ist mit ihm barmherzig! — Es rasseln die äußern Pforten; er vernimmt draußen Gelispel — sie ist's! wer könnte es anders seyn? Wie ein Simson rast er an seinen Ketten, und mit dem Ausrufe, o meine liebe Odette! will er sie schon begrüßen, als die geöffnete Eisenthüre ihm den finstern Kerkermeister zeigt.

„Soll ich euch zur Ruhe bringen?“ grollte er ihn an, indem er eine furchtbare Knotenpeitsche über ihn schwang.

„Ihr habt kein Recht mich zu mißhandeln,“ versetzte schon durch die bittere Täuschung in höchste Aufregung gebracht, trotzig der Deutsche. „Auf wessen Befehl ich auch hiehergeschleppt worden, so werden in diesem Lande doch Gesetze seyn, die den Angeschuldigten nicht verdammen, ehe man seine Vertheidigung gehört. Ich aber kann auf der Stelle meine Unschuld beweisen, sobald man mich in die Gegenwart Meisters Wattermetz bringt; ich verlange es im Namen der Gerechtigkeit!“

Furchtbare Peitschenhiebe antworteten dem Unglücklichen, bis er zähneknirschend schwieg.

„Das die Züchtigung für eure freche Reden, zu

der ich selbst Macht und Fug habe. Jetzt bereitet euch, den ehrwürdigen Pater Gelasius vom Orden des heiligen Franciscus mit Demuth und Unterwürfigkeit zu empfangen. Ihn schickt das hochwürdigste geistliche Gericht des Erzbischofs an euch, ob es ihm vielleicht noch gelingen möge, euere Seele vor ewiger Verdammniß zu retten; denn barmherzig ist die Kirche mit den Verbrechern und will nicht den Tod des Sünders, sondern seine Bekehrung, ehe sie ihn dem weltlichen Arme überliefert."

Trotz der Schmerzen der eben erlittenen Mißhandlung, die den jungen Deutschen auf das Höchste empörte, verlangt er fest und mit Heftigkeit einen Rechts-Vertheidiger und keinen Geistlichen, dessen er nicht bedürfe; als die hagere lange Gestalt des Franziskaner-Mönches mit Skapulier und Kreuz bewaffnet gegen die Macht der Hölle hereintrat, begleitet von einem dienenden Bruder.

8.

Der Mönch, als bemerkte er den Unglücklichen nicht, wendete sich seitwärts von ihm und sank auf seine Knie mit gekreuzten Händen, ein Gebet herabmurmelnd; indeß der dienende Bruder die Kohlen eines mitgebrachten Rauchgefäßes anblies, geweihte Körner hineinschüttete und mit den aufsteigenden Wolken das Gefäß nach den vier Himmelsgegenden hinschwenkte. Immer lauter und lebhafter wurde das Gebet des Paters, der vom heiligen Eifer entzündet und wie im Kampfe mit einer überirdischen Macht zu liegen schien.

Aus einem aufgeschlagenen Buche liest er die furchtbaren Formeln des Exorcismus mit tiefer Baßstimme herab, worauf der Bruder eben so antwortet, besprengt mit dem dargereichten Weihwasser die Wände des Kerkers und jetzt wie ein gerüsteter Kämpe der Kirche sich erhebend, naht er sich mit vorgehaltenem Kreuze dem Unglücklichen, der ein Besessener des Teufels seyn mußte.

„Im Namen des Ewigen,“ begann mit gehobener Stimme der Franziskanermönch, „den du nicht auszusprechen wagst, Höllengeist! und der dir naht, um dich in dein Flammenmeer zurückzuwerfen, befehle ich dir, mir zu antworten, durch welche Zauberkünste du diesen Menschen bestrickt, oder ob er den schrecklichen Bund mit dir eingegangen, und du so über ihn Gewalt erhalten hast. Sprich! läugne nicht! oder ich züchtige dich durch Berührung dieses Skapuliers, daß du laut aufheulst, und alle Martern deiner Verdammniß fühlst.“ Bei diesen Worten des Exorcismus, die der arme Verfolgte mit Entsetzen vernimmt, da er als ein frommer rechtgläubiger Christ sich keines Fehltrittes, vielweniger eines so gotteslästerlichen Verbrechens gegen die Kirche bewußt ist, stürzen bittere Thränen aus seinen Augen, und mit weichem flehenden Tone spricht er zu dem Pater: „Hochwürdiger Herr, haltet ihr mich denn für einen Verworfenen der Seligkeit, daß ihr so mit mir verfahrt? Glaubt so was nicht; ich treibe keine Zauberei, und wenn meine Kunst schnellerer Bibelfertigung — denn wohl errathe ich, daß dieses mein Verbrechen seyn soll, — einen irrigen Verdacht erregt hat, oder Aergerniß gegegeben haben mag; so bin ich bereit, durch vollgiltige

Zeug= und Bürgschaft mich davon zu reinigen. An euch Hochwürdiger, einen Diener der Kirche, wende ich mich, nehmt euch meiner an um Gottes Barmherzigkeit willen; gebt einer jammernden Braut ihren Versorger, einen Sohn seinem alten Vater zurück.«

Aber ohne dadurch gerührt zu seyn, fuhr der fanatische Mönch fort: „Du berückest mich nicht, Geist des Trugs und der Lüge! mit deiner listigen schmeichelnden Rede. Deine Werke haben dich schon verrathen, und die drei heiligen Worte, die du in deinen falschen Bibeln nie richtig schreiben kannst, beweisen hinreichend die alte Schlange der Todsünde. Daher noch einmal bekenne, oder fahre aus dem Unglücklichen, daß sein jetzt von dir gefesselter Mund laut seine Sünde verkünde und um Verzeihung vor dem Richterstuhle des Ewigen flehen möge.

„Ha!« fuhr jetzt der auf's Höchste gereizte junge Deutsche auf, „heilige Religion des göttlichen Stifters, wie wirst du verstanden und mißbraucht! Gehe Pfaffe, und sage dem, der dich gesendet, daß der Unglückliche, den du gesehen, keinen Bekehrer und Teufelsbanner, sondern einen Vertheidiger seiner Unschuld und gerechten Richter begehre!«

Bei diesen mit furchtbarem Affekte ausgestoßenen Worten räumten die Mönche zitternd allen ausgelegten geistlichen Kram eiligst zusammen, und der Pater, ein Anathem über ihn aussprechend, wendet sich an den gleichfalls erschrockenen Kerkermeister mit der Aeußerung: „hier ist alle kirchliche Einschreitung und Hilfe vergebens; ich überlasse ihn dem weltlichen Arme« — und verschwindet mit seinem dienenden Bruder zur Eisenpforte hinaus.

9.

Odette, seit Kaspars plötzlicher Entfernung in die tiefste Traurigkeit versenkt, fast ohne Speise und Trank lebend oder mehr hinsiechend, war weit entfernt, von dem schrecklichen Schicksale ihres geliebten Hans die geringste Kunde zu haben. Man hatte ihr beigebracht, daß er durch unvermuthete Umstände genöthiget gewesen, auf der Stelle nach Deutschland abzureisen, wohin ihn der nahe bevorstehende Todesfall seines Vaters gerufen. Aber Odette schüttelte verneinend das Köpfchen, da sie ihrer Stimme jedesmal, wenn von ihm nur angefangen wurde, nicht mehr mächtig war. Eben so wenig gab sie auf andere Vorspiegelungen, die ihr nur immer verdächtiger wurden, die geringste Antwort, und verharrte überhaupt in einem ununterbrochenen Stillschweigen. Aber ihre innere Aufgeregtheit ward um so unverkennbarer. Daß ihm irgend etwas widerfahren seyn mußte, darüber war sie mit sich einig; denn nichts in der Welt, das wußte sie, hätte den feurigen Jungen abhalten können, vor einer selbst augenblicklichen Abreise noch Abschied von ihr zu nehmen. Die ihr aber von einer gewissen Seite beigebrachten tückischen giftigen Einflüsterungen, als sey er ungetreu geworden, und bei Nacht und Nebel durchgegangen, weil er schon in der Heimath ein anderes Mädchen habe, verwarf sie mit Unwillen und Verachtung. Alle ihre Sinne waren jetzt angespannt, hinter Merkmale und Spuren zu kommen, die ihr etwas verrathen konnten. Schon

hatte sie seitdem ein paarmal den ihr verhaßten Kahlkopf in das Haus hereinschleichen sehen, und wie siedend kochte es in ihrem Herzen. Aber nie pochte es seltsamer, fast hörbar, wie im Augenblicke eines unheimlichen Schreckens, als bei dem schmeichlerischen Begrüßen desselben, da sie ihm auf der Treppe nicht mehr ausweichen konnte. „Geduld, Jungfer Odette! es werden schon wieder lustige Tage kommen, ja sie hängen nur von ihr selbst ab.“ Odette warf ihm einen so furchtbaren Blick zu, daß ihm auf der Stelle die lächelnden Gesichtsmuskeln erstarrten, und verschwand. Die seltsamen Reden des Vaters, der schon öfters angefangen hatte, ihr zuzureden, ihre Schwärmerei einmal fahren zu lassen, da die Sache sey wie sie sey, und daß es besser wäre, eine ansehnliche Parthie, die er für sie wüßte, nicht auszuschlagen, gaben ihr endlich eine furchtbare Helle.

„Wüßte ich nur,“ sprach sie listig, „wie es denn wirklich mit Kaspar steht — je nun! wer weiß was ich thun würde, da er sich gleichwohl nicht meldet.“ Meister Wattermetz und der hinter ihm steckende, ihn gleich einem Gliedermanne bewegende Kahlkopf, glaubten nun frohlockend gewonnenes Spiel zu haben, und schon war beschlossen, mit Odette rein weg von der Farbe zu sprechen, und die Sache zum Schlusse zu bringen. Aber da eben der Vater, welcher sein Kind schon vermäckelt hatte, nunmehr die Einleitungs-Lektion vornehmen wollte, entstand ein sonderbares Geräusch auf der Gasse, das immer näher kommend, mit vielen hundert verworrenen Stimmen, zuletzt großes Gerenne, immer tobenderes Geschrei hören ließ, und

zwischen dem Trommelschlag mit dem Choralgesang einer Procession seltsam genug abwechselte.

Aus allen Häusern waren die Köpfe der Neugierigen gefahren, aber die größten Massen von ihnen mit einem endlosen Anhange von Gassengesindel wogten nach, unter beständigem Geschrei: der Hexenmeister! der Hexenmeister!

Auch Odette hatte das Fenster aufgerissen, um nach dem Lärm zu schauen; aber sie begreift nicht, was es bedeuten soll. In der Mitte des Gewühles ist alles so gedrängt, daß sie nichts unterscheiden kann. Sie muß es schon abwarten, bis der Zug, der gerade die Richtung nach Wattermetz Hause nimmt, sich nähert. Jetzt ist er schon sehr nahe, und sie unterscheidet schauderhafte Dinge. Ein Trupp Stadtknechte geht hinter zwei Trommelschlägern, voraus mit Hellebarden auf den Schultern. Dann kömmt ein Zug von Franziskanern und Kapuzinern mit schwarzen Fahnen, worauf das höllische Feuer mit Teufeln abkonterfeit ist. Dann rasselt ein Armesünder-Karren daher, und darauf liegt eine Menschengestalt in einem wunderbaren Habite mit — Flammen gemalt, dessen Kopf tief in einem Verband, und er selbst zusammengekollert in Ketten, auf den Wagen geschmiedet, auf der abgewandten Seite wie hineingeworfen liegt; während auf der andern ein Büttel ihn an einem Stricke am Halse hält. „Gott! wer muß der Unglückliche seyn!“ seufzte das barmherzige Mädchen, als jener vom Büttel aufgerüttelt mit den Worten: „wir sind da!“ sich mühsam erhebt und gegen das Haus des Wattermetz wendet. In diesem Augenblicke fährt mit

einem Schrei des Entsetzens Odette vom Fenster zurück; denn es ist ihr geliebter Kaspar, den sie trotz aller Entstellung wieder erkennt. „Bringt sie weg! schafft sie in eine andere Kammer!“ riefen Wattermetz und der Kahlkopf durcheinander; aber schon hört sich der Erste zu seinem Schrecken durch eine Stimme von der Gasse herauf zum Erscheinen am Fenster vorgefordert, vom donnernden Geschrei des Volkes begleitet. Halb vernichtet, aber durch des Kahlkopfs Einflüsterung, daß dieses der entscheidende Augenblick sey, von dem sein ganzes Glück abhänge, wieder keck aufgerichtet, stellt er sich mit kaltblütiger Stumpfheit an das offene Fenstergesimse. Da verkündet laut der Diener des Schöppengerichts, daß der Meister Wattermetz des Malefikanten feierliche Abbitte vor seinem Hause, worin er so viel Aergerniß und Skandal gegeben, auf Befehl der hohen Stadtobrigkeit zur Privat-Genugthuung anzuhören habe; sowie es bereits schon vor der Pforte der Kirche von Notredame geschehen sey. „Thut, wie euch befohlen,“ herrschte der Diener des Gerichts dem unglücklichen Kaspar zu.

Da erhebt sich dieser mit der letzten Anstrengung, die ihm ein durch die erlittene gräßliche Folter zerrissener und verrenkter blutrünstiger Körper gestattete. Ueber sein Leichengesicht fährt noch einmal eine dunkle Gluth, wie die eines Brandes, und sein schon beinahe erloschenes Auge treibt sich groß und starr schauend aus den tiefen Augenhöhlen hervor. Ach! so viele Martern hatten ihm endlich ein Geständniß abgepreßt, daß er Schwarzkünstler sey! —

Jetzt aber steht er — eine furchtbare Gestalt —

im Kleide der Verdammten im Armesünder-Karren aufrecht, und rasselt furchtbar mit seinen Ketten. „Hört mich Alle!“ ruft er gewaltig, „ich bin das Opfer des gräßlichsten Verraths und der Undankbarkeit dessen, dem dieses Haus gehört. Michael Wattermetz! du weißt es recht gut, trotz deiner Gleisnerei, die dein Zittern an allen Gliedern Lügen straft. Du hättest gar zu gerne gesehen, daß meine Richter dir diesen Augenblick erspart hätten. Doch Dank ihnen, so ist es schon recht, nimm hin Fluch und Unglück! — Fluch sein Leben lang, fortan jedem, bei dir Michel angefangen, der aus Flandern gebürtig, je sein Haupt unter dieses Dach legt. — Nun!“ ruft er mit schauderhafter Verzweiflung aus, „nun ihr Andern, führt mich zum Scheiterhaufen!“ Bei diesem furchtbaren Fluche eines Hexenmeisters in der letzten Stunde erfaßt das ganze Volk Entsetzen, um so mehr, als man einen dumpfen Schlag und einen Jammerruf aus dem Hause vernimmt. Die Meisten reißen aus und stürzen nach ihren Häusern, als wären ihnen schon die heraufbeschworenen bösen Geister auf der Ferse, und kaum folgt das Gesindel bis zum flammenden Richt-Platze.

Aber noch dieselbe Nacht ward Odette, die ihren Wächtern entkommen, vom Giebel der Bodenkammer Kopf über sich herabgestürzt und den Nacken gebrochen hatte, in einem Sarge beigesetzt. Einige Zeit darauf brannte dem vor Gram weiß gewordenen Wattermetz sein Haus mit sammt dem vielen zusammengescharrten Geld und Gut ab. Aber er mußte gerettet werden, um bald hernach als ein wahnsinniger Bettler durch Paris zu ziehen, und wie ein Markt-

schreier sich geberdend, auszurufen: kauft Leute! kauft! von dem gelehrten und steinreichen Wattermetz Bibeln, die er Nachts mit dem Teufel gedruckt hat; aber um Gottes Barmherzigkeit willen sagt davon nichts dem Gerichte, und gebt mir vorerst ein Stück Brod, damit ich nicht Hungers sterbe.

II.

Die Schöne des Tempels.

Kennt ihr das böse Aug' der Alten,
Das furchtbar seine Opfer sucht?
Es ist desselben Dämons Walten
Im Worte, das dem Menschen flucht.
Das Unglück weilt oft fern und still
Doch schleicht es sicher hin zum Ziel.

Und wo die ew'gen Rächer hausen,
Ihr Werk schon einmal kundbar war,
Da fasset uns ein seltsam Grausen,
Und bergan sträubt sich unser Haar,
Und ohne daß wir's seh'n noch hören,
Der Geist des Bösen herrscht in Sphären.

Und ob des Hauses Dach und Mauern
Schutt oder neuer Bau verdeckt,
Der Eumeniden Schlangen lauern
Vom Fuß des Sidlers aufgeweckt,
Und legt er sich zum Schlummer nieder,
Nie mehr erwacht der Arme wieder.

1.

Zu den Zeiten des XV. Ludwigs von Frankreich, dieses wollüstigen Despoten mit asiatischem Luxus unter erkünstelt verfeinerter Sphäre, die wie ein gif-

tiger Mehlthau Frankreichs Boden umnebelte, kam ein reicher Flammänder Jean Paul Labadie nach Paris. Andere schwärmten dahin, um auf der Laufbahn aller Thorheiten, an deren Spitze die der Liebschaften stehen, sich so schnell wie möglich zu Grunde zu richten, die Höflinge und Abenteurer verbanden damit noch die Aussicht, auf der Jakobsleiter der Gunst und Protektion, von Maitressen gehalten, emporzusteigen. Aber Jean Paul Labadie ging in keiner solchen frivolen, sondern in der solidesten Absicht von der Welt nach Paris. In seiner Heimath hatte er sich ein schönes rundes Sümmchen erspart, das er jedoch nur als das Samenkorn ansah, welches auf einem ergiebigern Boden hundertfältige Früchte tragen sollte. Kein besserer Boden dazu als Paris, wo alles Unkraut im Werthe stand, schlechte Waare für ächte galt, und nur das Neue, es mochte seyn, was es wollte, stets den höchsten Preis hatte. Für Kaufleute, die sich an solchen zufälligen Eigenschaften nicht stoßen, heißt es nur spekuliren, wenn sie darauf ihre Gelder einsetzen, und der ist unter ihnen der klügste und gewandteste, der mit so wenig Ausgabe als möglich, so viel Einnahme als möglich gewinnt, ganz abgesehen von der Art, wie es geschieht.

Doch wir haben uns hier in eine Episode der Kaufmanns-Politik eingelassen, und eilen jetzt, unsern Jean Paul Labadie in Paris aufzusuchen, der überall in seinen Irrgewinden von Gassen mit Umgehung aller Merk- und Denkwürdigkeiten, herumläuft, um ein vortheilhaftes Geschäft dieser Art zu machen. Wirklich hatte er bereits seinen Mann dazu aufgefunden. Ein reicher Elsaßer überläßt ihm ein völlig einge-

richtetes Waarenlager, das ihn bereits steinreich gemacht hatte, um eine Summe, wobei er sich zwar nicht vergaß; aber dem schnellen Rechner im Kopfe, wie alle Flammänder sind, sich sogleich einen großen Profit in Aussicht stellte. Zwar befand sich das Waarenlager in einem etwas sehr abgelegenen Stadttheile und in Mitte eines Labyrinthes von Häusern, welche mit ihren Zackengiebeln und spitzen Dächern so zu sagen das Haus, worin es lag, gleichsam verschlungen oder wie hoher Riesen-Schilf überwachsen hatte. Auch hatte dieses Haus eine so verschrobene Bauart von zugemauerten Fenstern auf der bessern Seite, und mißgerathenen Erkern und Winkeln auf der andern, dann einen so seltsamen Kontrast von zwei Dächern, wovon eines mit Ziegeln und das andere mit Schindeln gedeckt, sich immer einander feindselig anzustarren schienen; und kurz ein Poet oder ein Sonntagskind wäre um keinen Preis hineinzubringen gewesen; aber Jean Paul Labadie war ein Mann, der nur das Wesentliche an der Sache sah und sich um die Baukunst übrigens wenig bekümmerte. Er liebäugelte blos mit dem schönen Waarenvorrathe, der zwischen den dicken trocknen Gewölben und den eisernen Thüren so sicher und unangreifbar gegen jede Gefahr, selbst der Elemente lag, und wollte mit der Wohnlichkeit des Hauses sich vor der Hand begnügen oder für die Zukunft schon damit fertig werden. Es bedurfte kaum mehr der außerordentlichen empfehlenden Schwatzhaftigkeit des Elsaßers, der sich, wie er sich ausdrückte, von dieser ganz eigenen aber dem rechnenden Kaufmanne so willkommenen Ungestörtheit des Hauses selbst nur schwer trennte. In der näch-

sten Schenke ward der Handel bei einigen Flaschen feurigen Champagners abgeschlossen, und Verkäufer und Käufer waren mit einander so wohl zufrieden, wie Leute, wovon jeder den andern übervortheilt zu haben glaubt; denn vor allen macht dieses Gefühl den Kaufmann allein selig.

2.

Als der Elsaßer unter vielfältigen Händeschütteln des Flammänders und den gewöhnlichen Wunsches-Formeln auf gut Glück und Handelsgewinn zwar nicht ganz geraden Schrittes; aber doch weniger benebelt als der Käufer, aus der Schenke getreten war, setzte sich zu letzterm ein Mann hin, der den ganzen Handel mit angehört hatte. Seine Miene sah sehr bedenklich aus und schien eine versperrte Pandora-Büchse zu seyn, die wenn sie einmal aufsprang, einen ganzen Strom von Unheil auszuschütten drohte. Zwar gab ihm der etwas wortkarge Flammänder wenig Gelegenheit dazu; allein wer um jeden Preis sprechen will, dem fehlt diese niemals. „Ihr seid wohl ein Fremder?“ sprach er Labadie an.

„Ja,“ war die Antwort.

„Nach euerer Mundart ein Flammänder?“

Jean Paul Labadie sah ihn mit großen Augen an, wie er dieses aus dem einzigen ja herausgebracht hätte, und setzte ein zweites hinzu.

„Herr! ich bedauere euch vom Grunde meines Herzens. Ich könnte über das Schicksal eines Bruders nicht mehr Herzleid fühlen. Wahrlich, es fällt mir schwer; ich kann, ich darf nicht schweigen und

kurz ich will nicht schweigen; der Elsaßer hat euch böse hinter das Licht geführt.«

„Was? was zum Henker! soll das bedeuten?« fuhr endlich der Flammänder aus seiner Apathie empor.

„Mein Herr! es ist gesagt und nicht anders; denn —«

„Seid ihr,« unterbrach ihn jetzt Jean Paul Labadie, ungeduldig, „seid ihr ein Kaufmann, der Waare und Werth verstehen will, so habt ihr Unrecht, und seid ihr ein Späher, wie es deren in Paris eine Menge geben soll; so ist ein Handelsgeschäft keine Polizeisache. Damit Punktum, mein Herr!« Mit dieser Abfertigung wollte er sich dem Zudringlichen mit einmal abwehren; aber darin hatte er sich geirrt.

„Mein Herr,« vollendete blos dieser seinen unterbrochenen Satz: „denn wenn man einen sein sicheres Unglück und noch dazu mit schwer Geld kaufen läßt; dann darf man einen solchen Handel gewiß schändlich und teuflisch nennen.«

„Aber was soll es denn seyn, mein Herr,« fragte jetzt immer aufmerksamer auf die Hartnäckigkeit seines Gegners Jean Paul Labadie. „Wenn wirkliche Gefahr dahinter steckt, so würde ich als Fremder euch wohl verbindlich werden für irgend eine Warnung,« fügte er schon ernster hinzu.

Endlich hatte der Zudringliche die ihm nöthige Aufmerksamkeit des Fremden erwirkt, und er wollte diesen Eindruck nicht entwischen lassen, um dem, was er jetzt zu entdecken habe, die höchste Wichtigkeit zu geben, welche wieder der Maßstab der Belohnung durch den Fremden werden sollte.

„Laßt uns vorerst,« sprach er mit derjenigen

Zuversicht und dem Uebergewichte, welches Belesenheit, der wohlfeilste Theil der Gelehrsamkeit, über Unerfahrenheit gibt, „laßt uns vorerst den Mund etwas anfeuchten.“ Und somit schenkte er sich gleich einen vollen Becher von des Flammänders Wein ein, und erst nachdem er damit fertig war und dem Herbergs Jungen gerufen hatte, für den Herrn eine neue Kanne Weins und zugleich noch einen Becher zu bringen, setzte er sich in eine geheimnißvolle Positur und begann:

„Herr, es ist eine gute Sache, aber freilich nicht Jedermanns, die alten Chroniken der Städte zu kennen. Da fällt der modische Ueberzug mit seinem falschen Farbenschimmer, und das gar fein und sauber zusammengewebte Lügennetz von Ursprung, Herkunft, Hoheit und Herrlichkeit wie eitel Nebel nieder, und wir erschauen das dürre Gerippe ihrer ersten Erbärmlichkeit, den Moder, der ihnen geblieben und die Brüche und Risse, die ihnen jedes Zeitalter beigebracht.

„Aber was hätte ich mit der Chronik von Paris zu schaffen?“ versetzte ihm ganz trocken der Kaufmann. —

„Viel, viel mein Herr; denn auch ihr Haus ist ein vermodertes Stück von diesem Stadtskelet.“

„Was!“ schrie der Flammänder auf, „es wäre baufällig? dann geht sogleich der Kauf zurück und — die Stadtpolizei —“

„Mischt sich nur,“ fiel der andere ein, „in Dinge, die man mit Händen greifen und fassen kann; aber nicht mit dem Geiste geschichtlicher Durchdringung, der nur einem Archivarius zu Gebote steht, — den sie in meiner Person sehen.“

Der Archivarius wartete eine Minute lang auf ein Kompliment des Flammänders, der nicht einmal wußte, was das für ein Thier sei; dann fuhr er mitleidig ihn ansehend fort:

„Ich sehe schon, ich muß es mit euch kürzer machen. Ich wollte euch zuerst die Theorien der Städte-Physognomie und ihrer Häuser geben; dann wäre ich in ihre Psychologie hinübergegangen; von da aus in den Einfluß der sublunarischen Welt auf lebendige und leblose Dinge; endlich auf die weiße und schwarze Magie; zuletzt auf die Entstehung der Buchdruckerkunst und wie sie lange für Zauberei gehalten wurde; und so wären wir systematisch auf die Wirkung einer Geschichte gekommen, die euch schaudern machen wird. Jetzt aber beschränke ich mich darauf, euch schlechtweg zu eröffnen, daß in dem Hause, welches vor ein paar hundert Jahren einem gewissen Wattermetz, Meister der Clerical-Kunst gehört hat, in Folge eines Fluches, der jeden Besitzer trifft, welcher ein Flammänder ist, euch ein großes Unglück oder ein gewaltsamer Tod erwartet."

Jean Paul Labadie riß jetzt Augen und Mund weit auf und es zuckte ihm in allen Gliedern. „Wie? das Haus wäre verhext?" stotterte er etwas kleinlaut hervor.

„Nicht anders, Herr, und weder öfterer Brand und Einsturz, Bauveränderung, Weihwasser, Gebet und Teufelsbann haben bisher nach so langer Zeit etwas verfangen mögen." Nun erzählte er ihm das gräuliche Ende Meisters Wattermetz und seines Töchterleins, und fuhr bei immer zunehmender Angst des armen Flammänders folgendermassen fort. „Das lie-

der Freund könnte man noch Zufall oder die rächende Gerechtigkeit des Himmels nennen, der Wattermetz schändlichen Verrath und Meineid bestrafte; aber leider ist es das schwarze Werk eines bösen Geistes, der seitdem nimmer ruht und Alles, was Flammändisch ist, vernichtet.“

„Wie? noch mehreres Unglück! wäre es möglich?“ rief der Flammänder aus, dem sein Wein selbst nicht mehr munden wollte.

„Hört nur, was weiter geschah,“ fuhr jener fort, „und dann will ich euch fragen; ob ihr Lust habt, dieses Haus zu behalten?“ Nach der alten Chronik des Tempels über die Gasse der Corderie, worin es liegt, fanden nicht weniger als neun Flammänder durch Kaspars Fluch ihren furchtbaren Untergang. Der eine wurde gräßlich darin ermordet, ein anderer gegeißelt von einer unerklärbaren Pein, stürzte sich in die Seine. Einen dritten holten die Strickreiter heraus nach dem Greve-Platz, wo er auf das Rad geflochten wurde. Elend, Hunger und Pestilenz rafften die reichsten Flammländer in diesem Hause hinweg. Sie behaupteten sämmtlich, daß sie darin Höllenqualen auszustehen gehabt und überzeugt wären, daß der Satan sein Wesen treiben müsse. Der Prevost von Paris ließ einst die Thorschlüssel dieses verwunschenen Hauses in die Seine werfen. Aber da es geborne Franzosen und Leute jeder Nation, wenn es nur keine Flammänder waren, ohne Nachtheil und Schaden unangefochten ließ, so kamen die gräulichen Geschichten so ziemlich in Vergessenheit. Jetzt aber, da ihr es übernommen, mögt ihr wohl mit euch zu Rathe gehen, ob ihr es auf geradehin wagt, darin zu hausen.

Der Archivarius in der grausen schwarzen Locken-perücke hatte nichts mehr zu erzählen; denn auch der Wein war zu Ende. Er empfahl sich mit mystisch funkelnden Augen und blutrothem Gesichte, und Jean Paul Labadie, vor Schrecken und Furcht halbtodt, übersah sogar die große Zeche, die er für diesen ent-setzlichen Aufschluß aus der Chronik von Paris zu bezahlen hatte, und schlich behutsam, rechts, links — vor- und nach sich schauend, wieder völlig nüchtern geworden, seiner Herberge zu.

3.

Mit brennendem Kopfe lief Jean Paul Labadie, der die ganze Nacht mit Gespenstern der Hölle ge-rungen und schweistriefend aufgestanden war, des andern Tags zu seinem Haus-Verkäufer, dem Elsaßer, und wollte von dem ganzen Handel nichts mehr wissen. Allein dieser, der das Haus niemals mehr so hoch angebracht hätte, blieb unbeugsam bei seinem Rechte stehen. Er citirte ihm nicht nur die Punkte des Kontraktes; sondern auch die Zeugen, die ihn mit angehört, den als unauflöslichen Abschluß gege-benen Handschlag, den darauf getrunkenen Wein und alle sonstigen Bindungsmittel kaufmännischer Geschäfte. Er drohte mit Klage beim prevot des marchands, bei allen Gerichtshöfen auf Einhaltung und Exeku-tion, und begleitete seine Worte mit hinlänglich deut-lichen Gebärden, um den armen Flammänder Alles befürchten zu lassen.

„Aber um Gotteswillen," sprach dieser, „ihr könnt

doch nicht verlangen, daß ich mich in unvermeidliches Unglück oder gar in meinen sichern Tod stürze?«

»Wie, ihr?« — versetzte der Elsaßer, der schon zu zweifeln anfing, ob der Mann bei Trost wäre.

„O ihr wüßt wohl sehr gut," nahm der Flammänder wieder das Wort, „was ihr mir für ein Haus verkauft habt. Aber ich weiß es jetzt auch," und nun wollte er ihm der Länge und Breite nach des Perückenmanns alte Chronik mittheilen; aber der Elsaßer unterbrach ihn jetzt mit schallendem Gelächter.

»Habe ich mir's doch gedacht, daß dieses dumme Gerede euch zu Ohren kommen werde.«

»Wenn ihr aber gar in die Hände dieses Chroniken-Narren gerathen seid; so wunderts mich nicht länger, daß ihr euch so wahnsinnig selbst gebärdet. Alte Weiber selbst nicht besser als Hexen, oder so zu sagen die eigentlichen — mögen sich beim Spinnrocken mit dergleichen Mährchen füttern, daß sich die Kinder zitternd hinter ihre verfetzten Röcke stecken, und nach Gebetläuten nicht mehr zur Thüre herauszubringen sind. Aber ein sogenannter Herr Gelehrter, der vom gescheidersenn als andere Menschen sind, Profession macht, und sich davon herschreibt, würde sich schämen, sich damit abzugeben; falls es nicht euer Chronikenfresser wäre, der einmal mein Haus zum blutrothen Kometen mit höllischem Schweife gemacht hat, um ihn überall zur Schau herumzutragen und davon in Ermanglung eines Bissen Brodes zu leben. Und jetzt erfolgte ein Hagel von Beschimpfungen und Spottnamen über den Mann der Chronik, den immer eine neue Fluth erfinderischer Ausdrücke von Schmachreden ersetzte, die alle Chronikenschreiber und Erzäh-

ler der ganzen Welt zu ersäufen drohte, wenn nicht die plötzliche Erscheinung einer Sonne dieses Ungewitter zerstibt, und auf die Gesichter des Haus-Verkäufers und Käufers ihre Strahlen als Friedens-Präliminarien geworfen hätte.

Diese Sonne war ein wunderschönes Mädchen, welches zum Laden des verrufenen Hauses hereintrat, und mit rosigtem Munde nach einigen Waaren fragte. Ihre Augen schauten so munter und lieblich aus dem Köpfchen mit schwarzen herabhangenden Locken; ihr Gewändchen stand ihr so nett und knapp am schön geformten Körper, das niedliche Füßchen, die leichte Bewegung, ihre Natürlichkeit im Benehmen mußten sie im ersten Augenblicke zum Lieblinge eines jeden Herzens machen.

»Ah sieh da, Madlon! guten Tag,« grüßte sie schmunzelnd der Elsaßer, »schon lange habe ich euch nicht mehr gesehen; ihr wollt gewiß noch von mir Abschied nehmen, ehe ich aus euerer Nachbarschaft ziehe. Beinahe möchte es mich gereuen, daß ich euch eine so schöne Käuferin überlassen soll,« wendete er sich zu dem Flammänder, der schon keinen Blick mehr von ihr wegbrachte, und allerlei Gelegenheit suchte, mit dem Mädchen eine Rede anzubinden. Aber Madlon ward über und über roth und so verlegen, daß sie ziemlich verkehrt antwortete; während sie seitwärts den hübschen jungen Flammänder, wie es schien zu seinem Gunsten musterte. Doch jetzt konnte sie nach abgemachten Geschäfte nicht wohl länger mehr bleiben, und mit einem Knicks war sie zum Laden hinaus. Der Flammänder hörte vor lauter Nachsehen eine Zeitlang nicht, was der verschmitzte Elsaßer mit

ihm sprach, bis ihn dieser endlich auf die Schultern klopfte und lächelnd sprach: „Nun gefällt euch wohl das Haus besser, wo solche Zauberinnen in der Nachbarschaft sind? Ihr habt jetzt das Kleinod dieser Revier gesehen und gesprochen, die man darum nur die Schöne des Tempels heißt. Wie wär's, wenn ihr suchtet das noch freie Vögelchen in euern Käfig zu bekommen? ich glaube, ihr würdet ihn dann um keinen Pallast mehr vertauschen?“

4.

Der Flammänder hatte sich so etwas nicht zweimal sagen lassen. Kaum hatte er sich in sein Haus gesetzt und die Handels-Geschäfte des abgezogenen Elsaßers übernommen, als er das alterthümliche unheimliche Gebäude zu oberst und unterst kehrte. Die vermauerten Fenster auf die Straße nach dem Tempel hin, mußten sogleich wieder durchbrochen werden. Das seltsame Giebeldach wurde reparirt, die zertrümmerten Ziegeln und Schindeln wenigstens Theilweise neu eingedeckt; wodurch freilich ihr alter feindseliger Kontrast nicht ganz gehoben ward, ein rother Anstrich sollte sie jedoch übertünchen. Die häßliche Schwärze der Hauswände überzog bald ein blendendes Weiß und die Ueberreste eines alten verdächtigen Schildes mußten einem funkelnagelneuen weichen, worauf das halbe Waarenlager abgemahlt war. Des Flammänders Haus leuchtete bald wie ein Meteor aus seiner finstern Gassenrevier heraus, und lockte schon des Neuen und der Neugierde wegen eine Menge Käufer an. Auch gingen die Geschäfte mit einem reißenden Fortgange.

Die Leute gaben sich einander nur die Ladenthüre und Niemand glaubte trotz der enormen Preise zu theuer einzukaufen; weil der Flammänder und sein Waarenlager in die Mode gekommen waren. Niemand wünscht sich mehr Glück als er zu dem guten Erfolge, um so mehr, da sich weder bei Tag noch bei Nacht — von der Bodenkammer bis zum Keller hinab — etwas Unheimliches hören und sehen ließ; vielweniger daß gar ein Gespenst erschienen wäre. Verwünschte Perücke von einem Archivarius! die ihn bald um die schönste Spekulation in der Welt gebracht hätte!

Die schönste? o nein! ein Kaufmann hat immer noch eine darüber in petto, und mit dieser wollte der Flammänder nicht nur den gegenwärtigen Vortheil, sondern selbst den zukünftigen krönen. Er war daher viel und immer öfters nach dem Tempel zugegangen und in der ganzen Gassenrevier war kein altes Weib, keine Frau Base und keine Gevatterin, die nicht Bescheid darum wußte.

Eines Tages aber bog ein Zug mit Musikanten gerade aus der Gegend des Tempels in die Straße der Corderie ein. Ein lustiger Geselle in der Schalkskappe in doppelfärbiger Tracht tanzte unter Bocksspringen voran. Ihm folgte im ehrbaren Schritte mit weißer Halskrause und schwarzen Mantel der Hochzeitlader. Darauf kamen die Kränzeljungfern, mit rothen Rosen die herabhängenden Haare durchflochten, geführt von den achtbaren Zeugen, mit ungeheuern Blumenbüscheln an der Seite; — und endlich schloß der stattliche Herr Hochzeiter Flammänder mit der Schönen des Tempels, die diesesmal einer wah=

ren Fee glich und von weitem Wohlgerüche ausströmte, den Hochzeitszug, der eben von der Kirche Notre=Dame herkam und im reinlich gescheuerten und geputzten Hause des Flammänders seine Aufnahme fand.

Jean Paul Labadie hatte seine letzte Spekulation glücklich ausgeführt. — War der Zulauf schon bisher zu seinem Waarenlager groß gewesen; so wurde er jetzt unglaublich, und was man in der Welt zu nennen pflegt, zum bon ton nicht nur der Stadt Paris, sondern des Hofes geworden, der sich früher sehr wenig um den Kaufmann in der engen Strasse der Corderie bekümmert hatte. Nun aber flogen alle bunten Schmetterlinge des glänzenden Hofes Ludwigs des XV. nach der südlichen Himmelsgegend, um die glühende Sonne allgemeiner Bewunderung zu begrüßen.

Marquise, Grafen, Vicomtes, Seneschalls — einen ganzen Sternenhimmel auf buntscheckige Wämser gestickt — Kämmerlinge, Pagen, Junker und die luftigen Helden der königlichen Leibwache drängten sich einander zu Wagen, zu Pferd und zu Fuß durch die enge Straße der Corderie. Die Herrn machten die tollsten Einkäufe, um nur die Schöne des Tempels zu Gesicht zu bekommen. Die Damen selbst nahmen daran Antheil; freilich nur um den Enthusiasmus der Männer lächerlich zu machen. Man trieb sich in den großen Cirkeln mit nichts anders als diesem Wunderkinde der Gasse der Corderie herum. Man fragte, ob man sie kenne? und sogleich gab es eine ganze Sammlung von Romanen über sie, die sie in mehr oder weniger vortheilhaftes Licht stellten. Doch das hinderte nicht ihren Triumph im Reiche der Mode, die bald Kutschen und Pferde, Anzüge und Tapeten

Hauben und Bänder à la belle du temple benannte. Aber endlich hatte man genug geliebäugelt und Grüße zugeworfen, Liebeszettel geschrieben und in Melonen und Konfituren zugeschickt, die manchmal ungeschickterweise dem glücklichen Ehemann überbracht wurden; der darin nichts als verdiente Huldigung und die Befriedigung seiner eigenen Eitelkeit sah. Die Straße der Corderie wurde wieder ruhiger und den gewohnten Karrenschiebern und Lastträgern zugänglich. Nur hie und da wischte noch ein Bewunderer oder Anbeter der Schönen des Tempels vorüber, unter ihnen aber — wenn gleich am unscheinbarsten und ohne allen Glanz seiner Würde — der gefährlichste, — der Marquis von Beaufremont.

5.

Der Marquis von Beaufremont gehörte zu den Liebesabentheurern jenes wollüstigen Jahrhunderts, die eine Schöne weniger anzubeten als zu besitzen geneigt waren. Der große Modedrang nach der Schönen des Tempels hatte seinen ganzen Romanen=Ehrgeitz geweckt, um jeden Preis ihre Eroberung zu machen. Aber er ging darin ganz in entgegengesetzter Art, als es die gewöhnlichen stürmischen Mode=Schwärmer machen, zu Werke. Bei dem großen An= und Zulaufe zu ihrem Waarenlager war er gar nicht zu sehen gewesen. Er erschien erst, als sich jene Schmetterlinge, die nichts haschen, weil sie zu viel haschen wollen, vergebens ihre Flügel abgestumpft und abgezappelt hatten. Dann aber nur als ein vornehmer Herr, den seine Geschäfte durch die Gasse der Cor=

derie führen mußten. Freundlich nickte oder grüßte er die Schöne, wenn sie jetzt umsonst herausgeputzt am öden und stiller gewordenen Laden des Waaren-Lagers saß und verdrüßliche Betrachtungen über die Kürze ihrer Triumphe zu machen schien. In einer solchen Lage mußte jede Aufmerksamkeit eines vornehmen Herrn, die sie sonst bei ihrer Menge leicht übersehen hätte, besser bemerkt, beachtet und sehr gut aufgenommen werden. Die tiefverletzte Eitelkeit fand hier einen Anker, der sie vor völliger Strandung bewahrte, und an den sie sich gegen die höhnische Nachbarschaft, welche sie schon bereits die Pilsen-Königin nannte, mit Stolz halten konnte. Sie sah daher die immer stärkere Annäherung des Marquis, an dem sie nicht nur einen sehr höflichen, sondern nach den funkelnden Sternen, Brillant-Schleifen und Ringen äußerst vornehmen und reichen Kavalier erkennen mußte, mit innigem Vergnügen. Dieser dagegen verdoppelte die Feinheit und wohlthuende Herablassung gegen die Schöne des Tempels, die wie er wohl wußte nicht auf gewöhnliche Art zu gewinnen war. Die Begrüßungen wurden länger, die Danksagungen ihnen gleich, wo nicht sie übertreffend. Man fand allerhand Gespräche einzuleiten, die sich am gegenseitigen Behagen fortschlängelten und sich so umrangten, daß ihre Fortsetzung, sei es nun im Laden oder im Hause, nothwendig wurde. Aber eben so überflüssig war es, Jean Paul Labadie, den noch immer glücklichen Ehemann, daran Antheil nehmen zu lassen Es ward also eine Zeit gewählt, wo er seinen Handelsspekulationen nachging, und billets doux, von der zierlichen Hand des Marquis geschrieben und von

immer schönern und kostbarern Geschenken begleitet, wurden durch Eröffnungen dieser Art belohnt. Jean Paul Labadie hätte bei diesem Liebesspiele seelenvergnügt leben und ruhig schlafen mögen, wenn nicht die Nachbarn und Frau Basen, diese christlichen Wächter aller fremden Angelegenheiten, ihm etwas in das Ohr gesetzt hätten. Sie mußten indeß eine starke und wiederholte Dosis gebrauchen, bis es ihm in den Kopf kam und ihn schwindlicht machte, daß es ihm bald gelb bald grün vor den Augen wurde. Ein Handelsmann läßt viel mit sich handeln; aber bei einem gewissen Preis bleibt er stehen und ist davon nicht mehr abzubringen. So Jean Paul Labadie, der trotz dem, daß er seine schöne Frau auch aus Handelsspekulation und wie es sich bei seinem Vermögen fand, als die beste geheurathet hatte, dennoch das Kapital selbst, wenn es ihm auch übermäßige Zinsen getragen hatte, — nicht verlieren wollte. Auf einmal war es ihm nicht mehr Recht, daß seine Frau sich noch immer gerne die Schöne des Tempels nennen ließ. Dann war ihm ihr Anzug an bloßen Werktagen viel zu kostbar, und durchaus nicht in ehrbar bürgerlichen Style. Endlich wollte er allerlei Putz an ihr bemerkt haben, der, wenn er mit dem allenfalls für Waaren eingenommenen Gelde von ihr gekauft wurde, eine unverzeihliche Verschwendung für eine Kaufmannsfrau sey, die sparsam und genau seyn sollte. Wäre dieses jedoch nicht der Fall, so wolle er als Herr des Hauses und ihr Ehemann wissen, woher sie derlei Tand erhalten? Die Schöne des Tempels ließ den Hausbären, wie sie ihn in vertrauten Gesprächen mit dem Marquis nannte, fortbrum-

men; machte ihm aber unter Schmeicheln und Kosen die schönsten Erzählungen von Ueberraschungen uud Geschenken von Verwandten aus der Provinz, die Jean Paul Labadie sein ganzes Leben nicht kennen lernen sollte.

Unser Flammänder, der doch nicht zu den dümmsten, sondern seiner Meinung nach zu den gescheidesten Bürgern der Straße der Corderie gehörte, wäre trotz der Fingerzeige der Nachbarschaft, die beständig an seiner Hausruhe arbeitete, nimmer auf die Liebes-Geheimnisse seiner Hausehre gekommen; wenn nicht ein ungeschickter Laquai ihm, den er blos für einen Hausknecht hielt, ein dringendes billet doux des Marquis überreicht hätte, mit den Worten: daß er es ja so heimlich der jungen Frau zustecken soll, daß der Esel von ihrem Manne nicht dahinter komme. Wenig fehlte, daß unser, wenn es seyn mußte, ziemlich derber Flammänder nicht den Laquai selbst beim Kragen genommen hätte; aber er schluckte die Bille hinunter und beschloß ein exemplarisches Gericht über die Schuldigen ergehen zu lassen. Der Zettel bezeichnete gerade die Stunde, wo er seiner lieben Ehehälfte gesagt, daß er ein bedeutendes Geschäft in der Vorstadt St. Martin abzuschließen habe; es blieb daher kein Zweifel über die Absicht des Schreibers. Zwar konnte er diesen an dem gekritzelten Namenszuge eben so wenig als an dem ihm ganz unbekannten Siegel herausbringen; allein solches würde sich schon geben, wenn er die persönliche Bekanntschaft dieses Liebes-Ritters machen würde. Er nahm daher zur bestimmten Zeit Mantel, Hut und Stock von der Wand, und zugleich von seinem herzigen Weibchen, das schmei-

chelnd an ihm hing, ja bald wieder zu kommen, Abschied mit den zärtlichsten Worten, daß sie sich ja nichts anders denken sollte, wenn er etwa später zurückkehre, als daß ihn alsdann nur die Geschäfte verhindern.

Jean Paul Labadie hatte seine ganze Handels-Politik zusammengenommen, um sich ja durch nichts zu verrathen, und keine Hauskatze hätte diesesmal geschmeidiger seyn können als die Schöne des Tempels.

6.

Jean Paul Labadie machte so große Schritte, als könne er nicht genug eilen, aus der Gasse der Corderie zu kommen, und in wenigen Augenblicken war er um eine Ecke derselben verschwunden. Aber er hatte bei seinen häufigen Streifereien in diesem Revier sie gut genug kennen gelernt, um alle Hausdurchgänge, Dach-Traufen-Klemmen von Nebengäßchen und Gehöfe-Verbindungen zu wissen, und durch diese mittels freundnachbarlicher Hilfe und Zuschub wieder von rückwärts in die Gasse der Corderie und gerade in eine Dach-Station zu gelangen, wo er sein weiß herabgeputztes schimmerndes Haus von der Eingangsseite herrlich überschauen konnte. Da saß er nun wie auf einer Sternwarte, damit ihm der Komet, so unsichtbar er auch bisher gewesen, auf seiner angekündeten Bahn ja nicht entgehen möchte. Eine alte Nachbarin, die von diesen Höhen aus schon manche merkwürdige Entdeckungen gemacht haben wollte, durch deren kaltblütige Erzählung sie ihm die Stirne immer heißer machte, schärfte dadurch alle seine Sinne. Sie lieh ihm zum Ueberflusse noch ihre

Brillen, durch die, wie sie behauptete, er den Liebes-Galan schon sehen müßte, wenn er dünn wie ein Haar und leicht wie ein Spinnengewebe wäre. —

Aber so unausgesetzt Jean Paul Labadie mit beiden Augen seine Hausthüre bewachte, so daß keine Schwalbe vorbeifliegen konnte, die er nicht bemerkte, so sehr er auf die geringste Veränderung der Läden, Fenster und Vorhänge Acht gab, so blieb diesesmal alles leer, todt und unbeweglich, was zu seinem Hause gehörte.

Schon war die im Zettel angekündigte Stunde lange vorüber, und sein zärtliches Weibchen hatte noch nicht einmal zum Fenster hinausgesehen, was er wenigstens bei ihrer Neugierde gar nicht begreifen konnte.

Sollte Jemand oder gar vielleicht sie selbst mit seiner seit einiger Zeit allerdings argen Eifersucht ein foppendes Spiel getrieben haben? O wie müßte er sich schämen! Die jetzt um ihn so geschäftige Nachbarin würde gerade die erste seyn, die das Geschichtchen brühwarm überall zum Besten geben und ihn im ganzen Stadtviertel, vielleicht in allen übrigen, ja wegen der Berühmtheit der Schönheit seiner Frau in ganz Paris lächerlich machen würde. Ihn, der Verstand genug gehabt, ein im Gespenster-Rufe stehendes Haus zu kaufen, und die Schöne des Tempels davon zu tragen? Jean Paul Labadie war bei dieser beschämenden Betrachtung, die ihm immer wahrscheinlicher vorkam, von seiner eifersüchtigen Glut ziemlich abgekühlt. Er getraute sich kaum mehr am Dachfenster zu bleiben, aus Furcht, daß auch er vielleicht mit einer Brille entdeckt werden könne. Und welche Geschäfte könnte er dann vorwenden? Er

fürchtete wohl noch mehr von seinem treuen unschuldigen, aber wenigstens listigen Weibchen, das ihn ganz gewiß durchschaut und errathen habe, eine tüchtige Predigt zu bekommen. Schon berieth er mit sich selbst, wie er es denn angehen wolle, mit Anstand wieder nach Haus zu kommen. Geschenke mitzubringen hielt er freilich für das beste; denn damit kann man eine Frau in der Verzweiflung heilen; allein, würden sie bei ihm, der ihr seit dem Hochzeittage und damals kein Geschenk des Nennens werth gemacht habe, nicht vielmehr zur Selbstanklage und offenen Geständniß werden? und dann àdieu alle Hausherrschaft und Herrlichkeit! Nein! das thut kein Flammänder, die in ihren Entschlüssen so hartköpfig sind, daß man wie aus Kieseln Feuer schlagen könnte. Aber er will sich bekehren und sein treues Weibchen — Hier zerriß auf einmal der Faden des Gedanken=Knotens, den er auf alle mögliche Weise bis zum dunkelnden Abend, unter dessen Schatten=Mantel er vermuthlich zurückkehren wollte, immer unauflöslicher geknüpft hatte. Daran war aber nichts anderes Schuld als eine Equipage, die gerade an sein Haus hinrasselte und dort stille hielt. Auch Jean Paul's Odem hielt ein, als er zu seinem Erstaunen einen tief in Mantel verhüllten Offizier aussteigen sah. Nun hatten alle weiteren Betrachtungen und Berathschlagungen ein Ende. Mit der ganzen Wuth neu auflodernder Eifersucht fuhr er von seinem Verstecke auf, stieß in seiner Hast die mit hundert Fragen herbeiwackelnde Alte um, und stürzte mit dem Ausrufe: „da gilt's eine Entführung!“ auf dem geradesten Wege nach seinem Hause zu.

7.

Auf den Flügeln der Liebe, heißt es, geht es schnell; aber die Stacheln der Eifersucht müssen noch behender forttreiben; denn Jean Paul Labadie stürzte beinahe in dem nämlichen Momente in seine Wohnkammer, als der seltsame Besuch kaum eingetreten war. Er kam gerade zu den ersten Komplimenten, die sein Weibchen dem ziemlich jungen Offiziere machte, der einen Augenblick von ihrer Schönheit geblendet, auf seinen Auftrag vergessen zu haben schien. Dieses zweideutige Benehmen bestärkte unsern Flammänder nur um so mehr in seinem Verdachte, und er fand es höchst nöthig, über alle gewöhnliche Artigkeit eines Hauswirthes hinauszugehen, und geradezu ohne viele Umschweife den Herrn Offizier zu fragen, was er bei seiner Frau zu thun habe?

„Mein Herr," versetzte der Offizier, welcher statt außer Fassung zu kommen, gerade dadurch seine Haltung wieder bekam, — „sie sind der flammändische Kaufmann Jean Paul Labadie?"

„Zu dienen, zu dienen," antwortete dieser mit hämischer Hast — „und was weiter?"

„Mein Besuch gilt Ihnen."

„Mir, Herr Offizier?" ich dächte der Augenschein und die Thatsache, daß Sie gerade die Zeit wählten, wo ich nicht zu Hause war, bezeugten das Gegentheil. Ich muß daher von meinem Hausrechte Gebrauch machen, und Sie ersuchen, auf der Stelle sich fortzutrollen."

„Mein Herr!" erhöhte jetzt der Offizier den Ton.

„Lieber Mann!" flehte die junge Frau, besorgt, daß sich ihr Hausbär ungeschliffen betragen möchte, —

„du bist ganz irrig, höre nur vorerst den Herrn an; man muß doch wissen, was er will.“

„O das wissen wir schon lange, Madame, das wissen wir; ich bin freilich zur ungelegenen Stunde zurückgekehrt; aber schon gut, davon nachher, und jetzt augenblicklich fort, Madame, in die Schlafkammer, die Geschäfte mit dem Herrn da werde ich schon ausmachen.“ Mit diesen Worten nahm er die Schöne des Tempels beim Arme und drängte sie zur Seitenthüre hinaus.

„Ich bedaure,“ fuhr jetzt der Offizier mit einem satyrischen Lächeln fort, „daß ich Ihren häuslichen Frieden stören mußte, und hoffe Sie nunmehr zu überzeugen, daß Sie mir Unrecht gethan haben. Ich habe bis auf diese Stunde nicht die Ehre gehabt, Ihre Frau zu kennen, und eben so wenig Sie. Dennoch gilt mein Besuch blos Ihnen, mein Herr!“

„Aber,“ erstaunte der Flammänder, „was soll das Alles bedeuten? wahrhaftig, ich weiß nicht, was ich von Ihnen denken soll?“

„Daß ich,“ erklärte er sich jetzt mit bestimmtem festen Ausdrucke, „daß ich im Namen des Königs komme, Sie abzuholen.“

„Wie! der König schickt nach mir? wär's möglich — sollten meine Fabrik-Anstalten so viel Aufsehen gemacht haben?“ —

„Was von Ihnen Aufsehen erregte, weiß ich nicht, nur muß ich Sie auch meinerseits ersuchen, sich so schnell wie möglich zur Abfahrt in dem Wagen, den ich mitbrachte, bereit zu halten; meine Befehle sind gemessen; ich kann Ihnen nur wenige Augenblicke zur Berichtigung des Nöthigsten erlauben.“

„Aber, mein Herr Offizier,“ wendete der bis auf das Höchste geschmeichelte und sich den gewinnreichsten Hoffnungen hingebende Jean Paul Labadie ein, — „zu einer solchen Aufwartung muß ich mich doch in den Sonntagsrock werfen, ich muß frisirt, gepudert seyn — ich“

„Alles unnöthig,“ fiel der Offizier mit neuer satyrischer Miene ein; „man wird Ihnen nichts in Uebel haben, wie Sie dort erscheinen, wo ich Sie hinzuführen habe; aber desto pünktlicher wird gefordert, daß Sie sich sogleich fügen. Wollen Sie noch Ihre Frau sprechen?“ setzte er ernster hinzu.

Aber Jean Paul Labadie war zu beschäftigt, sich so gut als es gehen wollte, in aller Eile herauszuputzen, um diesen Ton auffallend zu finden, und warf nur gleichsam hin: — „o! dazu ist genug Zeit, wenn ich wieder komme; denn ich habe zu viel Respekt für Sr. Majestät, als auch nur einen Augenblick länger zu zögern, wenn es sein Befehl ist. Kommen Sie, Herr Offizier, ich bin fertig, mein schneller Gehorsam soll mich für Alles entschuldigen. Das kann noch,“ rief er im Herabsteigen der Treppe aus, „der schönste Abend meines Lebens werden!“

In diesem Taumel seines Irrwahns sieht und hört er nichts mehr, was ihm schlimme Ahnungen hätte erwecken können. Im Innern des Hauses stand eine Art vermummter Wache, die beim Vorübergehen den Offizier salutirte und durch einen Seitenwink entlassen ward. Draußen hatte sich aber allerlei Volk um den Wagen versammelt, der so verschlossen war, als sollte ein Todkranker transportirt werden, dem jedes Zuglüftchen schadete. „Da bringen sie ihn schon!“

fielen einige Stimmen; „der wird heute gut schlafen!“ Aber der Offizier ließ das Gesindel, wie er es nannte, zurückjagen. Endlich drängte sich noch die bleiche Perrückengestalt des Archivarius vor dem Einsteigen an die Thüre des Hauses. Den Flammänder erblickend, rief er ihm im Allraunen-Ton zu: „nun! habt ihr noch nichts zu gefahren gehabt?“ Aber Jean Paul Labadie lachte laut auf und versetzte, „euere Chroniken lügen wie die Bothen.“

„Die Chroniken lügen nie!“ zürnte jener, einen furchtbaren Blick auf ihn werfend, und verschwand unter der Menge.

Fast wollte es jetzt dem Flammänder unheimlich werden; er sah bedenklich nach seinem Hause zurück; aber seine Begleitung ließ ihm zu keiner weitern Betrachtung Zeit. Ehe er es sich versah, war er in den finstern Wagenkasten hineingeschoben, und fort rasselte er mit Kettengeläute durch die Gassen von Paris.

8.

Als die erste Dunkelheit des tief verschlossenen Wagens endlich vor den Augen des Flammänders allmählich wich, so erblickte er zu seinem Schrecken einen völlig bewaffneten Häscher der Gerechtigkeit gegenüber seiner Ecke, wo er im gezwungenen Schweigen, da er seitdem auf eine Menge Fragen keine einzige Antwort mehr erhalten, saß.

„Was bedeutet das?“ fuhr er erschrocken auf, „wohin werde ich geführt?“

„Solltet ihr,“ veränderte jetzt der Offizier ziemlich barsch den Ton seiner frühern Höflichkeit, — „so wenig die Einrichtungen des Landes kennen, wo ihr

euch niedergelassen habt, um nicht endlich einzusehen, daß ihr ein Gefangener seid?«

„Um Himmelswillen!« schrie jetzt der Flammänder halb entrüstet, halb verzweifelnd auf, „wer kann mir meine Freiheit nehmen? ich bin ein guter Bürger von Paris, der König selbst —«

„Halt!« fiel der Polizei-Lieutenant ein, „da habt ihr den genannt, der es kann. — Des Königs Wille ist Gesetz bei uns. Da wird nicht raisonirt und nicht gefragt, sondern nur beschlossen und darnach gehandelt.«

„Das mag mit Verbrechern seyn,« fuhr Jean Paul Labadie los; aber Unschuldige reißt man nicht aus ihrem Hause, in das man wie Diebe einfällt, oder sie wie Betrüger herauslockt, die —«

„Zum letztenmale stille,« fuhr der Polizei-Lieutenant donnernd darein, „oder es kann euch noch Schlimmeres begegnen. Doch, um euch zu beruhigen, daß ihr weder in Buschkleppers noch Seelen-Verkäufers Hände gerathen seid, so will ich euch ein unwidersprechliches Dokument weisen, daß ihr auf Befehl des Königs verhaftet seid.« Hier zog er aus seiner Seitentasche einen Brief mit großem schwarzen Siegel eines von dem geheimen Schreiben willführlicher Despoten-Macht, die unter dem weit berüchtigten Namen lettres de cachet damals der Schrecken von Frankreich waren. —

„Dieser Talisman,« vollendete gräßlich lachend der Polizei-Lieutenant, „macht jeden verschwinden, der höchster Gewalt widersteht oder ihr nur mißfällt. Lebendigtodt nimmt ihn eine Behausung auf, die nicht viel besser als sein Grab ist.«

Jean Paul Labadie war wie vernichtet; aber

die höchste Verzweiflung gibt ihm auch die höchste Energie. Mit einem furchtbaren Schrei des Hilferufes sucht er gewaltsam die geschlossene Wagenthüre zu durchbrechen. Vergeblicher Versuch! das Rasseln des Wagens hat den Lärm verschlungen; aber sogleich fällt auf des Polizei-Lieutenants Wink der schweigsame Gegenmann der Ecke über ihn her, und in einem Augenblicke ist dem armen Flammänder der Mund verstopft und sind seine Hände gebunden. Der Unglückliche fällt, der Gewalt unterliegend, in seine Ecke zurück. Lange war inzwischen nach der Kreuz und Quere gefahren worden; bald ging es über holperigtes Straßenpflaster, dann wieder versinkenden Schmutz, bald donnerte es langsam über Brücken, und wieder rasselte es rascher vorwärts. Pechschwarze Nacht hatte den dumpfigen Raum der Fahrenden eingenommen, und die Stille des Grabes herrschte jetzt schon als Vorgefühl des kommenden darin. Der Flammänder lag in einer Art verzweiflungsvoller Betäubung, als der Wagen jetzt plötzlich anhielt. Ein Wache-Ruf: „Wer da!“ erscholl und ward durch ein Losungswort des Polizei-Lieutenant's beantwortet. Aufknarrten zwei riesigte Thorflügel, verschlangen den Wagen und fuhren hinter ihm wieder zu. Ein großer Vorhof mußte noch zurückgelegt werden, um zu einem zweiten Thore zu gelangen, das sich auf eine angezogene, dumpf schallende Glocke öffnete.

„Wir sind am Ziele“ — war nach langer Zeit wieder das erste Wort des Polizei-Lieutenant's; „erhebt euch und steigt aus dem Wagen.“ Jetzt erst wurde dem Unglücklichen der ihn fast erstickende Knebel aus dem Munde genommen, und geisterbleich und

zitternd erwartete er in Gott ergeben, da er hier auf keine menschliche Hilfe rechnen durfte, sein Schicksal.

Als ihn aber der Polizei-Lieutenant unter Vorweisung des lettres de cachet einem finstern riesigen Manne übergeben hatte, dessen ungeheuerer Schlüsselbund den Kerkermeister nicht verkennen ließ; da ward es Jean Paul Labadie weich um's Herz. Bitter weinend sprach er zu dem Lieutenant der Polizei: „Herr! vergeßt das Aufbrausen eines unschuldigen Mannes, dem in diesem Augenblicke sein ganzes Erdenglück zerstört ist. Ich verlasse mich auf die Gerechtigkeit des Königs, auf dessen Befehl ich da bin.“

„Euch aber beschwöre ich bei allem, was euch heilig ist, sei es Weib oder Kind oder sonst ein hohes Erdengut, gebt meinem unglücklichen Weibe davon Nachricht. Sie soll vor dem Könige einen Fußfall machen; vielleicht kann sie den Unschuldigen retten.“

Der Polizei-Lieutenant zuckte die Achsel und schwieg; Paul Labadie aber wurde von dem Kerkermeister abgeführt.

Höfe und verdeckte Gänge wurden neuerdings durchschritten, aufwärts mußten Stufen nach einer Umwallung erstiegen werden, neue Umwege und Krümmungen zwischen Gemäuerwerk wurden gemacht; endlich durch mehrere eiserne Thüren gegangen, die von Gewölbe zu Gewölbe führten. Gerassel und Kettengeklirr überall mit Geächze oder Gestön vermischt, der schauerliche Gruß der Verdammten dieses Ortes hallte in den kalten Räumen dem Flammänder entgegen, und machten ihn schon vor Entsetzen erstarren. „Jetzt kömmt euer Platz,“ grollte der Kerkermeister ihm zu, und wenig hätte gefehlt, daß Jean Paul

Labadie bei diesen Worten in die Knie gesunken wäre. Aber der Anblick dieser Wohnung übermannte ihn. Ein finsteres Loch mit einem Eisengitter davor sollte ihn, Gott weiß! auf wie lange aufnehmen. „Um Gottes Barmherzigkeit willen," rief der unglückliche Flammänder, „wo bin ich denn?"

„In der Bastille," donnerte es ihm zurück, und zugleich fuhr der Eisen-Gatter, der ihn aufgenommen, wieder in sein Schloß und der Kerkermeister war verschwunden in pechschwarzer Nacht.

Nur wenn der kalte Trank des Wassers und die Nahrung des verschimmelten steinharten Brodes, manchmal ein Stück ekles Fleisch, durch das Gitter hineingereicht wurde, erschien auf einen Augenblick Helle. Aber ein elendes Laternenlicht war die ganze Sonne des Flammänders. Dennoch sehnte er sich stets darnach. Jedes Geräusch, jeden Laut hielt er für Zeichen seiner Befreiungsstunde. Unerschütterlich hoffte er auf die Verwendung und Hilfe durch seine von ihm so mißkannte Frau. Ihr Bild allein erhielt ihn in der Hölle seines Kerkers noch lebendig. So vergingen schreckliche Stunden — Tage — Monden — Jahre — und Jean Paul Labadie war, o grause Zeit! die ihre Opfer nicht immer tödtet, bereits zwanzig Jahre in dem Verließe der Bastille.

9.

Eines Tages oder in einer Nacht, denn im unterirdischen Kerker gibt es darin keinen Unterschied, weckt den unglücklichen, längst von der Welt vergessenen Jean Paul Labadie mit einem Geräusche ein hellerer Lichtschimmer aus seinem Grabesschlummer.

Er kriecht mit zusammengekrümmtem, vor Elend ganz zerrütteten Körper aus seinem schmutzigen stinkenden Loche hervor. Da erblickte er mit stumpfer Gleichgiltigkeit einen Herrn, tief in Mantel gehüllt, der mit dem Kerkermeister vor dem Gitter spricht.

„Das ist der Mann,“ hörte er den letzten antworten, „welcher mit den Anzeigen aus ihren Papieren nach Uebereinstimmung mit den geheimen Registern der Bastille der rechte zu seyn scheint.“

„Gut,“ versetzte jener, „laßt ihn selbst näher kommen.“

Sogleich rief ihn der Kerkermeister bei seiner Kerker-Nummer; denn die Namen der Unglücklichen, welche die Bastille verschlang, wurden aus der Reihe der Lebendigen ausgelöscht.

Mit Schauder und Mitleid erblickt der Fremde eine Gestalt, die, von Bart und Haaren überwachsen, keine menschliche mehr zu seyn scheint.

„Habt ihr je,“ fragte er ihn, „in der Straße der Corderie ein Haus besessen, das in einem seltsamen Rufe war?“

„Ja,“ antwortete jener, wie träumend — „ja wohl,“ — und hier erstickte ihm die Stimme — „mein Unglaube ist mein Unglück gewesen!“

„Waret ihr,“ fuhr jener weiter fort, „mit einer Person verheirathet, die man weiland die Schöne des Tempels nannte?“

„O mein Weib!“ rasete jener auf, „barmherziger Gott! so spät kömmt sie mir zu Hilfe! aber lebt sie denn noch?“

„Das weiß ich nicht,“ sprach der Fremde, „doch so viel, daß ich mich jetzt an euch nicht irre. Ich

bin der Testaments-Exekutor des verstorbenen Marquis von Beaufremont. Unter seinen hinterlassenen Papieren hat man gefunden, daß ihr vor zwanzig Jahren durch seinen Einfluß wegen einer Liebes-Intrigue mit der Schönen des Tempels in die Bastille gebracht worden seid. Der fremde Erbe hielt es für seine erste Pflicht, euere Befreiung zu erwirken. Ich komme, sie euch anzukündigen."

Das Wort Befreiung, sonst so elektrisch auf die Freude, macht einen seltsamen Eindruck auf Jean Paul Labadie. Er antwortete nichts. Thränen, Schluchzen und Händeringen ist alles, was er äußert. Er scheint zehnmal unglücklicher zu seyn, als zuvor.

Der Testaments-Exekutor, der diese herzzerschneidende Scene nicht weiter ansehen kann, entfernt sich und überläßt dem Kerkermeister nach gegebener Weisung die Art, den Unglücklichen aus diesem Orte zu bringen.

Bald schleicht ein abgehärmter dürrer Mensch mit farbenlosen herabhängenden Wangen durch die Straßen von Paris, und sucht mit Mühe die Gasse der Corderie auf, Jeden der Vorübergehenden, die ihn für wahnsinnig oder betrunken halten, fragend.

Da begegnet ihm ein schmutziges derbes Weib mit zerlumpten Kindern, die an den Fetzen ihres Rockes hangen. Barmherziger Himmel! es ist sein Weib, die vormalige Schöne des Tempels! „Du lebst? — lebst noch?" ist ihr beiderseitiger erster Aufruf. „Elende!" rief jetzt Jean Paul Labadie aus, „du hast mich auf immer unglücklich gemacht!" „Und du mich nicht glücklich," gab ihm diese sogleich mit frechem Vorwurfe zurück. „Aber geschehen ist geschehen; ich habe meine Jugendfehler hart genug ge-

büßt. Der verführerische Beaufremont, der uns alle zu Grunde gerichtet, hat mich in's Elend gestoßen und allen Folgen desselben überlassen. Sieh! diese hungrigen Kinder sind die meinigen, du mußt ihr Vater seyn!“

„Ha, Schändliche! und mein Haus, mein schönes Waarenlager, was hast du damit gemacht?“

„Das ist alles längst dahin,“ versetzte jene, „es zerstiebte auseinander, als wäre ein Fluch darauf. —

Bei den Worten Fluch, durchfährt es Labadie mit grausigem Schauer; aber er erstickt ihn in ein gräßliches Lachen.

„Laßt es nur gut seyn,“ rief er, „das Haus gehört mein und ich werde sogleich Besitz davon nehmen. Wenn es Nacht wird, könnt ihr mich dort finden.“

Mit den letzten Kräften entwindet er sich der Megäre seines Lebens, und ist so glücklich, im Menschen-Gewühle von ihr los zu kommen. Instinktmäßig kömmt er jetzt an sein Haus und betrachtet es lange von außen. Niemand ist zufällig darin, der ihn gewahrt; dennoch ruft er laut hinauf. „Ich komme, ich gehöre zu euch.“ Zur geöffneten Thüre tritt er rasch hinein und schließt sie hinter sich ab.

Nach einiger Zeit hört man großes Geschrei im Hause. Das Volk läuft davor zusammen. Die Thüre wird von Innen geöffnet, und ein dürrer, hagerer, ausgehungerter Mensch im schlechtesten Gewande hängt an einem ihrer obersten Angeln. Niemand kennt ihn als ein einziger vorübergehender gebückter Greis, der Archivarius, der mit Schauder die Worte ausruft: „Barmherziger Gott! ein neues Opfer des alten Fluches dieses Hauses! das ist Jean Paul Labadie, der Flammänder.

III.

Der Schreckens-Keller.

(80 Jahre später.)

Vorüber sind die alten Schrecken
Der Zauber- und der Ritterzeit,
Der Kobold Treiben und der Recken,
Denn Licht durchdrang die Dunkelheit,
Und jedes Aug' sieht hell und klar,
Daß nimmer kömmt, was einstens war.

Die Furcht erregenden Gestalten
Bringt nicht der Tod, das Leben nur.
Sein Drachenblick macht uns erkalten,
Und Blut bedeckt des Wüthrichs Spur.
Des Menschen tolle Raserei
Wähnt sich in ehrnen Ketten frei.

Und doch was ist das seltsam Treiben?
Die Frucht der einmal bösen Saat.
Daß Dinge, wie sie waren, bleiben,
Verderblich Menschen und dem Staat,
Und wenn auch lange Alles schweigt,
Der Spuck sich plötzlich wieder zeigt.

1.

Zur Zeit der französischen Revolution lebte in Paris eine ehrbare wohl ansehnliche Flammänder-Familie, aus einem alten Vater, drei Brüdern und einer Schwe-

ster bestehend. Van Bolen, das Haupt, hatte sich durch Geist und Verstand die Bahn im Staatsdienste gebrochen und sein Glück gemacht, und war ganz in der Lage, solches auch genießen zu können. Ein schönes Hotel in einer der besuchtesten Straßen, eine Karosse mit Postzuge, und offene Tafel gehörte damals zu den Nothwendigkeiten derjenigen, die einigermaßen ein Haus machen und etwas bemerkt seyn wollten. Aber Van Bolens Haus war zudem noch ein Versammlungsplatz gebildeter und feiner Welt, die ihre Mitglieder aus allen Ständen erhielt und selbst von dem sonst stolzen und pretiösen Adel besucht war. Dieser, durch den ihn drängenden Sturm bedeutend geschmeidiger geworden, schätzte sich bald glücklich, an einer bürgerlichen Notabilität sogleich einigen Anhaltspunkt zu finden. Nicht lange, so wurde Van Bolens Haus seine Zuflucht und sein Asyl. Der Edle schützte die unglücklichen Verfolgten so gut er nur konnte, und als die Wuth der Revolution immer fürchterlicher losbrach, da war sein Haus bald für den einen oder andern ein Rettungsort oder wenigstens Versteck, bis Zeit und Gelegenheit es zuließen, ihm seine Flucht möglich zu machen oder zu erleichtern.

Aber dieses edle Benehmen Van Bolens blieb nicht immer Geheimniß und unbemerkt. Der mit jedem grauenvollen Revolutionstage wachsende Verdacht der guts- und blutgierigen Gewalthaber erstreckte sich in Kurzem auch auf Van Bolens Haus. Seine Gastfreundschaft für alle Stände ward ihm von der demokratischen Parthei, die noch bei weitem indolenter als je die aristokratische geworden war, zuerst zum bittern Vorwurfe gemacht und bald als Verbrechen an

der sich reinigenden Nation ausgelegt. Van Bolen sah die Gefahr immer näher kommen; aber es war nicht minder gefährlich, ihr durch übereilte Flucht oder auch selbst nur durch offenkundige Entfernung vom Schauplatze der Gräuel, die schon das heiligste nicht verschont hatten, auszuweichen. Das in verschiedenen Unternehmungen zerstreute Vermögen konnte nur mit großer Schwierigkeit gesammelt, mit noch größerer den gierigen Händen der Volksregierer entzogen werden, die wie Habichte auf solche Beute lauerten. So vergingen Monate, ohne zu einem bestimmten Entschlusse zu kommen; aber der Gram und Kummer führten den braven Van Bolen, der für das Schicksal seiner Kinder besorgt war, und Tage und Nächte darüber nachdachte, auf das Krankenlager und seiner Auflösung nahe.

Da versammelte er am Todtenbette zum letztenmale seine Kinder und sprach, während sie in Thränen und vom Schmerz ergriffen um dasselbe auf den Knieen lagen, mit schon halbgelähmter Zunge die stotternden Worte:

„Liebe Kinder! der Tod überrascht mich, ehe ich den Plan, uns aus dem Sturme der Revolution zu retten, völlig ausführen konnte. — Jetzt fürchte ich — ist es zu spät. — Darum vollzieht, was dieses Papier enthält. — Bleibt unzertrennlich durch Geschwisterliebe! Ich — ich — Lebt wohl! ach! ich muß scheiden!“ —

Mit diesen Worten sank er auf das Kissen seines Lagers zurück — und starb.

2.

Der Hintritt eines rechtschaffenen Mannes machte seit langer Zeit in Paris nur dann einen Eindruck, wenn er ein großes Vermögen besaß. Jetzt aber wunderte man sich, daß ein solcher im Bette gestorben, welcher Tod zu den ungewöhnlichen gehörte, seitdem er seine Opfer aus den Notabeln der Geburt, des Reichthums, Verstandes und der Tugend Schockweise auf dem Armensünder-Karren zur Guillotine abfahren ließ. Für die Erben war indeß der Tod eines Reichen eine gefährliche Sache; da die Pöbel-Wirthschaft, welche sich an die Stelle einer Regierung gesetzt hatte, sich nur zu gerne als Universalerben alles Reichthums betrachtete. Allein das Gewirre ihrer Tollheiten war so groß, daß selbst der Neuigkeits-Drang übertos't wurde. So kam es, daß das Gerücht von Van Bolens Tod zugleich mit der Kunde: daß er in den zerrüttetsten Umständen von der Welt gestorben, und Hotel und Postzug schon verkauft seien, sich in Paris verbreitete.

Dieses war für die Masse mehr als hinlänglich, um sich seiner nicht mehr zu erinnern, und noch weniger, um seine Hinterlassenen zu bekümmern. Ein Bettler zu seyn, war in der Regel die beste Freikarte; aber nicht gegen den Verdacht und die Rache der schändlichen Revolutions-Rotte, welche den Namen der Nation entehrte. Van Bolen war von zu Vielen gekannt gewesen, und unter Andern von solchen, die auf seinen Untergang ihr Glück bauen wollten. Diese glaubten das Mährchen seines Banquerouts, wie sie

es nannten, nimmermehr, und lauerten wie versteckte Räuber, ob nicht hin und wieder Trümmer seines Vermögens bei seinen zurückgelassenen Kindern auftauchen möchten. Hatte doch der Vater Van Bolens kurz noch vorher seine Tochter mit einer stattlichen Aussteuer einem Manne geben wollen, den sie aber ausschlug. Indeß mußte der Umstand, daß Van Bolens Familie plötzlich aus Paris verschwunden war, alle diese geheimen Umtriebe ihrer Feinde nicht wenig zerrütten. Sie schienen sich wirklich noch zur rechten Zeit gerettet zu haben, so unbegreiflich es auch seyn mochte; da bei Lebensstrafe Niemand mehr ohne Paß Paris verlassen konnte. Dadurch schon dem Bluttribunale verfallen, wurden ihre Namen in den Registern vorgemerkt und ihr Gut und Habe, das noch ausfindig gemacht werden könne, zum Besten des Gemeinenwesens der Konfiskation unterworfen. Aber alle Nachforschungen des Revolutiongerichtes nach den einen und andern waren fruchtlos. Dennoch hatten diese verwaisten Geschwister mitten unter ihren Gräueln, gerade dort, wo sie ihre Haupt-Schlachtopfer hinschleppte, wohin täglich ihre Kannibalen und Henkerschaaren in gräßlichen Zügen kamen, in der Nähe des furchtbaren Tempels einen Zufluchtsort gefunden. Es war ein Schlupfwinkel, der durch seine schreckhafte Berüchtigung, vielleicht noch mehr seine Verödung und Baufälligkeit, die alle Augenblicke dessen Einsturz erwarten ließ, selbst die entmenschte Gottläugnende Rotte aus Aberglauben und Gespenster-Scheu davon entfernt enthielt. Nicht weit nämlich von diesem entsetzlichen Staatsgefängnisse, dem Tempel, bog sich die alte Straße der Corderie ein, wo von einem

Häuser=Gewirre (labyrintisch umgeben in einer ihrer verstecktesten Tiefen eingeschlossen) von Mauern und Rückseiten von Gebäuden, eine alte Haus=Ruine stand, die aus dem Mittelalter übrig geblieben zu seyn schien. Ihr geschwärztes Aussehen zeigte, daß der Brand ihre letzte Katastrophe gewesen, ehe ihre Wände von oben bis unten zersprungen sich abgelöst hatten und häufig eingefallen waren. Gespenstisch starrte ein spitziges Kaminstück zwischen einem seltsamen Doppeldache heraus, das mit Moos überdeckt zum Theil den verfaulten Grund eines Schindeldaches, zum Theil den nackten eines Ziegeldaches zeigte, dessen Scherben herumlagen. Thüren und Fenster mochten es wohl schon lange nicht mehr gegen Wind und Wetter bewahren, und schon der Eingang, vielmehr noch die löcherartigen Ueberreste der Gelasse hatten etwas so unaussprechlich unheimliches, daß Jedermann schon gleich anfangs gerne davon zurückwich, als fürchtete er auf lauter Schlangen zu treten. Das Schauerliche dieses Hauses entsprach auch ganz seiner schicksalsvollen Geschichte, die nach Jahrhunderten das gemeine Volk mit Grauen erfüllte, wenn es auf das Kapitel von dem Unglücks=Hause der Flammänder kam. Hieher hatten sich die verwaisten Geschwister seit ihres Vaters Tode nach Eröffnung des geheimnißvollen Briefes, den er ihnen hinterlassen, geflüchtet.

3.

Aber in diesem Briefe ihres sterbenden Vaters war ihnen dieser schauerliche Aufenthalt keineswegs angewiesen worden.

Van Bolen, wohl bekannt mit den seltsamen Sagen über dieses übel berüchtigte Haus, das beim Volke in einem so geisterhaften Rufe stand, daß sich nicht einmal Leute fanden, welche die Ruine zu ihrem Vortheile abbrechen, vielweniger umsonst bewohnen wollten, hielt dessen Kellergewölbe um desto geeigneter zur Bewahrung seiner Gold-Chatouille und seiner Kostbarkeiten. Er selbst hatte Nachts, tief in Mantel gehüllt, selbe dort vergraben. Obwohl die Stärke des Aberglaubens für dessen Schutz benützend, wornach selbst falls er gesehen worden, er nur für ein nächtliches Gespenst jener unglücklichen Flammänder gegolten hätte, — konnte er es dennoch aus seltsamer Scheu nicht über sich bringen, auch seinen Kindern, welchen er in diesem Briefe Kunde gab, wo sie ihr Vermögen einst finden würden, diesen sichern Aufenthalt anzurathen. Nach seiner Meinung war alle Gefahr für sie vorüber, wenn sie nach seinem künstlich bereiteten Banquerot für verarmt galten. Schlimmsten Falles sollten sie sich in den gefährlichsten Katastrophen bei guten Bekannten und Freunden versteckt aufhalten. Aber diejenigen, die so viel gerettet, fanden in diesen unglücklichen, alles Gefühl auf Selbst-Erhaltung beschränkenden Zeiten keine Freunde und Bekannte mehr. Kaum daß man sie irgendwo ein paar Tage behielt, so gab man ihnen schon die dringende Nothwendigkeit zu erkennen, sich wieder um andere Unterkunftsorte umzusehen. Anderswo verstand man sich kaum für ein Nachtlager oder für die Erholung von einigen Stunden, und dieses nicht ohne bittere Bemerkungen über die Gefahr, der man sich dabei aussetze. Was aber den Geschwisterten am

schwersten fiel, war, daß sie stets getrennt und in gegenseitiger Angst für das Schicksal ihres augenblicklichen Unterkommens leben mußten. So beschlossen sie denn einmüthig, die Schreckenszeit lieber in dem Kellergewölbe zuzubringen, wohin der Vater schon ihr Vermögen geflüchtet und es für ganz gesichert gehalten habe. In einer dunkeln Nacht, wo sie sich die Stunde gaben, sich dort einzufinden, führten sie es glücklich aus. Geschwisterliebe gab ihnen den entsetzlichen Muth, dort in den grausigten feuchten Tiefen eines Kellergewölbes, das kaum einen Tagesschimmer durch eine halb verschüttete Oeffnung erhielt, zu leben. Nur selten und vorsichtig wagte es abwechselnd eines von ihnen, Vorrath zu holen oder nöthige Erkundigungen für ihre Lage einzuziehen, und nicht ohne tiefe zärtliche Rührung blieb stets der Abschied von den andern. Die Brüder wollten durchaus ihre theuere Schwester dieser Gefahr nie aussetzen; diese behauptete dagegen: daß für ein Frauenzimmer in der Verkleidung einer Dienstmagd am wenigsten zu befürchten stände, und ließ sich davon nicht abbringen, auf diese Art für ihre Brüder zu sorgen, die in der Stadt weit bekannter waren.

Der Erfolg zeigte sich auch vollkommen gelungen; denn während ganz Paris unter Schrecken und Todesangst lag, hatten sie in diesem Asyle, das freilich mehr ein Grab von Lebendigen war, durchaus keine Gefahr zu befürchten. Unter Planen für ihre möglichste baldige Rettung und Entfernung aus diesem Orte, der durch ihre geschwisterliche Eintracht und Sorgfalt alle seine Schauder verloren hatte, verging schneller die Zeit, als sie dachten, und nur die betrübenden

Nachrichten, welche das zurückkommende der Geschwister stets mitbrachte, über das Unglück so vieler Menschen, die sie in bessern Zeiten gut gekannt, machte sie Thränen des Schmerzens vergießen; — aber bald sollten sie dem eigenen Leiden gelten.

4.

Schon einigemale wollten die Brüder bemerkt haben, daß man trotz ihrer Verkleidung, die sie doch unkenntlich machte, ihnen offenbar nachgegangen sei, und zwar eines Abends bis zur Einbeugung in die Straße der Corderie. Sie gingen daher einige Tage nicht mehr aus ihrem Verstecke, um, wenn es wirklich Späher gewesen, sie ganz von der Spur abzubringen. Aber desto eher glaubte die Schwester, sich hinauswagen zu dürfen. Vergebens machten ihr die Brüder Vorstellungen und baten sie um Gotteswillen, sich nicht auszusetzen. Sie gab um so weniger nach, als sie noch nirgends Anstand gefunden und der Vorrath am Ende war, der um jeden Preis wieder eingekauft werden mußte. Gerührter und bekümmerter als je schieden diesesmal die Brüder von ihrer guten Schwester, die aber so wenig Bangigkeit fühlte, daß sie lächelnd den Brüdern ihre Zaghaftigkeit verwies. — Sie aber war schon früh beim Grauen des Tages fortgegangen und hatte vorhergesagt, daß sie auf keinen Fall vor der sinkenden Nacht zurückkehren werde; weil es diesesmal viel zu bestellen gab und zugleich Kundschaft über die dermalige Lage der Dinge, welche auf ihren fernern Entschluß Einfluß haben sollte, eingezogen werden mußte. Deßhalb brachten die Brüder

zwar nicht ohne Bekümmerniß, jedoch ohne besondere Angst den Tag über in ihrem Kellerloche zu. Als aber der Abend herankam und es immer finsterer wurde, sahen sie mit steigender Sehnsucht der Rückkehr ihrer Schwester entgegen; doch von Stunde zu Stunde vergebens. Manchmal glaubten sie wohl Schritte zu hören, und vor Freude pochten ihre Herzen; aber das Geräusch verlor sich wieder und die Glocke der nächsten Kirche schlug Mitternacht, ohne daß die Schwester zurückgekommen war. Da bemächtigte sich Angst, Schmerz und Verzweiflung der Brüder und es fehlte nicht viel, daß ihre bisherige brüderliche Eintracht durch gegenseitige Vorwürfe in offene Zwietracht sich verwandelt hätte. Ja sie vergassen sich in ihrer Bestürzung so weit, daß sie laut jammerten und so die erste Bedingung ihrer Sicherheit, eine unverbrüchliche Stille, welche sie sich zum Gesetz gemacht hatten, selbst brachen, da ihnen alles in der Welt gleichgültig war, wenn sie ihre Schwester verloren hätten. Aber der ältere Bruder, welcher sich selbst am meisten anklagte, daß er durch seine Befürchtungen die Schwester preisgegeben, war jetzt fest entschlossen, sie, wie es auch gehen möchte, noch diese Nacht aufzusuchen. Zwar wollten ihn nun auch die andern nicht von ihnen lassen, sondern gesammt begleiten; da er ihnen aber vorstellte, daß sie ohne Gewißheit eines der Schwester zugestoßenen Unglückes die bisherige Sicherheit aller nicht auf das Spiel setzen dürften, und daß er glaube, die kluge Schwester habe gute Gründe gehabt, nicht zurückzukehren; weil man ihnen vielleicht schon zu nahe auf der Spur sei, die sie durch ihre Rückkehr nicht verrathen wollte; so beschwichtigte er

so ziemlich die andern Brüder. Mit Waffen versehen im schlimmsten Falle, trat er nach den gewöhnlichen Abschieds-Umarmungen und Küssen seinen gefährlichen Gang nach der vermißten Schwester an.

5.

Diese Schwester, Angélique mit Namen, war indeß seit ihrem frühen Ausfluge den ganzen Tag über unangefochten und glücklich in allen ihren Geschäften gewesen. In der eben nicht vortheilhaften Tracht einer Bötin hatte sie in ihrem Korbe schon alle möglichen Viktualien zusammengebracht und war dabei überall auf Märkten und öffentlichen Plätzen herumgekommen, um das Gerede der Leute und die Stadtneuigkeiten zu hören, welche sie manchmal mit Schmerz und innerem Jammer erfüllten und manche stille Thräne über ihre bleiche Wange herabrinnen machten. Aber sie hielt sich nirgends lange auf, vermied jedes Gespräch, als sei sie eine Taubstumme, und eilte so viel sie konnte, mit ihren Geschäften zu Ende zu kommen. Die übrige Zeit des Tages wollte sie in einer der Kirchen zubringen, die damals geplündert und halb zerstört die sichersten Orte waren, keiner Seele zu begegnen; am wenigsten den verruchten Revolutionsrotten. Aber als sie auf dem Wege nach einer ihr recht entlegenen und desto geeigneteren für sie war, sah sie sich nicht ohne Beklemmung von einem Manne nachgefolgt. Sie machte geflissentlich Umwege, bis sie ihn nicht mehr hinter sich bemerkte und beugte dann rasch in eine andere Kirche ein, die eben so verlassen, sie in ihre beraubten Hallen aufnahm. Dort betete sie inbrünstig zu Gott um

Rettung für sich und ihre Brüder und vor allen um die des unglückseligen Vaterlandes, das unter blutiger Tyrannei des Kannibalen Robespierre seufzte. Wohl mochte ihre Hingebung in Schmerz und Andacht ihr manchen lauten Seufzer, vielleicht auch Worte entlockt haben; allein sie glaubte an diesem Orte ungescheut sich ihren innern Gefühlen überlassen zu dürfen. Doch wie erschrack sie, als sie hinter sich die Worte hörte:

„Ihr seid also nicht taubstumm?"

Sie sah sich schnell um und gewahrte zu ihrem Entsetzen denselben Mann, der ihr so lange nachgegangen war.

Verwirrt will sie augenblicklich die Kirche verlassen; aber der Späher der Revolutions-Polizei vertritt ihr den Weg.

„Fromme Seelen wie ihr," hohnlächelte er, „sind ohne Widerrede schlechte republikanische Seelen. Ihr geht mit mir."

„Nimmermehr," antwortete barsch Angélique, „seht ihr nicht, was für ein Geschäft ich treibe? Meine Gemeinde in der Vorstadt will versorgt seyn; ich habe keine Zeit zu verlieren."

„Ich werde für alles sorgen," fuhr der andere trocken fort. „In welcher Vorstadt wohnt ihr denn?"

„Folgt mir nach und ihr werdet's erfahren," versetzte Angélique, in der Hoffnung, ihn nicht nur irrezuführen; sondern ihm auch zu entkommen. Allein der Mensch, ließ sich nicht darauf ein; sondern sprach im gebieterischen Tone: „Folgt mir!" „Ich bin eine freie Französin!" antwortete Angélique stolzer, als sich für ihre Verkleidung schickte — und die Repub-

lik gibt unserm Geschlechte den nemlichen Schutz wie dem euern.«

»Ihr fallt aus euerer Rolle,« lachte der Späher laut auf; »aber gut. Wo habt ihr denn euere Sicherheitskarte, die auch jede gute Republikanerin haben muß?«

Betroffen stellte sich das Mädchen, als suchte sie solche unter ihren zerissenen Kleidern; in der That aber spähte sie einen Augenblick aus, wo sie entfliehen könnte.

»Hilf mir, heil'ge Schutzpatronin!« schickt sie das kurze Stoßgebet im Stillen zum Himmel, und während der Späher sich mit der Untersuchung ihres Korbes zu thun macht, entflieht sie zu der Kirchenthüre hinaus.

Sie wäre vielleicht dem elenden Knechte der Tyrannei entkommen, der sie lange umsonst verfolgte, wenn sie des Weges kundiger gewesen und nicht in einen bevölkerten Theil des Stadt-Reviers gerathen wäre Da aber schrie der Elende aus allen Leibeskräften: »haltet sie auf! haltet sie auf! sie ist eine Feindin, eine Verrätherin der Republik!« Alsogleich fand er genug der Helfershelfer, die ihr von allen Seiten entgegenstürzten, sie überall abschnitten, und das von Angst und Schrecken ergriffene — ermattete Mädchen fingen. Indessen hatte sich viel Gesindel zusammengerafft, welches höhnend und schimpfend sie umwogte, und bei ihrer Abführung nach dem Stadtgefängnisse wild lärmend geleitete; jetzt war es um Angélique geschehen.

6.

Angélique ward in eines jener abscheulichen Kerkergelasse gebracht, wo die Bürger-Wohlfahrt alle ihre

Gefangenen, welch' Ranges und Standes sie seyn mochten, ohne Unterschied des Geschlechtes und Alters, so wie des Verbrechens oder Vergehens vorerst zusammendrängte, bis ihr Blutgericht die Todes-Schuldigen herauszählte. Dahin gehörten aber die sogenannten Feinde der Republik vor allen; indeß der gemeine Verbrecher, Mörder, Dieb, auf Wiederentlassung rechnen durfte; denn solche Leute brauchten sie zu ihrem Regimente. — O was war das moderigte Kellerloch, wo sie mit den Brüdern oft hungerte und fror, ein lieblicher Aufenthalt gegen diese Kloacke des menschlichen Elends! Kaum wußte sie, wo sie Nachts ihr Haupt hinlegen sollte, und sie hielt es für das Beste, zusammengekauert in einer Ecke es auf die beiden Arme zu stützen; während sie schon durch ihre gräßliche Umgebung wach erhalten, ihren traurigen Gedanken nachhängen konnte. Bei der großen Gefahr ihrer Lage, die sie muthig beurtheilte, war ihr dennoch ein unendlicher Trost, daß, was auch geschehen möge, der Aufenthalt ihrer Brüder nicht verrathen sei, und diese gerettet werden können. Sie selbst war für sich entschlossen, dem Kommissär, vor den sie geführt werden würde, nicht den geringsten Aufschluß, am wenigsten über Namen und Familie zu geben. Möge man dann beschließen, was man wolle. Willkommen war ihr der Tod, wenn sie die Geschwister retten konnte. — Dieser schöne Entschluß verlieh ihr eine solche Seelenruhe, daß sie mitten im Ungethüme ihrer ächzenden, klagenden, fluchenden und betenden Umgebung einschlummerte. Es war schon hoch am Tage, als das furchtbare Gepolter, das Geschrei und der Jammerruf in den Gefängnissen, aus denen man

die Opfer vor das Revolutions-Gericht oder zum Schaffote abführte, sie aufweckte. Das schmutzige Gelasse, wo sie sich befand, war zum Theil schon geleert, zum Theil wieder mit andern Unglücklichen gefüllt worden. Still ihr Morgengebet mitten unter diesem Lärm betend, erwartete sie ergeben ihr Schicksal. Nicht lange dauerte es, so erschien ein Kerl mit der blutrothen Freiheits-Mütze auf dem Kopfe, mehr in Lumpen als ordentlichen Kleidern steckend, und befahl ihr im Namen der Republik, vor das Revolutionsgericht ihm zu folgen. Ein solcher Gang bedeutete soviel als den nahen Tod selbst; denn dieses Blutgericht, aus den verruchtesten Sansculotten zusammengesetzt, schien nur zum Spotte einer Gerechtigkeit zu bestehen. Die arme Angélique ging gefaßt und auf Gott vertrauend ab. Je schneller sie gerichtet wurde, desto undurchdringlicher hoffte sie, bleibe das Geheimniß des Aufenthaltes ihrer Brüder. Nach einigen düstern Gängen, angefüllt mit dem Hauche einer vergifteten Luft, ging es über eine halb zertrümmerte steinerne Stiege hinauf, und eine berauschte Schildwache und ein gräßlich schallendes Gelächter, wie von Teufeln, die über die Verdammten der Hölle jauchzen, zeigte die Nähe des Revolutionsgerichtes, dessen schwerfällige Saalthüre jetzt aufknarrte. Eine Barrière durchschnitt das weite rauchige Gelaß zwischen den Angeklagten und den im Hintergrunde entfernt, aber erhöht sitzenden Blutrichtern mit den Schreibern. Doch nichts verkündete den Ernst oder doch wenigstens den Anstand eines Gerichtes. Der Tisch war mit Tabakspfeifen, Bouteillen und Gläsern halb in Scherben durcheinander liegend bedeckt; denn so eben hatten sie ein Saufgelage gehal-

ten, wobei auch der Citoyen-Schildwache ihr ergiebiger Antheil gereicht ward. Die Gesichter, so viel man davon vor den schwarzen Brutus- und Backenbärten sehen konnte, schauten stier und wüste darein von nächtlicher Schwärmerei, oder glühten wie Brände vor Rausch. Die ungeheuern Schnabelhüte oder Mützen mit der buntfärbigen großen Kokarde saßen fest auf den Köpfen, und ihre halb veraltete, halb modische Kleidung von Degen oder Säbeln umschnallt, gab dem Gerichte mehr das Ansehen einer Räuberbande, und hätte es lächerlich erscheinen lassen, wenn es nicht die Herren des Todes gewesen wären, der ihren Winken folgte.

7.

„Ei, seht da!“ rief einer dieser Rotte auf, als das unglückliche Mädchen zitternden Schrittes hereingebracht ward, „seht! was für ein schmuckes Ding! Beim Teufel! sind die schönen Mädchen toll, Feindinnen der Republikaner seyn zu wollen! wie soll sich denn die Republik fortpflanzen?“ „Stille, Citoyen,“ verwies ihm ein Anderer, „ihr könntet im Rausche wahrhaftig auf unsern Haupteid vergessen;“ „Tod allen unsern Feinden ohne Unterschied!“ „Zur Sache, citoyen jûge,“ riefen die andern durcheinander und das Verhör begann.

„Wie heißt ihr?“ grollte ein finsterer, leichenartig aussehender Mensch das Mädchen an.

Angélique schwieg, die Augen gleich anfangs züchtig zur Erde niedergeschlagen.

„Nun!“ wiederholte dieser barscher die Frage; aber keine Antwort erfolgte.

„Ha!“ höhnte der Kommissär, „ihr seid die Taubstumme von gestern, die man zum Reden und des Verdachts wegen hieher eingebracht. Bedenkt, Verdacht ist hier so viel als Verbrechen! also noch einmal, wem gehört ihr an?“

„Niemanden.“

„Wie? und euere Eltern?“

„Ich bin eine Waise.“

„Und ihr hättet keinen Namen?“

„Keinen, als den einer Waisen.“

„So seid ihr nicht getauft? gleichviel! um das bekümmert sich die Republik nicht; aber euer Zuname?“

„Ich hörte ihn nicht nennen.“

Ei, seltsam! euer Geschäft?“

„Ich lebe vom kleinen Hausirhandel auf die Dörfer?“

„Wißt ihr nicht, daß man eine Sicherheitskarte haben muß, um sich von den Feinden der Republik zu unterscheiden?“

„Nein, ich bin ja ein unwissendes Mädchen.“

Dieses sprach Angélique mit so viel Demuth und Naivetät aus, daß sie selbst die Rohesten des Blutgerichts damit durch höllisches Gelächter entwaffnete.

„Citoyen grand-jûge!“ rief einer der Rotte höhnisch aus; „dieses Ding wird unsere Republik nicht stürzen. Laßt sie zu allen Teufeln laufen; damit wir keine Zeit weiter verlieren.“ —

Und jetzt wäre Angélique nach einer scharfen Bedrohung; sich nicht mehr ohne Sicherheits-Karte blicken zu lassen — obwohl der Distrikts-Commissär, wie einige spöttisch bemerkten, über die Ausfertigung verlegen seyn wird, — mit heiler Haut aus der

Höhle der Tieger gekommen, wenn nicht ein seltsamer Vorfall eingetreten wäre.

Plötzlich vernahm man von außen einen furchtbaren Lärm, als würde die Stiege zum Blut-Tribunale heraufgestürmt.

Die erschrockenen Sansculotten, ein so bärtiges und wildkeckes Aussehen sie auch zeigten, waren schon auf dem Sprung, das Fersengeld zu geben, indem sie glaubten, eine Contre-Revolution sei bereit, ihnen den Garaus zu machen.

Wirklich kömmt der Lärm immer näher. Die Schildwache schießt und läuft davon, und zur Thüre hereinstürzt, von Häschern verfolgt, ein junger Mann, ein geladenes Terzerol in der Hand, auf die Barrière des Blutgerichts hin, wo Angélique todtenblaß zitternd in die Knie sinkt.

8.

„Sie lebt! Gott sei gedankt! ich kam noch recht!“ ruft der junge Mann aus, der mit zerrissenen Kleidern, blutrünstigen Kopfe und wirren verzweiflungsvollen Blicken, bewaffnet, wie er ist, deutlich zeigt, daß er sich mit Gewalt bis hieher Bahn gemacht hat, und noch jetzt die ihn Verfolgenden sich vom Leibe zu halten weiß. —

„O! in welches Unglück hättest du dich stürzen können! — und ich, — ich! ließ dich gehen! durch meine, durch unsere Schuld wärst du verloren gewesen! Aber ich habe alles daran gesetzt! ohne dich kein Leben für mich! Komm, komm liebe Angélique! liebe

Schwester! fort von hier! hier ist kein Platz für deine Unschuld!«

„Flieht selbst von hier,« gab ihm Angélique, die bis jetzt wie vernichtet gestanden, zurück. „Ich weiß nicht, wer ihr seid und was euch hieher führen konnte; aber ihr irrt, ich bin nicht euere Schwester; so ähnlich ich ihr vielleicht auch seyn mag «

„Citoyen=Richter,« sprach sie mit muthiger Besonnenheit: „es ist wahrscheinlich ein Wahnsinniger, der allerlei tolles Zeug sagt und nicht weiß, was er spricht; laßt ihn wieder auf die Gasse bringen, damit er zu Hause findet.«

Bei diesen eiskalt von Angélique ausgesprochenen Worten läßt ihr Bruder vor schmerzlichem Erstaunen seine Waffe zu Boden fallen und wird in diesem Augenblicke von Häschern, die jetzt Muth bekommen ihn anzugreifen, von Hinten gepackt. „Ich wehre mich nicht mehr,« sprach er, „schleppt mich hin wohin ihr wollt, lieber gleich zum Tode, da sie mich nicht kennen will!«

„Das wird nicht ausbleiben,« fiel jetzt der citoyen jûge trocken ein; „doch ihr kömmt eben recht, um unser Verhör zu vervollständigen, wozu ihr alle Mittel zu besitzen, euch selbst uns angekündigt habt.« —

„Ihr seid der Bruder jenes Mädchens?« Angélique zitterte vor der Antwort und ihr wehmüthiges Auge traf das ihres Bruders, der nun alles; aber zu spät begriff.

„Nein! wahrlich nein!« antwortete dieser. „Ich sehe es jetzt; ich habe mich geirrt! Die Liebe hat mich wahnsinnig gemacht.«

Ein furchtbares Hohngelächter der Rotte erhob

sich im grellen Gegensatze zu dem Ingrimm des citoyen jûge, der zornig gegen ihn auffuhr.

„Wie Bursche! mit solchem Gauckelspiele wagst du es, das höchste Gericht der aufgeklärten Republik zu hintergehen?“

„Bist du vielleicht auch Namenlos?“

„Ihr habt wahr gesprochen, ich habe keinen Namen.“

„Ha! und auch keine Heimath, keine Eltern? He! ist's nicht so?“

„Ihr sagt es, und der Zufall will, daß es so ist.“

„Jetzt weiß ich,“ schrie der citoyen jûge höhnisch auf, „daß ihr wirklich Geschwister und miteinander in einem Komplotte seid, um der Republik, zu deren Feinden ihr gehören mögt, weil ihr so weislich euere Namen verschweigt, so viel an euch liegt, zu schaden. Ihr seid Sprößlinge aus der Aristokraten-Sippschaft, und glaubtet durch eine so ausstudirte Komödie uns zu hintergehen. Aber ich bin selbst Komöd — Komödiant gewesen, wollte der jûge citoyen zum großen Gelächter der Rotte eben herausplatzen; — aber ich bin mit diesen Schlichen bekannt geworden, verbesserte er, und lasse mich durch solch Gesindel nicht hinters Licht führen. Wißt! ihr seid beide des Todes schuldig und morgen könnt ihr miteinander reisen.“

„Der ist ein Verräther an der Republik, der eine andere Meinung hat!“ —

Dieser wilde Aufruf bringt den Blutdurst wieder in die ganze Rotte des Revolutions-Gerichts, das die armen Geschwister unter Hohn und Gespötte allgemein zum Tode verdammt, und sie gebunden in ihre Marterhöhlen abführen läßt.

9.

Ein jammervolles Bild gewährten indeß die zwei jüngern im Kellerloche zurückgebliebenen Gebrüder Van Bolen, der ältere sechszehn, der jüngere erst zehn Jahre alt. Als weder die Schwester noch der ältere Bruder wieder zurückkamen, und schon ein Tag über die schreckensvolle Nacht verflossen war, bemächtigte sich ihrer Angst und Furcht, alle Augenblicke von Gerichts-Häschern, die schon ihren Aufenthalt wußten, fortgeschleppt zu werden. Doch als dieses nicht geschah und die Geschwister doch nicht wiederkehrten; da ging ihr stilles Weinen in ein lautes nicht mehr zurückzuhaltendes Gewimmer und Klagen über. Ach nicht Geschwisterliebe mehr allein; auch die gebieterische Forderung der Natur überwältigte sie. Sie hatten keine Lebensmittel mehr und doch seit dreißig Stunden nichts genossen! „Laß mich hinaus," schluchzte der zehnjährige Knabe, „Brod zu holen." „Du darfst nicht," antwortete der andere nicht weniger hungrig; „ich will selbst gehen." „O ich lasse dich nicht fort, lieber Bruder bleib!" weinte der Kleine und klammerte sich an ihn und an seine Kleider an, und nun entstand ein Kampf brüderlicher Liebe, der aber auf eine seltsame Art endete. Der ältere, welcher sich von dem jüngern nicht mehr anders loszumachen wußte, kam auf den Einfall, ihn mit einem alten Stricke an einem eisernen Kellerringe anzubinden; und indem er ihm auftrug: sich ja recht stille zu halten bis er komme, schlüpfte er zur gewöhnlichen Oeffnung hinaus in's Freie und verlor sich bald in dem Straßenge-

winde. Es war schon voller heller Tag, als er von einer Straße in die andere lief und überall spähte und suchte, ob er von den ausgebliebenen Geschwistern nichts zu Gesicht bekommen könnte. Er hatte dabei einiges Brod zusammengebettelt; aber auf seinen und seines jüngern Bruders Hunger so gut als vergessen; denn er konnte vor Sorge, Angst und Weheleid gar nichts hinunterbringen. Auf einmal aber kömmt er mitten in ein Gedränge, dem er nicht mehr ausweichen konnte, so gerne er es gethan hätte, da er Soldaten erblickte. —

Mehrere Karren mit schlechten Pferden bespannt, doch angefüllt mit sauber angezogenen Leuten vom Straßen-Gesindel umringt, rasseln vorüber. Es sind die Todes-Karren der unschuldigen Revolutions-Opfer zum Schaffot. Auf einem davon erkennt er seine liebe Schwester Angélique und den ältern Bruder Charle, und unwillkührlich entfährt ihm ein Schrei, und er ruft ihnen bei ihrem Namen zu. Auch sie erkennen ihn mit zerrissenen Herzen und winken ihm, fortzueilen; aber er ist nicht mehr wegzubringen. Er schreit fortwährend „haltet! haltet!“ und hängt sich selbst trotz aller Peitschenhiebe an die Mähne eines Pferdes. Der Auftritt macht Lärm, die bewaffnete Begleitung will ihn mit Gewalt forttreiben, umsonst, er besteht darauf, der Wagen soll halten. Da tritt ein Mann in einem blauen Mantel gehüllt, der eben vorübereilte, dadurch aufmerksam gemacht herbei und der sechzehnjährige Knabe wird ihn kaum ansichtig, als er auf die Knie vor ihm niederfällt und ihn beim Namen nennend bittet, sich seiner und seiner Geschwister auf dem Wagen dort anzunehmen.

Der Mann scheint den Knaben zu kennen, nähert sich dem Zug-begleitenden Bürger-Offizier und flüstert ihm etwas in das Ohr. „Es soll geschehen citoyen," antwortet ihm dieser, auf Ihre Verantwortung; und zum allgemeinen Erstaunen läßt man Angélique und ihren Bruder vom Todeskarren herabsteigen, und bringt sie sammt dem jüngern Bruder unter Eskorte in das Gefängniß zurück; während die andern Karren die Blutfahrt vollenden müssen.

10.

Das Schicksal der Van Bolen schien sich nunmehr zu ihrer Rettung zu wenden.

Der Mann, dessen Einfluß mächtig genug war, die Geschwisterte vorerst dem Todeskarren zu entreißen, gehörte früher zu den Hausgenossen ihres Vaters, als er noch in vollem Glanze und Reichthume lebte und seine Thüre Jedermann zur Erhaltung der großmüthigsten Gastfreundschaft offen stand. Dieser schimmernde Zustand hatte auch ihn wie andere angezogen, und Angélique's Reitze damit vereint, hatten in ihm den Wunsch erregt, sich auf's engste mit dieser Familie zu verbinden, und dadurch eine wie man sagt vortheilhafte Parthie zu machen. Kurz dieser Mann war der Freier Angéliques gewesen, den sie ausgeschlagen; da sie wahrscheinlich zu viel Spekulation bei ihm bemerkt haben mochte.

Jetzt ward er ihr Retter vom augenscheinlichen Tode, und was ihr Herz noch mehr gewann, der ihrer Brüder geworden. Nach allen aber was vorgegangen, hatte sie Ursache zu glauben, daß er sich noch weiter ihrer unglücklichen Familie durch die Macht

seines Ansehens, deren Wirkung sie so eben erfahren, annehmen würde. So sehr hatte sie also den edeln Mann verkannt! — Sie sehnte sich ihm dieses Unrecht abzubitten; ja sie war entschlossen, ihm, wenn seine Gesinnungen noch dieselben wären, ungeachtet sie ihn nicht liebte, aus Dankbarkeit eine Hand zu geben, die troß ihres scheinbaren Zustandes von Elend und Armuth wohl noch beneidenswerthe Güter mitbringen konnte. Angélique und ihre beiden Brüder waren nicht mehr in dem vorigen abscheulichen allgemeinen Gefängnisse; sondern in ein besseres Gelaß gebracht worden, wo sie wenigstens einige Bequemlichkeit fanden. Dieser vergünstigende Umstand konnte nur der Uebergang zu ihrer gänzlichen Befreiung seyn, und wer anders würde sie ihnen wohl ankünden, als der edle Menschenfreund, dem sie soviel verdankten? Wirklich ließ er nicht lange auf sich warten. In seinen Mantel gehüllt trat er in das Gelaß, wo die Geschwister eben für ihre Errettung dem Himmel dankten. Scheu und verlegen warf er seine Augen auf Angélique, als kämpfte er eine unangenehme Erinnerung nieder, und wolle sich Fassung holen, seinen Entschluß durchzuführen. Aber mit freudiger Bewillkommnung kommen ihm die Brüder entgegen, sich dankbar an ihn hängend, und die jetzt durch das Bewußtseyn ihres Unrechts schüchterne Angélique stand ihm mit Thränen-glänzenden Augen, worin er alles lesen konnte, was sie zu sprechen unvermögend war, gegenüber. Dieser vielsagende Augenblick, worin sich die ganze Vergangenheit zu spiegeln und über die finstere Gegenwart ihren Triumph zu feiern schien, gab dem Manne auf einmal seine Entschlossenheit

zurück. Er störte die ersten Aeußerungen und Eindrücke nicht, die ihm das Vertrauen der Familie eines alten Freundes gewährte; ja er überließ sich selbst einige Augenblicke dieser Schwärmerei des Herzens. „Wie!“ rief er aus, „sie sind noch in Paris? in der Mitte dieser Greuel? wie war es möglich ihnen zu entgehen?“ Und nun ließ er sich in das seltsame Geheimniß ihres Aufenthaltes in dem Keller des verrufenen Unglücks-Hauses der Flammänder einweihen. Unwillkührlich schauderte er darüber zusammen und eine schnelle Todtenbläße überfuhr sein ohnehin gelbschwärzliches Gesicht. „Ich bin erfreut,“ äußerte er, „daß alle die Gerüchte, die sich über ihres Hauses Unglück und Ruin ergeben haben, nichtig sind, und wenn sie mich mit ihrem Vertrauen beehren und mir die Mittel anzeigen wollen, die zweifelsohne durch die Vorsicht ihres Herrn Vaters noch zu ihrer Verfügung stehen; so glaube ich ihnen versprechen zu dürfen, daß sie mit einem Theile davon sich ihrer unangenehmen Lage entziehen und zur Freiheit und Ruhe kommen können.

Wer war durch diese unerwartete Aussicht glücklicher als die Geschwister! Das Entzücken hatte den dritten Bruder bisher sogar auf seinen jüngsten von ihm angebundenen Bruder vergessen machen, als er sich jetzt mit Schrecken darauf erinnerte und ohne ein Wort weiter zu sprechen fort wollte. Allein auch er ward seinen Geschwisterten schon als Gefangener beigesellt, und nur das großmüthige Anerbieten ihres Retters, dem verlassenen jüngsten Bruder augenblicklich selbst beizuspringen, konnte die peinliche Angst und Bekümmerniß um den Knaben, der dem Hunger-

tode nahe seyn mußte, einigermaßen mildern. Angélique warf sich ihm selbst zu Füßen und beschwor ihn, nur ihren geliebten Bruder zu retten; indem sie ihm gerne alles geben wolle, was sie in diesem Leben noch besäße. Feierlich verspricht es der Hausfreund aus verflossener Zeit, und wieder in seinen Mantel gehüllt, verschwindet er durch die Thüre des Gefängniß-Gelasses, deren eiserne Riegel und Schlösser hinter ihm zurasseln.

11.

An einem trüben regnerischen Tage fahren wieder die Todes-Karren Robespierre's mit seinen Schlachtopfern langsam durch die Straßen von Paris, von den Henkern der Nation begleitet. Auf einem von ihnen sitzen die letzten Bewohner des Unglückshauses der Flammänder, die sämmtlichen Geschwister Van Bolen. Heiter und glücklich, daß sie miteinander sterben durften, liegen sie sich wie verklärte Engel in den Armen. Auch der jüngste fehlte nicht; man hatte ihn dem Hungertode entrissen, um auf dem Schaffote zu bluten, damit die sich reinigende Republik um kein Opfer betrogen wurde. So gewissenhaft war der vormalige Hausfreund ihrer Familie, und sein Rettungsakt nichts als eine neue Spekulation gewesen; womit er die alte verlorne gutmachen wollte. Er war ja Mitglied der gepriesenen Gesellschaft der Menschen-Rechte, deren Hauptgrundsatz ist: sich unter keinen Umständen selbst zu vergessen. Die furchtbare Behausung aber in der Straße der Corderie hatte abermals den auf ihr liegenden alten Fluch bewährt.

IV.

Das Schwanenlied.

(30 Jahre später.)

Versunken ist das Reich der Kannibalen
Und des Gesetzes Würde steigt empor,
Ob auch noch Tausende im Kampfe fallen,
Die Zügel mancher Herrscher noch verlor;
Die Menschheit eilt nun rasch sich zu entfalten,
In bessern Formen, edleren Gestalten.

Geöffnet steh'n des Friedenstempels Flügel,
Ein reicher Segen thauet auf das Land,
Die düstern Gräber decken Rebenhügel,
Die wirren Völker reichen sich die Hand,
Und eines jeden Brust entsteigt das Streben,
Als Menschen endlich menschlich auch zu leben.

Vergebens aber ist der Edlen Sehnen,
Im Bauch der Erde liegt die Drachenbrut,
Die alten Vulkans rauchen noch und brennen,
Es herrscht der Leidenschaften ew'ge Gluth.
Könnt ihr nicht diese Furien verbannen,
Umsonst ist dann der Weisen Wort und Mahnen.

1.

Unter den Trümmern der französischen Heerestruppen, die unter der großen Kriegsgeisel Europa's dessen schöne Länder ausgesogen und geplündert hatten,

kam auch ein Niederländer aus den weiland flammändischen Provinzen, der mehr als viele andere durchgeführt, in den elendesten Umständen nach Paris zurück. Er war den kaiserlichen Adlern zwar nicht mit blanken Waffen, aber auch nicht zu Fuße gefolgt, er hatte nie gefochten und doch weit mehr Menschen umgebracht, als sich dessen der berüchtigte Sabreur oder Zusammenhauer rühmen durfte; er hatte ganze Regimenter darin übertroffen, und doch war bei dem Manne, der hohläugig und lungensüchtig aus einem wüsten Backenbart hervorschaute, keine besondere Riesenkraft und auf seiner platten nichtssagenden Stirne durchaus kein Genie zu lesen.

Aber der Mann hatte eine Zunge, die das Perpetuum-mobile ersetzen konnte, womit er Alles zusammenplauderte, was sich mit ihr einließ. Diese hatte ihm so viel Kredit verschafft, als Andere vergebens durch Fleiß und mühsames Studium zu erringen streben. Gunst und Protection hatten ihm unter die Achseln gegriffen, und ihn gleichsam über die harrende und duldende Menge, wie einen Luftball hinübergeworfen; und so ward er an das Glücksrad fest angeklammert, von der Stufe eines Barbiergesellen, der den Leuten nur unter Schmerzen den Bart abnahm, bis zum General-Inspekteur der Hopiteaux étrangéres fortgeschleudert worden.

Als solcher war seine Lebensweise die eines indischen Nabobs gewesen. Aus den für die unglücklichen Verwundeten überall abgeforderten und von der Wohlthätigkeit freiwillig geopferten großen Vorräthen hatte sich der Oberchirurg ein ungeheueres Magazin aufgehäuft, das zu seinem Besten verkauft wurde,

während sich die ihm und dem Tode Verfallenen mit Diät und Tyssan hinschlachten lassen mußten. Für sie ward übrigens wohl noch eher als sie kalt wurden, durch einen Ueberschlag von Erde, die zugleich das Verbrechen deckte, gesorgt. —

Wer sah es der reich gestickten Galla=Uniform, den Brüßler=Hemden mit Inseparables funkelnd und der übrigen zierlichen Garnitur seines eleganten Kostüms an, daß sie mit Verzweiflungs=Seufzern und Thränen mit dem letzten Herzblut erkauft waren? Alles dieses gehörte nur zu den Verstands=Entwicklungen der französischen Zeit, und wurde im Großen und Kleinen als Savoir vivre getrieben.

Monsieur Risdallen, denn er spielte ganz den Stockfranzosen, konnte mit seinem Höllenraub, der ihn bereits zu einem der reichsten Entrepreneur machte, nicht bloß mit Anstand, sondern in vollen von der Welt den Glücks=Pilzen zugestandenen Triumph nach Paris zurückkehren. Seine gefüllten Koffer, seine Reit= und Wagenpferde, Staatskutschen, Furgons, wären in einem Lande keiner Untersuchung ihres Ursprungs unterworfen gewesen, das voll solcher Dinge war und darin mit Stolz einen Theil seiner europäischen Trophäen durch einzelne erobert erblickte, die den Individuen anderer Länder an Verstand und Witz ungefähr so überlegen wären, als die große Nation selbst allen übrigen. Auch waren die Glücksschätze sorgfältig verpackt, und sich in den feindlichen Ländern, wie in denen der Freunde gleich einer Schneelawine noch vergrößernd, auf dem Wege nach Paris, um den Besitzer bald als eine neue Glanzsonne in der Gesellschaft auftauchen zu lassen, als eine kleine Ab=

theilung preußischer Husaren sie in Empfang nahm, ohne sie zu quittiren.

Der chirurgische Held kam selbst mit seiner Geld-Chatouille so in's Gedränge, daß er sich nur ohne sie noch retten konnte. In der allgemeinen Flucht mit fortgerissen und die wuthentbrannten Rächer der Völker auf den Fersen, die gegen das Armeegesindel, welches die eigenen wie die fremden Truppen kaltblütig opferte, unerbittlich waren, fand Monsieur Risdallen nicht eher einen Haltpunkt, bis er Paris erreichte. Jetzt war er aber so rein ausgeschällt als er gewesen, da er mit der Lanzette und seinen Marterkunst-Instrumenten zum erstenmale federleicht sich einem Bataillon angehängt hatte.

Da saß er nun in der mit Tausenden seines Gelichters angefüllten Stadt Paris, wie auf einer Sandbank fest ohne Aussicht auf alte gewohnte Weise wieder flott zu werden.

Anfangs zwar hatte er in einem Anflug von verständigen Gedanken den Entschluß gefaßt, eine passende Anstellung bei der neuen Regierung nachzusuchen, und mittlerweile zurückgezogen mit seiner aus dem Erziehungs-Institute ihm zurückgeschickten Tochter; da er die Kosten nicht mehr bestreiten konnte, durch Abschreiben sich möglichst fortzuhelfen. Das gute Kind hatte seinem mürrischen Vater alle Hoffnung gemacht, daß es leicht mit Wenigem die nöthige Haushaltung führen wolle. Einige Wochen ging das Ding einen erträglichen Gang, aber des Vaters unerträgliche Laune, die nach jeder Abweisung bei den Ministern, wo seine Atteste aus dem kaiserlichen regime allein hinreichten, ihn schwarz anzuschreiben, täglich steigerte,

sowie die Macht seiner alten lüderlichen Lebensweise, vernichtete alle bis in die Tiefe der Nächte fortgesetzten Anstrengungen der arbeitsamen edlen Tochter, ihren Vater auf ordentlichem Wege zu erhalten. Was sie durch Geschicklichkeit und Fleiß bei fremden Leuten errungen oder erspart hatte, brachte der wilde Vater in Kaffee- und Weinhäusern, bei Billard und anderm Treiben wieder durch. Voraus darauf gemachte Schulden konnten von der Tochter nicht mehr erschwungen werden. Die ungebetenen Besuche der immer dringender werdenden Foderer vertrieben endlich den leichtfertigen Wüstling vollens zu ganzen Tagen aus dem Hause, wo das arme Töchterlein unter Thränen sich abmühte. Nun wollte auch der Hausherr die niemals bezahlte Miethe nicht weiter borgen. Nur der Tochter Versprechen, Bitten, Flehen konnte ihn einige Zeit abhalten, ihren Vater vor die Thüre auf die Gasse zu setzen. Aber nun war der letzte Abend, der ihnen noch unter Dach zu bleiben gegönnt war; — morgen mußten sie ausziehen; — wohin? — um das hatte sich der Trunkenbold noch nicht bekümmert.

2.

Er saß in dem Winkel einer gemeinen Kneipe, ein Glas Branntwein nach dem andern in sich hineinschüttend, und eine schlechte Cigarre rauchend. Stier schaute er mit dem Stumpfsinn eines Menschen vor sich hinaus, der, weil er Alles aufgegeben hat, nichts mehr fürchten zu müssen glaubt, und dem somit Gerade oder Ungerade gleichviel geworden. Man konnte ihn jetzt zu Allem brauchen und haben, zu was man wollte,

und finstere Entwürfe und Pläne rollten unordentlich durcheinander in seinem Hirnkasten umher.

Horch! da macht ihn ein seltsames Gespräch, welches nicht weit von ihm geführt wird, aufmerksam und neugierig von dem Inhalt, der ihm eben zur gelegenen Zeit kömmt, mehr zu erfahren.

„Ich versichere Sie, mein Herr,“ sprach der eine, „es sind kein Ammen-Mährchen, was ich ihnen von diesem Unglückshaus der Flammänder erzählte. Ich habe es von Leuten, die aus alten Chroniken noch mehr davon wissen, ja den letzten schrecklichen Fall, der die Familie Labadie darin verdarb, als Zeitgenossen selbst erlebt haben. Da ist z. B. ein alter Rottmeister des vormaligen Tempelgefängnisses, der nicht ohne Schaudern davon spricht. Er behauptet fest und steif, daß dort von jener Revolutionszeit her noch Geld vergraben seyn muß. Aber Niemand hat Lust oder Muth, darnach zu suchen. Schon seit langer Zeit steht dieses alte sehr baufällige, in einem Labirinth von Mauerwerk der Straße la Corderie umschlossene Haus sogar ohne Miethe und des Abbrechens gewärtig.“

„Aber das Wunderbarste,“ erwiederte der Andere, „bleibt doch immer; ja, ich möchte vielmehr sagen, das Unglaubliche, daß dieses übelberüchtigte Haus nur Flammändern und keinen Franzosen schadet, und auf letztere dessen böse Geister keinen Einfluß haben sollen?“ Bei diesen Worten brach der bankerotte Inspecteur trotz seiner wilden verzweifelnden Lage in ein so gellendes Gelächter aus, daß die Gäste zusammenfuhren und sich nicht gleich zu fassen wußten. Endlich aber, durch diese unhöfliche Unterbrechung gereizt, gaben sie ziemlich derb ihre Unzufriedenheit darüber zu

erkennen. Allein der Exinspecteur entschuldigte sich über sein Benehmen mit so vieler dagegen abstechender Höflichkeit und Gewandtheit, daß Beide nicht umhin konnten, sich nicht nur mit ihm auszusöhnen, sondern ihm auf seine dringende Bitte die ganze Geschichte dieses Unglückshauses der Flammänder mitzutheilen.

Mit gespannter Aufmerksamkeit hatte ihnen der Exinspecteur zugehorcht, und indem er ihnen für die Erzählung dankte, ließ er die Aeußerung fallen: daß sie vielleicht die Urheber seines Glückes, oder die Ursache der Zerstörung eines Vorurtheiles werden dürften, das er für die Zeit, in der sie lebten, für zu lächerlich halten mußte, um sich dieses ihn überwältigenden Gefühles bemeistern zu können. „Meine Herren," fuhr er mit einer grausenhaften Mischung von Verzweiflung und Spötterei fort: ich bin eine Zwittergestalt, der es vorbehalten seyn könnte, die dämonische Partheilichkeit der Kobolde dieses verrufenen Hauses in Verlegenheit zu bringen. Ich bin Flammänder von Geburt, aber längst schon nationalisirter Franzose durch die Einverleibung dieses Landes mit dem Kaiserreich. Ich darf daher den Strauß mit ihnen so gut wagen, als Malkolm mit Makbeth, welcher erstere geboren und doch nicht geboren ward. Auch verspüre ich in mir eine seltsame Lust mit den über- oder unterirdischen Geistern anzubinden. Ich will es ein Mal versuchen, bei ihnen Hilfe und Ersatz zu suchen, da ich an dem ganzen Menschengeschlecht geradenach satt habe, und mir keine schlimmern Teufel begegnen können, als wir untereinander selbst sind. Meine Herren!" steigerte er seine frevelhafte Rede, „ich kenne alle Gattungen und Sorten dieser

Abdrücke der menschlichen Frazen, und habe wohl selbst derlei mitkonterfeit. Sollte es aber dennoch Etwas über den Saltomortale hinaus gehen, den ich jeden Augenblick zu machen bereit bin, so wird mich die Bekanntschaft damit entzücken, und ich würde nichts dagegen haben, um jeden Preis damit vortheilhafte Geschäfte zu machen. In diesem Falle behalte ich mir vor, ihnen meine Herren, meine Dankbarkeit für den angezeigten Weg abzutragen. Allons! versuchen wir es mit dem Teufel, weil es mit den Menschen nicht mehr gehen will!« —

Mit diesen, gleich einem Fluche ausgestoßenen Worten nahm der von Branntwein und innerer Aufregung fast rothglühende Exinspecteur von seinen Gästen, die ihn mit steigendem Erstaunen bis zum Entsetzen angehört, barsch nach Ergreifung seines Hutes und Stockes, ohne Bezahlung der Zeche Abschied, und verschwand bald um die Ecke der Kneipe.

3.

Bei Monsieur Risdallen mußte Alles im Galopp gehen. Gewinn und Verlust, Steigen und Herunterpurzeln gaben sich vermöge seiner französischen Leichtfertigkeit sein ganzes Leben hin die Hand. Er eilte auf der Stelle zu dem Besitzer des verrufenen Hauses, um es vom Dachstuhl bis zum Keller hinab, wie es war, zu miethen. Der Eigenthümer sah ihn vom Kopf bis zum Fuß an, und wunderte sich über die Hast seines Miethers, als sollte ihm ein Pallais beschieden seyn. Als aber jener hohnlächelnd sagte, er hoffe es wohlfeil zu bekommen, weil er ein Flammän=

der sey, der ohnehin genug Teufelsspuck darin auszustehen haben werde; doch schmeichle er sich, denselben auf ewig zu vertreiben und somit sich dem Herrn Inhaber noch ganz besonders zu verbinden; — da wurde Letzterer, welchem schon Gewissensbisse kommen wollten, ganz besonders freundlich. Er überließ ihm auf diese Aussicht hin — trotz des Gedankens die Veranlassung zu einem neuen Unglücks-Kandidaten zu seyn, — das ganze Haus um eine Kleinigkeit, und versprach ihm selbst eine Prämie, wenn er dieses Haus wieder zu Reputation bringen könne.

Monsieur Risdallen hatte nunmehr ein ganzes Haus in dem Augenblick zur gelegenen Verfügung, als ihm in seiner vorigen Wohnung die Meubles, wenn seine Einrichtung noch diesen Namen verdiente, bereits auf die Gasse gestellt seyn mußten.

Sieges- oder vielmehr weintrunken stürzte er nun nach Hause, um sogleich seinen Plan, auf den er nicht weniger baute, als daß er seinen Glücksumständen abermals einen gänzlichen Umschwung geben sollte, in's Werk zu richten.

Er war höchst aufgebracht, als ihn seine gute Tochter mit der freudigen Nachricht zu überraschen glaubte, daß sie in ihrem Quartier wieder bleiben könnten, indem der Miethsherr bereits befriedigt sey. Das brave Mädchen hatte sich bei einer ihr bekannten Putzmacherin gegen diesen Vorschuß, auf ihre Arbeiten, für die sie Schlaf und Erholungszeit aufopfern wollte, zum voraus verdingt. Voll kindlichen Pflichtgefühls berechnete sie dabei nicht ihre schwächlichen Kräfte, nicht den Verlust des letzten Gutes, was ihr nach allen Aufopferungen allein blieb. Vergessenheit

ihrer Leiden wenigstens im Schlummer. Konnte sie doch eine schwere Sorge vom Herzen des Vaters wälzen, und ihm ein unverrücktes Ruhelager erhalten! — Aber weit gefehlt! Der Elende hatte nichts in seiner Brust, was einem Herzen glich, und solche Gefühle waren ihm so fremd, daß er in dem edlen Benehmen seiner guten Tochter nichts als eine Vermessenheit fand, wider seinen Willen in den Hausangelegenheiten sich etwas herauszunehmen. „Habe ich dir einen Auftrag dazu gegeben?“ — fuhr er das erschrockene Mädchen an. „Sogleich trage das Bettelgeld wieder hin, wo du es her hast, und ein Billet von mir dazu, welches die Leute verständigt, wer ich bin, und daß ich nicht gewohnt sey, auf diese Juden=Manier behandelt zu werden. Gehören etwa die Stunden dein, daß du damit schachern kannst, oder hast du nach meinem Willen und Befehl deine Zeit einzurichten? Verdanke es meiner Laune, daß ich dich nicht dafür züchtige, und mache dich bereit, bis Abend Alles zum Abzug fertig zu halten, wo ein Karren das Unsrige in die neue schon gemiethete Wohnung bringen wird, wohin du mir zu folgen hast.“

Adelaide, das arme Kind, das sich in ihren zartesten Gefühlen und Erwartungen so getäuscht sah, wollte in Thränen zerfließen, und schluchzte, daß ihr der Busen heftig wallte, als drohte er zu zersprengen. — Da hohnlächelte ihr der Vater zu: „Närrin, du würdest dich wohl nicht so unverständig geberden, wenn du auch nur ahnen könntest, welchen Einfluß die Veränderung unserer Wohnung auf mein künftiges Glück haben wird. Lasse nur einige Tage vorübergehen, du wirst dann schon hübsch lachen, wenn du

deine Putzhändlerin, die dir einige Livres für deine Arbeit geben wollte, mit schönen Kleidern und Geschmeide in Hülle und Fülle überraschen kannst. Oder meinst du, ich wäre gesonnen, mein ganzes übriges Leben eine so lumpige Figur zu spielen? ich? der schon mehr als ein Mal im Stande war, die größten Herren auszulachen? — Pah! es soll, es muß wieder so werden oder! — nun? — wirst du bald deinen Regenschauer abtrocknen?«

Adelaide verschluckte ihren Schmerz und ihre Thränen, und als eine folgsame Tochter richtete sie den ärmlichsten Hausrath, der freilich nicht mehr als eines Karrens zum Fortschaffen bedurfte, zusammen. Indeß sammelte Monsieur Risdallen alle seine noch übrigen Kleinode als da waren, seine vergoldete Uhrkette mit Perlocken, welche längst in Abwesenheit der versetzten Uhr von Außen paradiren mußten, einige schlechte Ringe und noch schlechtere Hemdnadeln, um damit seine Miethe und die dringendsten Schulden zu bezahlen. Zugleich schickte er die unverschämtesten hochmüthigsten Billete gleich Abschiedskarten an seine übrigen Gläubiger, worin er ihnen ankündigte, daß er binnen vierzehn Tagen das Vorgestreckte nicht nur mit Zinsen und Rabat, sondern sogar mit Prämien schicken werde, damit sie eine Idee bekämen, mit wem sie zu thun gehabt hätten, und damit seine Munifizenz sich im schneidenden Gegensatz zu ihrer Schmutzerei sich hervorhebe. Diese Genugthuung glaubte er seinem Point d'honneur schuldig zu seyn, worin er außerordentlich kitzlich war, seitdem er alle Ehre bis zur Ehrlosigkeit verloren hatte.

Aber jetzt knarrte der Packkarren an, warauf das

Meublement des Monsieur Risdallen Ex-general-Inspecteur des hopiteaux étrangères aufgeladen wurde, dem der eben Betitelte mit der insolentesten Miene von der Welt; sein armes Kind aber tief verschleiert unter Thränen folgte, indeß die neugierige Nachbarschaft zu allen Fenstern herausglossirend und klatschend sah; denn in den kleinen krummen schmutzigen Gäßchen von Paris geht es um nichts besser hierin zu, als in andern Städten und Städtchen.

4.

Es ist Mitternacht; aber die schweren Glockenschläge von Notre-Dame, die furchtbar durch Paris donnern, stöhnten kaum in die nächtlichen Tiefen eines unterirdischen Gewölbes hinunter, dessen nasses Gemäuerwerk nur hie und da von einem schwachen Lichte aufleuchtete. Moos hing an den alten Pfeilern voller Risse mit herausklaffenden Löchern, und ein aufgewühltes ehemaliges Ziegelpflaster zeigte kaum einen Weg hindurch, von Schutthaufen und Steingerölle häufig durchschnitten. Manchmal verkündete ein schneidend kalter Luftzug ein vergittertes schiefes Kellerloch aus der Höhe herab; doch bald behauptete sich ein dumpfiger moderiger Geruch durch das winklichste seltsam verschrobene Gelaß und seine Nebenbehältnisse. In der Mitte aber erweiterte sich etwas der Raum, der sonst nur wenige Schritte überall hinmißt, mit Stufen bald auf- bald abwärs, und Ueberresten von eisernen Geländern. Dort taucht aus dem Dunkel eine sonderbare Gruppe auf. Ein Mann mit wilden Brutusbart und zerrauftem Haargestripp, mit zerris-

senen Pantalons und Kittel gräbt sich, von Haufen Gesteingeröll und Erde schon umgeben, immer tiefer mit einem Spaten hinab, so daß er bereits bis an den Oberleib verdeckt ist. Ein Mädchen aber auf einem der Schutthaufen stehend, trotz ihrer überworfenen Kleidungsstücke vor Frost zähneklappernd und zitternd, leuchtet dem Manne zu dieser nächtlichen Arbeit und wird von ihm von Zeit zu Zeit unwirsch angefahren: in Teufels-Namen die Laterne, die sie kaum mehr zu halten vermag, weiter hinauszuheben. Wir erkennen unsern unheimlichen Flammänder mit dem Pariser Gepräge und sein armes Kind in dem Schauderkeller des Unglückshauses in der Straße de la Corderie, wo sie erst eingezogen. Das Geschäft, was der ruinirte Wüstling hier treibt, ist eben das, welches seinen ganz erhitzten und verkrüppelten Spekulationsgeist eingenommen hat, nämlich: sich in dieses verwunschene Haus einzumiethen, um die Schätze zu finden, die hier aus der Revolutionszeit noch vergraben seyn sollten.

Er, der an nichts glaubt und das Heiligste verwirft, der nur wie ein Hasardspieler auf das Ungefähr baut, und statt des vormaligen Aberglaubens und seinen gräßlichen Formen sich der Scharlatanerie der neueren Zeit mit ihren Betrügereien ergeben hat, verfehlt nicht seine Metallruthe, die ihm die Schätze anzeigen soll, periodisch mit der Spitze gegen die Vertiefung zu senken, um ihr Schwanken sorgfältig zu beobachten.

Aber unmuthig schüttelte er dann den Kopf und fuhr mit furchtbarer Heftigkeit sein Graben wieder fort, bis er denselben Versuch wiewohl immer vergebens anstellte. —

„Vater!“ stotterte die arme Tochter endlich hervor, denn sie fürchtete sich gewaltig vor seiner wilden Raschheit, — „Vater! — du bist ja schon sehr angegriffen von der langen Arbeit, und die feuchte Luft könnte dir schädlich werden. Wäre es nicht besser, für jetzt auszusetzen und in die Kammer zur Ruhe zu gehen? Die Schätze können uns ja doch nicht auskommen, wenn sie nur da sind.“

„Einfältiges Ding!“ — war die Antwort, — „bist du schon müde, deinem Vater bei einem Geschäfte zu helfen, wovon unser ganzes Schicksal abhängt? Wehe uns! wehe dir! wenn ich vergebens grabe; — es kann dann eben so gut,“ — brummte er in den Bart, — „unser Grab werden.“ —

Die Arme hatte ihn nicht verstanden, aber sie war an der furchtbar bleichen Gestalt und dem dumpfen Ton ihres Vaters zusammengeschaudert, und lispelte leise Gebete vor sich her.

„Nun! was soll wieder dieses Gemurmel?“ grollte sie der Vater an, „ich glaube gar —?“

„Ich bete, Vater, daß dir der Himmel etwas bescheren möge.“

„Ha ha!“ lachte jener furchtbar gellend auf, daß der Echo den widerlichen Schall grauenvoll zurückgab; ha ha! könntest du lieber Zauberformeln; ich hätte nichts dawider, ob das Ding so oder so zum Vorschein käme.“

„O Vater, Vater! sprich nicht so,“ flehte die fromme Tochter, das ist ein sündiges Gerede, und der Versucher des Menschengeschlechtes läßt nicht mit sich scherzen; er ist stets nur zu nahe, uns zu verderben.“

„Ha, seht doch! noch eine Lection aus dem Institute, das dich so verzärtelt und mit Dummheiten ausgestattet hat, daß du die gewöhnliche Lebensluft, die überall nach Schwefel stinkt, nicht ertragen kannst. Du mußt mir anders werden, das taugt nichts. Sobald wir wieder in andern Umständen sind, mußt du mir mehr in die Welt kommen. Aber halt, die Ruthenspitze senkt sich, da ist Etwas, ha! das täuscht nicht! Metall sucht Metall; wenn ich schon auf dem Fund wäre? Courage! da muß fortgegraben werden und sollten dir beim Leuchten die Arme wegfallen! Näher die Laterne! siehst du nichts schimmern? Die Grabscheit geht hart auf; holla! es klirrt, es muß gleich zum Vorschein kommen.“

„Jesus Maria!“ rief die arme Tochter, todtenblaß werdend, auf, „es sind zwei Gerippe mit einer Kette umwickelt!“ Bei diesen Worten entfällt ihr vor Schrecken die Laterne, deren Licht sie nur mit Mühe vom Boden aufhebt, um noch den Ausgang des Kellers zu gewinnen, wohin ihr der Anfangs aufflucheude, dann aber wie von einem plötzlichen panischen Schrecken ergriffene Wüstling nachfolgt, um mit ihr den obern Stock der schauerlichen Miethswohnung zu erreichen.

5.

Seit dieser grausigten Nacht lag der verwilderte Risdallen, von kalten Fieberfröſten geschüttelt, die er sich in dem dumpfen Kellerloch zugezogen, halb phantasirend auf seinem Bette in einer der verödeten Kammern des Unglückshauses, die noch am meisten einen Anstrich von Wohnlichkeit hatte. Alle übrigen mit

den größeren Stuben waren durch ihre Leerheit und Baufälligkeit noch unheimlicher und selbst gefährlich. Einige ihrer Wände, die nur schlecht übertüncht worden, ließen sogar grausigte Merkmale von schwarzen Todtenkreuzen und eingekratzten Reimen, Gedanken von Verzweifelnden enthaltend, durchscheinen. Zu allen diesen Wahrzeichen schlotterten Thüren und Fenster an den vom Rost zerfressenen Angeln und Steften, wenig Schutz vor Wind und Wetter, vielweniger Sicherheit des Verschlusses gewährend. Der alte Hausrath aus undenklicher Zeit hätte fortgeschafft und durch neuen ersetzt werden sollen. Aber Monsieur Risdallen, der seine einzige Hoffnung, die zur fixen Idee geworden, auf Erhebung der hier vergrabenen Schätze setzte, hatte keinen Liar dazu mitgebracht, und die ganze Einrichtung bestand in dem, was man im Karren hergeschleppt. Von dem theilweisen Verkauf derselben mußte jetzt, da er von allen Mitteln entblößt war, gelebt werden. Die arme Tochter, die von dem Schrecken jener Nacht so ergriffen war, daß sie ein Nervenzucken bekam, und seitdem immer bleicher und kränklicher wurde, hatte, so lange sie konnte, ihren Leiden widerstanden und alle ihre Kräfte zusammengerafft, für den Vater zn arbeiten, um ihm wenigstens die nöthige Kost und Medicin zu verschaffen. Dann, wenn sie den ganzen Tag gearbeitet hatte, pflegte sie ihn mit kindlicher Sorgfalt und suchte dem Verzweifelnden Vertrauen zu Gott und seiner Vorsehung durch Gesang von Liedern, die sie selbst dichtete, einzuflößen. Aber Risdallen's Herz war schon längst für Trostgründe der Religion, wie für sanfte Einwirkungen der Gefühle und Empfindungen verhärtet. Wenn er nicht

phantasirte, wo er dann von nichts als Schatzgraben und Reichwerden schwätzte und seiner Tochter die unglaublichsten Verheißungen machte; so war er in besonnenen Augenblicken finsterer, abstoßender als je. Himmel und Erde verwünschend, erwiederte er das zarte aufopfernde Benehmen seines guten Kindes mit Heftigkeit, Widerwillen, selbst Mißhandlung. Aber die gute Tochter duldete Alles, und ein stilles Gebet, welches die bösen Geister, die das Lager ihres nicht mehr erkennbaren Vaters offenbar umgaben, verscheuen sollte, schwebte nur auf ihren Lippen, um ihn ja nicht noch ärger zu erzürnen. Sie entbehrte beinahe das Unentbehrlichste, um es ihm zuzutragen. Doch der kleine tägliche Verdienst wollte für die Forderungen des Vaters, der stets höchst aufgebracht war, wenn etwas fehlte, nicht mehr ausreichen. Ihre kindliche Liebe sann auf ein Mittel, ein Stück Geld auf ein Mal in die Hand zu bekommen. Einst, als er im bewußtlosen Wahnsinne lag, schleppte sie mit Mühe ihr Bett fort, um es zu verkaufen. Mit dem erhaltenen Geld das Nöthigste anschaffend, kam sie zurück, und bettete sich, so gut es angehen wollte, auf den ihr allein gebliebenen Strohsack, ihr Nachtlager zu den Füßen ihres Vaters, damit sie ja recht nahe sey und jeden seiner Wünsche erfüllen könne.

So lange der herzlose Vater befriedigt war, schien es mit ihm besser zu gehen; denn die Tochter vermied sorgfältig alle Gelegenheit, ihn aufzubringen, und er fragte mit keiner Sylbe, wie sie das bankerotte Hauswesen fortführe, wenn nur da war, was er begehrte. Als aber das Letzte aufgezehrt war und die alte Noth mit verdoppelter Gräßlichkeit eintrat, weil

keine Hilfe mehr dafür ausfindig gemacht werden konnte, da kehrte Risdallens ganze Härte gegen die arme Tochter, die jetzt Alles und selbst den Ueberrest ihrer Gesundheit aufgeopfert hatte, mit einem Schwalm von bittern Vorwürfen und Verwünschungen zurück.

„Wie hast du denn bisher Mittel schaffen können?“ fuhr er sie an, „und jetzt auf ein Mal lässest du mich an Allem Noth leiden? Habe ich dich deßhalb aufgezogen und mit so viel Unkosten in einem Institut Alles lernen lassen, daß ich von dir vernachläßiget und verlassen werde, jetzt, wo ich Hilfe am nöthigsten habe? fort! bringe was ich brauche, oder komme mir nicht mehr vor Augen!“ —

Die arme Adelaide schweigend, mit zerrissenem Herzen, Thränen übergossenem Gesichte und bis zum Zersprengen zusammengepreßten Busen, läuft fort und bettelt für ihren Vater bei den Nachbarsleuten in der Straße de la Corderie; aber sie kann kaum einige Sous erhalten. Sie schleppt sich damit in das furchtbare Unglückshaus zurück, wo sie die letzte gräßliche Steigerung ihres Schicksals erwartet.

6.

Ein paar Tage hörte und sah die geschäftigte Nachbarschaft, die seit einiger Zeit nicht aus Mitleiden, sondern aus Neugier sich um das Schicksal der jüngsten Bewohner des Unglückshauses der Flammänder bekümmert hatte, da man sich allerlei schauerliche Erzählungen darüber mittheilte, nichts mehr von dem gequälten Mädchen. Länger konnte man es ohne

Neuigkeit nicht aushalten, und die Weiber zumal wollten vor Ungeduld darüber zerspringen. Aber man hatte selbst bei Tage für das Gespensterhaus so viel Respekt, daß Niemand sich hinein getrauen wollte, besonders da kein erklecklicher Vorwand dazu vorlag. Erwünscht kam es daher, als der Eigenthümer desselben, welcher wissen wollte, ob sich der Ruf seines Hauses noch nicht gebessert habe, Erkundigung darüber einzuziehen sich vornahm; um so mehr, als die sonderbarsten Gerüchte über seinen Miethsmann im Umlauf waren, und er ihm deßhalb selbst einen unvermutheten Besuch zu machen gedachte.

Er war allgemach in einem immer wachsenden Geleite neugieriger Nachbarn, spät Abends, um alles Aufsehen zu verhüten, angelangt, und hatte bereits mehrmalen mit dem verrosteten Eisenklöpel ziemlich heftig an die Thüre angeschlagen, ohne daß aufgemacht wurde.

Daß sich sein Miethsmann heimlich entfernt und somit ihn nicht nur um die Miethe bestohlen, sondern mit seinem Projekt, das Haus wieder in guten Ruf zu bringen, hinter das Licht geführt habe, war der natürlichste Gedanke, der sich ihm aufdrang, während Andere, mit Andeutungen von wirklich gefundenen Schätzen, ihm den Kopf so erhitzten, daß er von einem nahen Schlosser die Thüre aufsprengen ließ.

Ein zurückstoßender Leichengeruch kommt den Eintretenden entgegen und verscheuchet mit Schrecken und Graus die Meisten davon. Aber die Andern lassen sich nicht abhalten, vorwärts das enge Gewölbe-Gelaß über die halb zerfallene Stiege zur Wohnung des Mieths-

mannes anzubringen. Man ruft denselben beim Namen, doch ohne Antwort zu erhalten, und schon ist man nach vergeblichem Klopfen entschlossen, ebenfalls Gewalt zu brauchen, als die Thüre bei einem leichten Druck auf die Schwelle sich öffnet.

Doch welcher Anblick zeigt sich! — Auf einer elenden Bettstatt von rohen Brettern liegt lang ausgestreckt ein Todter, dessen Züge schon vom Madengewürm angefressen, sowie der Körper in voller Verwesung befindlich, kaum mehr als die des zuletzt hier eingezogenen Flammänders zu erkennen sind. Ein seltsam zusammengebalgter Kranz von Stroh war um seinen Hals gewunden.

Schauderhaft ist sein verzerrtes Gesicht, und in dessen dunkelgelben Furchen und Falten scheint die ganze Geschichte seines lasterhaften Lebens abgemalt, ja die Hülle eines Dämons zu liegen.

Er war nur zu sehr der Dämon des Engels, den die Anwesenden zugleich auf einem verfaulten Strohlager neben dieser Schauderstätte erblickten.

Da lag ein Mädchen einer weißen Lilie gleich, mit edlen schönen Zügen, die ihr selbst Elend und Tod nicht rauben konnten. Die Hände fromm und sittsam über die Brust gekreuzt, hielt sie damit fest einige Papiere, als wollte sie die Aufmerksamkeit derjenigen damit erregen, die zuerst hier eintreten würden.

So fand es sich auch. Sie enthielten mit bebender Hand den niedergeschriebenen Aufschluß über die letzten schrecklichen Tage, und ein Gedicht, welches die arme Unglückliche unter andern als ihren Schwa=

nengesang gedichtet. Eine Bitte an den eigennützigen Vermiether des Hauses war beigefügt: „Wenn ihr ein Christ seyd, so laßt uns die letzten Unglücklichen dieses Todtenhauses der Flammänder seyn!“

Das Schwanenlied aber lautete:

Im Garten des Lebens aufgeglüht
War einst meine Knospe der Jugend,
Eine herrliche Zeit hat mir geblüht
Zwischen Mutterliebe und Tugend.
Von des Glückes glänzenden Sternen umhellt
War im Kranz der Gespielen nur meine Welt.

Doch die Welt läßt uns diesen Zauber nicht,
Sie zerreißt der Liebe Gewebe.
Der Spiegel der köstlichen Täuschung bricht,
Kein'n Nectar mehr spendet uns Hebe;
Die reichsten Geschenke, die sie uns gab,
Sind nur eine Saat für das dunkle Grab.

Nicht sollte die Knospe zur Rosenpracht
Im Blumenbeet sich entfalten;
Sie mordet der Mehlthau einer Nacht,
So will es ein ewiges Walten;
Sie werde zum Schmuck nicht beim festlichen Tanz;
Sie starre vertrocknet im Todtenkranz.

Was hat euch die arme Knospe gethan
Wenn die Dornen des Strauches euch stechen?
Ist Unschuld zu paaren mit Laster und Wahn,
Mit dem Schlechten das Gute zu brechen?
Durchrollt die Welt ein zermalmendes Rad
Und ist für die Frommen kein rettender Pfad.

Er ist durch des ewigen Gottes Macht!
Was die irdischen Frevler auch träumen;
Und der Same des Guten, gewiß er erwacht
In des Himmels seligen Räumen.
Und die Hülle zerfällt nur in Moder und Staub;
Die Seele ist nimmer der Erde Raub!

Salimbeni's Rache.

(Aus den Annalen Sienna's.)

1.

Unter die Familien in Sienna, deren Glanz hell strahlte durch ganz Italien, gehörte einst das Haus der Montanini. Ihre Palläste prangten mit Säulengängen, Schildereien und Trophäen. Im Geleite von unterthänigen Vasallen, umgeben von Pagen und Hellebardierern durchritten sie stolz die Straßen in Gold und Silber durchwirkten Wämsern, und nickten kaum den ehrfürchtig vor ihnen gebeugten Bürgern zu; wenig der Volksmenge achtend, durch die sie ihre prachtvoll gezierten Hengste tummelten. Standen sie doch bei Königen und Kaisern in großem Ansehen; und waren sie nicht über tausende ihrer Mitbürger gestellt, in der hohen Signoria lag nicht selten der Kommando-Stab der erlauchten Republik in ihren Händen. Das Füllhorn des Glückes hatte alle seine Schätze über sie ausgeschüttet. Aber der goldene Hort führt gleich dem Irrlicht der Sümpfe an den Abgrund. Der Montanini Hochmuth beleidigte den nicht geringern Stolz der Salimbeni, einer ihr ebenbürtigen alten Familie. Nicht weniger durch Reichthum und Glück begünstigt, waren sie nicht minder vor Ehrsucht brennend nach den höchsten Stellen des Stadtregiments. Zwei Sonnen vertragen sich nicht an einem Firmament und drohen alles um sich zu versengen. So

die Montanini und Salimbeni. Bittere oder höhnende Worte reizten zu Thathandlungen. Bei einer Schweinsjagd ward ein Salimbeni, der einen Montanini um die Ehre des Eberfangs bringen wollte, im tiefen Forste ermordet. Seitdem entloderten wild der Rache und des Hasses Flammen der beiden eifersüchtigen Familien. Aber Mächtige verachten den Einzeln-Kampf des armen Ritters, der nichts als seinen Degen und Fausthandschuh hat, — sie entbieten die Massen ihrer Factionen. Für sie müssen die Vasallen und Lehnleute Blut und Leben lassen als schuldige Dienstpflicht für Sold und Herren-Gunst. So die Montanini und Salimbeni.

Bald war ihr Vaterland nur das Lager und Schlachtfeld ihrer Familienfehde. Wüthend berannten sie ihre gegenseitigen hochgethürmten Stadt- und Landesburgen. Pfeil-Gewölke flog nach ihren Mauerzinnen, wohl besetzt mit Bogenschützen, von deren schraffen Armbrüsten eben so der Tod herabschwirrte. Steinschleudern und Pechkränze wirbelten Staub- und Rauchwolken auf, aus denen bald die flammende Glut des Brandes hervorbrach mit dem Jammer und Zeter der unglücklichen Schuldlosen, die das Opfer der Familien-Rache werden mußten. Vergebens ließ oft die ohnmächtige Signoria den Gottesfrieden läuten; die feindlichen Familien-Häupter verhöhnten ihn, denn die Macht war ja in ihren Händen. Der Kaiser selbst konnte auf seinem Römerzug ihre Wuth kaum etwas hemmen. Er brauchte Geld und Kriegsknechte und mußte huldvoll gegen die ergrimmten Todfeinde seyn, die ihm allein solches gewähren konnten. Aber bei dem Abzuge der deutschen Majestät erbleichte auch

ihr Strahlenglanz, und die beschirmte Adels=Parthei verfiel dem ganzen Sturme der freien Volksbewegung. Die Montanini gehörten vorzüglich zu erstern, indeß die Salimbeni sich schlau an die Spitze der letztern stellten, und dadurch übermächtig, mit ihrer Politik den Familienhaß verbanden.

Der Montanini Burgen wurden nun alle gebrochen, und das Todes= und Verbannungs=Urtheil gegen ihre Häupter ausgesprochen. Wenn es an dem letzten des Stammes nicht vollzogen wurde, so geschah es weniger aus Barmherzigkeit, als aus gräßlicher Grausamkeit, den Vernichteten in den Ruinen seines gänzlich zerstörten Glückes zu seiner Verzweiflung fortan zu lassen. — Tausendmal lieber hätte der Sohn des Geächteten wohl sein Leben im Kampfe gegen die erbitterten Feinde seines Hauses verloren, als in die schmähliche Nothwendigkeit sich gesetzt zu sehen, in dem Lande bleiben zu müssen, wo einst seine Voreltern in so hohem Ansehen standen. Aber eine heilige Pflicht, die er von dem sterbenden Vater übernommen mit dem einzigen Vermächtniß alles verschwundenen Glanzes, fesselte ihn mit Demantketten, war jetzt sein einziger Gedanke, sein letztes Ziel. —

Nicht ferne von Sienna's Umgebung im schönen Ströverhale stand eine kleine Villa, die kaum diesen Namen verdiente, sondern mehr der Wohnung eines armen Pächters glich. Der Zugang ward von dichtem lebendigen Zaun=Gebüsch mit breitschattigten Kastanien= und Nußbäumen verschlossen. Nur der spärliche Rauch des Kamins verrieth das Häuschen, welches mit den Spuren besserer Gestaltung jetzt im ziemlich verfallenen Zustande war. Sonne und Wetter

hatten die einst schmucke Farben-Fassung weggebleicht und mit dem Anwurf zum Theil abgeschält. Hohl klafften die Fensterstöcke, nur mit großen Kürbissen und Wassermelonen umhangen. Aber als wollte die Mutter Natur sich selbst der nackten Mauern erbarmen, umrankte sie solche mit allerhand Schlingengewächsen und überzog sie mit dichtem Epheu. Das war die Burg des letzten Montanini, die ihm der geächtete Vater vererbt hatte, und wo er oft Tage lang in verworrenem Starrsinn hinbrütete, bis ihn der Hunger erinnerte, daß er leben müsse, um die heiligste ihm aufgetragene Pflicht zu erfüllen. Dann riß er in wilder Hast die Armbrust von der kahlen Wand und stürzte hinaus um irgend ein Kaninchen oder einen Vogel zu erlegen. Dann eilte ihm aber auch ein liebliches Wesen nach, leicht wie der Zephir, rosigt wie die Morgenröthe, und schlang sich um seinen Nacken. Küsse und Thränen wuschen den Gram und die Verzweiflung augenblicklich von seiner gerunzelten Stirne. Er drückte sie wieder liebevoll an seine Brust, und lächelte schmerzlich, wenn sie ihm zulispelte: „auch ich werde etwas in die Küche bringen. Ich weis recht süße Waldbeeren und wilden Honig, und du sollst davon einen Kuchen haben.“ — Ach! wie beneidenswerth wäre Montanini noch mit einer solchen Geliebten oder besser Gattin gewesen; aber sein hartes Schicksal hatte ihm nicht so glücklich gebettet! — Zwar würde sie Jeder, der ihre gegenseitigen Zärtlichkeiten oder ihre liebenswürdige Hinopferung für einander hätte sehen mögen, ohne Zaudern dafür gehalten haben; aber die Glut der Liebe, die sie in äußerster Dürftigkeit und Hülflosigkeit zusammenschmolz,

war ganz anderer Natur. Das liebenswürdige, herrliche Wesen, das ihm für Geliebte, Gattin, Kinder, für diese höchsten Schätze des Lebens galt, war eben dieses einzige höchste Kleinod seines gestürzten Hauses — seine Schwester Angelika, die ihm der sterbende Vater übergeben. „Sei fortan ihr Vater,“ sprach er, des achtjährigen schluchzenden Mädchens zitternde Händchen in die seinigen legend. „Von dir fordere ich, wie deine verstorbene Mutter, einst da droben Rechenschaft über dieses heilig dir anvertraute Pfand. Lasse sie nicht in den Strudel der verderblichen Welt. In der Einfachheit ländlicher Zurückgezogenheit, die ich euch anweise, bewahre sie ihre Tugend. Das Gütchen, das unsere letzte Habe ist, reicht, wenn du arbeitsam bist, zum dürftigen Unterhalt hin. Veräußere es nie; denn es gehört nicht dein, sondern deiner Schwester zum Brautschatz,“ — seufzte er tief auf; — „damit sie einst einen Mann finden möge. — Dir,“ erhob er mit dem alten Stolz vergangener Zeit seine Stimme, — „dir hinterlasse ich den Namen der Montanini und meinen Degen.“ — Noch wollte er mit äußerster Anstrengung etwas sagen; — aus seinen Augenhöhlen schoß ein erlöschendes wildes Feuer hervor, die Braunen und die Haare sträubten sich, die Stirne war tief gefurcht; — aber die Worte, die vielleicht furchtbar gewesen wären, kamen nicht mehr über die erstarrten blauen Lippen.

Unauslöschlich blieb der Eindruck jener noch drohenden Leiche in des reifen Jünglings schon gestählter Brust, denn er kannte die Bedeutung; aber auf dem damals bethränten Gesichtchen Angelikas hatten Lilien und Rosen seitdem jede herbe Erinnerung weggeküßt.

2.

Angelika war einst nach dem hastigen Forteilen ihres stets schwermüthigen Bruders, wieder dem nicht zu fernen Kastanien-Wäldchen des Thales zugehüpft. Ich sage wieder; denn es geschah jetzt schon mehrmals, daß sie dort Beere pflücken wollte, und mit Blumen zurückkam, welche Mädchen zur Enträthslung verliebter Grillen brauchen, wenn keine Zigeunerinnen oder Kartenschlägerinnen vorhanden sind. Diese Blumen-Nothhelfer zerriß sie zwar immer schnell genug, ehe sie nach Hause kam und ihr Bruder selbe ansichtig werden konnte; warum? das wußte sie sich selbst nicht zu sagen, oder gestand es sich nicht; denn sie hatte ja sonst keine Geheimnisse vor ihrem Bruder, dem sie mit Leib und Seele zugethan war. Einmal hatte sie sogar diese Blumenlese ganz unterlassen und gleichsam mit dem Wäldchen geschmollt; aber jetzt ging's nicht mehr länger. Sie mußte wieder hinaus; doch ganz gewiß das letzte Mal, wenn gewisse Dinge nicht klarer würden.

Als sie eine Zeitlang nicht mit besonderer Aufmerksamkeit die Erdbeere und andere, die höchstens an nieder fortkriechenden Gesträuchen wachsen, auf den Bäumen und in der Luft gesucht hatte, vernahm sie plötzlich das Getrappe eines Reiters. Obwohl sie es schon öfters gehört, war sie doch wieder so erschrocken verlegen und über und über roth wie das erste Mal, und raffte nun alle Gras- und Moosarten in ihr Körbchen, die sie finden konnte. Aber bald wurde sie in ihrer botanischen Beschäftigung von einem freundlichen Gruße unterbrochen. Der Reiter hatte sein

prächtig gesatteltes Pferd, von dem er alsobald gestiegen war, an den Ast eines Baumes gebunden, und war höflich, doch augenscheinlich mit allen Kennzeichen eines Verliebten, an das Mädchen herangeschritten. Es war ein schöner junger Mann, der die von der Natur ihm schon zugetheilten Vorzüge noch durch einen stattlichen Anzug herauszuheben wußte. Ein schwarzes Baret mit wallender Straußfeder, die einem Diamantknopf entstieg, ein Sammetwams mit Goldspangen und alle übrigen zierlichen Kleidertheile gaben ihm das Aussehen eines großen Herrn. Davor erschrack nun Angelika eben nicht, vielmehr war ihr dieses tröstlich. Sie wußte wenigstens, daß sie nicht in schlechter Gesellschaft sei; denn so urtheilt die Jugend und Unerfahrenheit. Aber sie fühlte mit ihrem natürlichen Geist und Sinne, daß jedenfalls sein sittsames Benehmen verdiene, auf ihn keinen Verdacht zu werfen. Von der innern, noch immer unerklärten Stimme beruhigt, glaubte sie sich sogar zu dem Manne hingezogen. Bewahre, daß sie ihm dieses mehr merken ließ, als es in ihrer Macht war, zu verhüten; aber der schöne Fremde mußte es offenbar errathen, wenn er sie nur in ihrer ganz verlegenen Stellung mit den absichtlich abgewendeten Augen sah. Er war aber so fein, sich von allem dem nicht das Geringste merken zu lassen oder wenigstens den Schein anzunehmen, selbst etwas blöde zu thun, damit sie sich vor ihm gar nicht schämen dürfte. „Ist es doch," redete er sie an, „als wenn irgend eine Fee mich immer diesem Wäldchen zulenkte, sobald ich voller Gedanken meinem Rosse die Zügel liegen lasse. Aber gewiß, die Fee muß von guter Art und meine beste Freundin seyn."

„Und wie könnt ihr das wissen?“ versetzte Angelika, als sey sie eine Antwort darauf schuldig.

„Weil ich stets diejenige finde, an die ich, seit ich sie zum erstenmal hier sah, immer denken muß.“

Angelika war darauf ganz mit Purpur übergossen, und hatte jetzt gewaltig viel mit den Kräutern zu schaffen; der junge Mann aber fuhr fort, als schwärmte er gleichsam in laut gewordenen Gedanken. „Wie beneide ich euch Blümchen! euch pflückt das niedlichste Händchen und steckt euch vor den Busen. Die rothe Erdbeere darf sich ihren Lippen nahen, die sie beschämen, und das Vierblatt des Klees, das seltene, nimmt euere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Aber, schönes Mädchen, du bist ja auch ganz in Gedanken verloren wie ich?“ —

„Ich?“ erwiederte Angelika — „ich denke an die Bedeutung des Vierblatts. Es soll, sagt man, selten gefunden werden, aber dann Glück bringen.“ —

„Ganz recht,“ gab der junge Mann feurig zurück, „es deutet auf unser öfteres Wiedersehen, welches mich so glücklich macht, daß ich wünsche, du möchtest mein Glück mit mir theilen.“ — „Als ich ruhig war,“ seufzte Angelika, — „war ich glücklich!“ „Und bist du es nicht mehr?“ fiel der junge Mann mit wonnigem Gefühl der Liebe ein. „Mädchen! dieses Wort enthält eine Seligkeit für mich, von der du keine Ahnung hast. Laß auch mich einen einzigen Blick in dein so verschlossenes Herz werfen, da ich dir das meine so aufrichtig geöffnet habe; laß mich, der dich über alle Maßen liebt, endlich wissen, daß auch du mir etwas gut bist.“

Bei diesen Worten fiel ein sanfter Blick Angelikas

auf den jungen Mann, beredter als alle Antwort; aber sie selbst blieb stumm und sinnend, trotz dem leidenschaftlichen Dringen des jungen Mannes in sie.

„Wißt ihr doch," antwortete sie schüchtern, „daß ein armes Land-Mädchen, wie ich bin, nie Anspruch machen dürfte, auf ein Glück, das ihr zu vergeben hättet." „Auf alles, Mädchen," fiel jener feurig ein, „hast du Anspruch, wenn sich auch die Natur gefallen hätte, dir die niedrigste Geburt in der elendesten Hütte zugetheilt zu haben. Die Perle bleibt überall Perle. Aber trotz dieser dürftigen Kleidung, welche von der Ungerechtigkeit deines Schicksals zeugt, trotz allem Anschein, daß das Glück deine Verdienste nicht belohnt, drängt es mich, zu glauben, daß du mehr als ein Landmädchen bist. Diese edle Stirne trägt ein unverkennbares Gepräge, dein Aug', deine Stimme, dein ganzes Wesen gehört nicht den Geistes- und Seelenbeschränkten Bewohnern dieses Thales an. Wer bist du, wundervolles Mädchen, nenne mir deinen Namen?"

Erschrocken erbleichte jetzt Angelika, sie schien plötzlich wie aus einem süßen Traume gewaltsam geweckt; und mit schmerzlich beklemmter Brust zitterte sie hervor: „meinen Namen darf ich nicht nennen." „Wie!" rief der junge Mann erstaunt, „du dürftest nicht? unmöglich! ein Name, den du trägst, kann nicht gebrandmarkt, nicht der Vergessenheit verfallen seyn. Nimmer! du weichest mir vergebens aus. Ich beschwöre dich, liebes geliebtes Mädchen! mir dich zu entdecken, denn ich scheine an der Schwelle eines Geheimnisses zu stehen, das wie ein drückender Alp auf deinem ganzen Daseyn liegt. Bei Gott! mit allem, was ich vermag, will ich ihn wegbannen, und nimm

meinen Eid, daß nichts meine Liebe zu dir mindert, was du mir auch entdecken magst.«

„Mein Gott! heilige Jungfrau!« betete Angelika, „du wirst es mir verzeihen, wenn ich das streng gebotene Schweigen breche, um die Würde unsers Namens zu schützen, und keinen Flecken eines Verdachtes auf ihn kommen zu lassen. — Ich bin,« wendete sie sich mit edlem Anstand gegen den jungen Mann — „nicht, was ich bisher geschienen; aber eine Unglückliche aus dem Hause Montanini, das ihr vielleicht kennt.« — Fieberhaft durchzuckte es den blaß gewordenen jungen Mann. Die Geläufigkeit seiner Zunge stockte plötzlich, als hätte ihn der Schlag berührt, das leuchtende Auge der Beseligung war halb erloschen; er suchte vergebens einige Fassung zu behalten, und mit einem zerschneidenden Tone brach er endlich hervor: „Sonderbar spielt das Schicksal mit dem Menschen!« —

Aber in diesem Augenblicke entsteht im Gebüsche ein Geräusch. Angelika, schon bestürzt durch dieses so seltsame Benehmen des Fremden, das sie sich nicht zu erklären weiß, voll Angst, vielleicht durch diese unbesonnene Entdeckung ihrem Bruder geschadet zu haben, geräth jetzt in völligen Schrecken, als sie die Schritte desselben zu vernehmen glaubte.

„Entfernt euch! ich bitte euch, entfernt euch!« flehte sie fast ängstlich; „mein Bruder kommt. Streng auf Ehre und Sitte haltend, darf er mich mit keinem fremden Manne treffen.«

„Euer Bruder?« rief der junge Mann nicht ohne Erschütterung, doch mit wieder gewonnener Fassung; — „dann bin ich es euerer Ehre schuldig, zu bleiben, und

ich will, was auch immer geschehen mag, bleiben. Vielleicht ist noch ein Ausweg übrig.“ Aber kaum hatte er dieses gesprochen, so tritt schon der zornglühende Montanini zwischen ihn und Angelika.

3.

„Zurück, Schlange!“ fuhr er den jungen Mann an, diese wird dein Opfer nicht, so lange ich athme. Eher würde ich, wie jener Römer, der sein Vaterland an Tyrannen rächte, den eigenen Stahl in ihre Brust stoßen. Habt ihr noch nicht geraubt und gemordet genug in meinem Hause? genügen euch nicht die Ruinen der Paläste und Burgen, die ihr geschleift; sättigte euere Tigerwuth nicht das Todesgeröchel der Erschlagenen? wollt ihr den geschändeten Stamm in seiner Wurzel verderben, und schützt kein Himmelsstrich mehr vor euern Mordstreichen! Ha! erkenne mich aus diesen Worten, die wie glühendes Blei deine Glieder verzehren sollen. — Ich bin der letzte Montanini, der Bluträcher meiner Familie!“ — „Bethörtes Mädchen!“ wendete er sich zu seiner zitternden Schwester, — „da steht der letzte Verderber unseres Hauses, der Sprosse des Mörders meines Ahnherrn, der verruchte aus dem Hause Salimbeni! — „Wüthender!“ fiel ihm jetzt Salimbeni in die flammende Rede, „auf Schimpfworte dieser Art, der Raserei eines Wahnsinnigen würdiger, als eines Abkömmlings einer einst geachteten Familie, verschmähe ich zu antworten. Aber mein ritterliches Gefühl erlaubt nicht, daß du von diesem Zusammentreffen mit deiner tugendhaften Schwester Ungleiches denken mögest. Wisse denn; sie kannte

mich, ich sie nicht; ich aber erkannte in ihr das liebenswürdigste Geschöpf der Erde, dir so ungleich als die Nacht dem Tag. Warum sollte ich läugnen, daß ich, um sie zu sehen, mich gerne in diese Gegend verirrte? Ich habe es ihr selbst gestanden, mit der Freimüthigkeit eines Mannes, der Niemand für sein Thun und Lassen Rechenschaft zu geben hat; konnte ich wissen, daß sie deine Schwester ist? Hätte ich es gewußt, vielleicht hätte ich selbst sie, so sehr sie Engel ist, geflohen; denn die finstern Erinnerungen an dein Haus, das stets todtfeindlich dem meinigen gegenüberstand, schrecken mich wie die Furien der Hölle zurück. Aber so sah ich nur das herrliche unschuldige Mädchen, die seltene Blume dieses Thales, und liebte sie. Durch Salimbeni's Liebe, dem Mächtigsten, der in Sienna's Mauern lebt, kann wohl kein Montanni beleidigt seyn. Darum lasse deinen giftigen Argwohn fahren und höre mich ruhig an.«

„Ich habe mit dir nichts zu schaffen,« grollte Montanini, „zwischen uns kann nur ein Gefühl geweckt werden, — die Rache!« —

„Sei es darum!« versetzte kalt Salimbeni, „wenn diese Furie noch mehrere der Opfer verlangt; doch vorerst ein Wort; Waffen bleiben uns dann immer.

„So mache es kurz, denn länger halte ich mich nicht mehr zurück, und welches Wort du bringst, es frommt zu nichts.«

„Engel des Himmels!« sprach Salimbeni zu Angelika gewendet, „trete du versöhnend zwischen den ergrimmten Bruder und mich, dessen gerechter Zorn vor deiner Sanftmuth schmilzt. Denke dich einige Augenblicke zurück, ehe diese gräßliche Enthüllung

unseres Familienhasses das Rosenlicht deines reinen Lebens störte. Deiner schönen Seele sind Haß und Rache fremd; so mögen sie auch durch die Allgewalt deiner Unschuld besiegt werden. Feierlich erkläre ich vor Gott, der uns hört, daß ich dich liebe; gebe nun du zu erkennen, daß du diese Liebe nicht verschmähst, — und als meine Gemahlin führe ich dich nach Sienna. Durch diesen Bund auf ewig getilgt sei der alte Familien=Groll!« — Angelika wirft einen thränenvollen, flehenden Blick auf ihren in dumpfen Starrsinn versunkenen Bruder, und auf ihre sonst stets über ihn ausgeübte Gewalt bauend, will sie mit zärtlich gewährenden Augen sich stumm in Salimbeni's gegen sie ausgestreckte Arme werfen und so die Weihe der Versöhnung feiern; — aber Montanini, ihr Bruder, stellt sich grimmiger als zuvor dazwischen und drängt sie fast unsanft zurück.

„Nein! so ist es nicht gemeint!« rasete er auf, — „bist du eine Montanini? Und du, Glattzüngiger! glaubst du, du hättest mit mir nicht mehr als mit einer unerfahrnen Bethörten zu thun? Ich habe deinen Tollsinn mit Mühe angehört, hinter den sich deine Furcht vor dem Tode, den du schon witterst, steckt; — jetzt höre meine Worte: du mußt sterben!« —

„Die Waffen würden nur entscheiden,« antwortete jetzt aufgebracht und stolz Salimbeni, „wenn ich mich entschließen könnte, sie gegen einen landflüchtigen Verbannten zu führen, der, den Gerichten verfallen, nur der Vergessenheit sein Daseyn dankt.« —

„Ha!« wüthete Montanini, „jetzt sprichst du deine Sprache; aber ich ersticke sie in deinem Blute. Bereite dich, zu sterben; — ich bin zu sehr Christ, um dich

Sünden beladen aus der Welt zu schicken; darum Salimbeni bestelle deine Seele!« — »Allmächtiger Gott!« rang Angelika die Hände, »Bruder du wirst doch nicht?« —

»Ich werde!« schäumte Montanini und zog rasch die über die Schulter gehängte Armbrust herab. —

»Bin ich in eines Mörders Hände gefallen?« rief Salimbeni, bestürzt ohne Waffen zu seyn. »Ich hoffe du wirst wenigstens das Gesetz der Ehre kennen?«

»Ich würde es, wenn ich dir traute,« höhnte Montanini; »doch hast du dich schon zu viel blos gegeben, einem Landläufer, einem Geächteten nicht zu stehen. Die Blutrache ist kein Zweikampf; der ihr einmal Verfallene muß den Tod jeden Augenblick gewärtigen. Ich räche Mord durch Mord. Sieh wie die Rachegeister dich selbst deinem Verhängnisse überlieferten. In diesem Walde ermorderte dein Ahnherr vor 60 Jahren den meinigen, und sein blutiges Bild zürnt dem zu lange zaudernden Enkel.«

»Jetzt vollziehe ich sie diese heilige Pflicht der Blutrache!« mit diesen Worten legte er rasch einen Bolzen auf die schon gespannte Armbrust und will ihn auf Salimbeni losdrücken, aber Angelike fällt ihm mit einem lauten Schrei in die Arme, und sinkt ohnmächtig nieder. Salimbeni gewinnt dadurch sein Roß, schwingt sich hinauf, und mit dem Zornesruf: »Montanini dieser Stunde sollst du gedenken! verschwindet er in dem Revier des Waldes.« —

4.

Seit jener schauerlichen Scene, wobei Montanini der gleichsam geächtete zum äußersten Ruin herabge-

stürzte, einen Mordangriff auf das Leben des mächtigsten Großen in Sienna gewagt hatte, war es in der kleinen ärmlichen Villa noch stiller und trauriger geworden. Mit Mühe hatte damals Montanini seine ohnmächtig gewordene Schwester wieder zu sich gebracht, und in seinen Armen nach Hause getragen. Aber sie hatte kaum die Augen geöffnet, als sie unter Jammer und Thränen ihn beständig fragte: ob er die schreckliche That nicht dennoch begangen. Alle seine Zusagen fruchteten nichts, und obwohl er ihren Zustand schonend, seinen innersten Vorsatz, den er keineswegs aufgegeben, die Blutrache bei einer bessern Gelegenheit zu vollziehen, tief in seiner Brust verschlossen, so gelang es ihm doch nur halb, sie durch sanfte Worte zu begütigen. Montanini's brüderliche Zärtlichkeit gab seiner Unerschütterlichkeit in dem was er für eine Familienpflicht hielt, nichts nach. Da war er wieder ein ganz anderer Mensch, den die Aufmerksamkeit und Sorge für seine Schwester allein zu beschäftigen schien. Allein die heftige Seelen-Erschütterung hatte Angelika zu sehr angegriffen. Ein hitziges Fieber hauchte die Frische ihrer lieblichen Züge weg, die Lilien und Rosen ihrer Wangen erbleichten und unter krampfhaften Leiden fantasirte sie Tag und Nacht und machte ihre Umgebung für ihr Leben zittern.

Schon hatte ein herbeigerufener Arzt sie aufgegeben; — schon bereitete ihre alte Amme, die treu in jedem Schicksal der Familie gefolgt war und bei ihr aushielt, unter Schluchzen und Beten, das Todtenkleid, das Angelika ihrem Stande gemäß schmücken sollte; nur der Bruder verzweifelte nicht an ihrem Aufkommen. Rastlos war er um sie bemüht um ihr

alle Pflege, alle Erleichterung zu verschaffen; die kostspieligsten Arzeneien hatte er angewendet und ihre Krankenkammer mußte mit allen sonst im gesunden Zustande stets entbehrten Bequemlichkeiten versehen seyn. Niemand wußte wie es dem herabgekommenen Montanini nur möglich sei, solchen Aufwand zu machen. Die Nachbarschaft die sich stets um Alles bekümmert, nur nicht um die christliche Hülfe, welche sie leisten sollte, meinte Montanini müsse offenbar einen Schatz gefunden haben, oder die Sache sonst nicht mit rechten Dingen zugehen. Selbst die Amme und der einzige übrig gebliebene treue Diener schüttelten bedenklich die Köpfe; besonders wenn sie Montanini am Krankenbette bei seiner manchmal schlummernden Schwester sahen. Da ließ er dann tief sein Haupt auf den Arm und die von ihm gestützte Stirne fallen, verworrene Blicke wechselten mit verzweiflungsvollen, und schwer fielen Thränentropfen aus dem sonst trockenen männlichen Auge; — aber alle diese Merkmale tiefer Beklemmung waren verschwunden, so bald die Schwester nur die leiseste Bewegung machte.

So viel brüderliche Sorgfalt hatte endlich gesiegt! Angelikas Krankheit war gewichen; aber die schöne Jugendblüthe bedeutend abgestreift und ihr munterer Sinn in eine schwermüthige Melancholie untergegangen.

Alles kam nun wieder in die alte Gleichförmigkeit des zurückgezogensten Lebens; aber es war das Wiederaufziehen einer stille gestandenen Wanduhr, die seelenlos ihre bestimmten Bewegungen und Tackte macht. Der Vorfall im Walde wurde von keinem der Geschwi-

ster im geringsten mehr berührt; denn eines sah dem andern an, daß es nur mit Aufreißung blutiger Wunden und dem Erwecken des alten Schmerzes und Hasses geschehen könnte. Aber selbst diese traurige Lebens-Einförmigkeit sollte durch einen finstern Wechsel des Schicksals unterbrochen werden. Schon länger waren mehrere Leute zu Montanini gekommen, die sich öftere Gänge nicht hatten reuen lassen, ihn endlich einmal zu treffen, da er häufig außer Hause war, ja oft spät bis in die Nacht ausblieb, so daß seine Schwester ihn mit Angst zurück erwartete. Es hatte dann bei solchen Besuchen oft heftigen Wortwechsel und Gepolter gegeben, und bei ihrem Fortgehen sich laute Drohungen vernehmen lassen. Da aber alles außer Angelikas Kammer wo sie mit ihrer Magd spann vorging, so konnte man um so weniger klar werden, als Montanini Sorge trug, daß sich dann Niemand aus seinem Hause in die Nähe wagte. Zwar wollte die Schwester mehrere Male den Bruder darüber ausforschen, bekam aber entweder gar keine Antwort, oder statt derselben Ausflüchte in einem Tone der ziemlich bestimmt zu erkennen gab, daß sie sich in seine Geschäfte nicht mischen sollte.

Eines Tages jedoch als sie eben ihren Imbis miteinander einnahmen, bemerkte Angelika, daß ihr Bruder tiefsinniger als je sei und kaum etwas weniges verzehre. Sobald nun die Amme, die als altes Familienstück und nach den Sitten jener Zeit mit am Tische seyn durfte, abgehoben hatte; — so fiel Angelika ihrem Bruder weinend um den Hals, und beschwor ihn, ihr zu entdecken, was ihn so niederschlage, wie sie schon seit einiger Zeit bemerke; ja es müsse

eine schwere Bedrängniß seyn, da er sogar heute so viel wie nichts gegessen habe.

„Könnte ich ganz ohne Nahrung leben!“ entfuhr jetzt dem Bruder mit einem tiefen Seufzer, „damit nur du nicht Mangel leiden müßtest.“ Als ihm die Schwester darauf mit Verwunderung zu verstehen gab, daß sie ja gewiß nie mehr begehrt habe, als was das Nöthigste sei, daß sie die Genüsse der Welt wohl entbehren und sich mit dem wenigen was sie doch hätten, begnügen könnte, da drückte er krampfhaft das lieblich dargereichte Händchen und sah Angelika stumm aber wie prüfend in die feuchten Augen.

„Was willst du damit, Bruder?“ sprach jene ängstlich.

„Ich will dich prüfen, ob du im Stande seyn wirst, das anzuhören, was ich dir nicht mehr vorenthalten kann.“

„Nur eines nicht!“ bebte sie auf, „was es sonst ist will ich ertragen.“

„Fürchte nichts von dem was du dir denkst,“ versetzte ihr Bruder, „das was ich dir nun mittheilen muß, ist schon grausam genug.“

Angelika erschrack; aber gewohnt ihren eigenen Schmerz zu unterdrücken, um den des Bruders der so sichtbar auf seinem Gesichte stand. nicht zu vergrößern, suchte sie unter Liebkosung das Geständniß ihm zu erleichtern. Schon will über seine Lippen die zentnerschwere Last die ihm das Herz abzudrücken scheint, als an der Hausthüre geklopft wird.

Montanini hatte das wenige Gesind geflissentlich fortgeschickt, und mußte nun selbst nachsehen, wer zu so ungelegener Zeit sie störte. Aber kaum hat er

den Laden geöffnet als er eine Gestalt gewahrt, die ihm alles Blut aus den Wangen treibt. „Mit Gunst ein wenig aufgemacht Don Ignatio!“ ruft eine Stimme, „der Morgenthau will meinen Podagrafüßen durchaus nicht behagen.“ Aber Montanini hätte ganz gewiß nicht aufgemacht, wenn das Ohr dem Auge vorgekommen wäre. Indeß nun war es leider unvermeidlich, und er mußte sich auf eine Scene gefaßt machen die er wenigstens seiner Schwester ersparen wollte. Er bat sie daher, jetzt in ihr Cabinet zu gehen; weil Jemand mit ihm nothwendig zu sprechen habe.

„Von dem andern dann, Angelika,“ setzte er bei, „wenn wir wieder allein sind. Stähle dich zu einem Vorsatz, der rasch gefaßt werden muß, um uns zu retten. —

5.

Bald trippelte eine dicke abgerundete Figur, bei der ein nach damaliger Sitte hochgepolsterter Gänse-Bauch offenbar das Uebergewicht hatte, zur geöffneten Thüre herein. Das Mondscheingesicht war von einer stattlichen Perücke eingefaßt, die sich über den Rücken hinab unter lauter Flachslocken in drei Zöpfen endigte. Ein weiter faltenreicher Halskragen schloß sich an das rothsammetene Wamms, das mit Goldknöpfen bis zu den Knien hinablief. Ein kurzer Kragenmantel diente als Hinterwand für die langen unbeholfenen Arme, wie eine Pluderhose als höchst nöthige Umhüllung der sichelartigen kurzen Füße. Dafür blitzten aber eitel gute Steine an den Fingern der

Hand, womit er seinen Worten unter Gestikulationen aller Art wohlgefällig Nachdruck gab.

„Wie?“ sprach Montanini ihn hereinführend; „ihr gebt euch die Mühe?“ —

„Keine Mühe, Don Ignatio, ein Mann wie ich, weis was er euerm hochadelichen Geschlechte schnldig ist, wenn gleich Zeit und Umstände sich mächtig geändert haben und das Volksregiment, das mich zum Vorsteher der Künste und Handwerker erwählt hat“ —

„Wer kennt nicht euern Einfluß, Messer Pangratio,“ unterbrach Montanini den eitlen aufgeblasenen Bürger, — „er kann sich nur mit eurem Reichthum messen.“

„Reichthum?“ wiederholte der Geschmeichelte, „nun ja; aber wer braucht heut zu Tage nicht sein Geld und wer kann sagen, er habe genug, besonders wenn so viele Ansprüche auf einen Säckel gemacht werden, als auf den meinigen.“ Er schielte dabei beobachtend auf Montanini der verlegen die Augen zur Erde senkte. „Ja,“ fuhr der Dicke fort, unter beständigen Schütteln seiner Perücke, indem er sich auf sein spanisches mit goldenem Knopf beschlagenes Rohr stützte, und eine etwas herausfordernde Positur annahm, — „ja mein heutiges Erscheinen steht damit in engster Verbindung und ist blos eine Folge eures langen Ausbleibens.“

Montanini wollte sich jetzt in Entschuldigungen ergießen; — aber nun unterbach ihn Messer Pangratio seinerseits.

„Don Ignatio habt ihr euch besonnen und reiflich meine Worte erwogen? wollt ihr oder wollt ihr nicht? der Termin ist zu Ende.“

„Von euch Messer Pangratio hätte ich es nimmer gedacht,“ versetzte Montanini, „daß ihr mich noch ärger drängen würdet als meine hartherzigen Gläubiger, die mir Tag und Nacht um elender Schulden wegen gleich Vampiren das Blut aussaugen. Seid ihr doch ein alter Freund meines Vaters gewesen und habt bei Gott! so lange er in Ansehen und Wohlstand war, euern Schaden nicht gehabt.“ „Nein gewiß nicht,“ gab der alte Wucherer auferbaulich gegen Himmel sehend zurück. „Euer hochansehnlicher hochgeborner Herr Vater Don Jiuseppe Montanini höchstseligen Andenkens war ein Ehrenmann, den ich mit den Fingern aus dem Grabe herausscharren möchte, so ergeben bin ich ihm gewesen. Aber was hat das alles mit unserm Geschäfte zu schaffen Don Ignatio?“

„Ich meine,“ erwiederte lebhaft Montanini, „solche Erinnerungen sollten euch bewegen, mir noch Nachsicht mit der mir jetzt unmöglichen Bezahlung zu schenken.“

„Und habe ich denn baare Bezahlung gefordert Don Ignatio, obwohl ich euch stets blankes Gold und Silber aufgezählt habe? Ist etwa das Sümmchen nicht schon so angeschwollen mit Rabat, Zinsen, Provision und Zinsen von Zinsen, die ich, als ein christlicher Wechselherr, so gut als jeder anderer von euch fordern kann, daß ich eben so die Unmöglichkeit bezahlt zu werden, wie ihr, einsehe, zumal ich hier noch ein artiges Paquet von neuen Schuldscheinen, die ihr bei Gelegenheit der Krankheit eurer Schwester geschrieben“ — „Stille! stille! Messer Pangratio!“ — unterbrach ihn Montanini. „Wo ihr euch mit Ehre, Seele und Leib,“ erhob der Wucherer die Stimme, — „stärker verbürgt habt,“ — „wenn ich euch nur die-

fesmal helfe.“ — „Schont doch!“ fiel Montanini ein — „meine Schwester ist“ —

„Nur durch mein Geld gesund geworden, durch mein Geld habt ihr bisher fort haushalten können, und nun ist es Zeit, daß ich ein festes Pfand dafür erhalte, das heißt, daß ihr mir endlich eure Villa käuflich überläßt, die mir gerade recht gelegen und das einzige Grundstück ist, was mir von eures seligen Vaters Besitzungen noch fehlt.“

„Und gerade diese Villa, das einzige Familiengrundstück das wir noch haben, kann ich euch nicht überlassen,“ sprach entrüstet Montanini. „Wißt, es ist das Erbtheil meiner Schwester, und eher lasse ich mich in Stücken zerreißen, als ich es in fremde Hände gebe.“ „Gut!“ schrie der erhitzte Geldmäkler und Vorsteher der Handwerker und Künste, — „gut, dann werdet ihr euch wohl bequemen müssen noch heute in den Schuldthurm zu wandern.“

Bei diesem Ausruf öffnete sich das Cabinet und Angelika stürzte weinend heraus. „Mein Bruder! mein geliebter Bruder in den Schuldthurm? um meinetwillen um der zärtlichen Pflege wegen, die er mir zukommen ließ? nein! nein! Verzeihe mir Bruder! ich habe alles gehört, und kann mein Gefühl nicht mehr zurückhalten. Gieb die Villa, die mein Erbtheil seyn soll hin, und bleibe du mir nur, so habe ich alles was ich wünsche.“

Zärtlich schloß sie jetzt der Bruder in seine Arme; aber mit ernsten Worten sprach er zu ihr: „Angelika deine Liebe erfreut — und schmerzt mich zugleich. Weißt du nicht wie heilig, wie unverletzbar mir das Vermächtniß unsers Vaters ist. Nichts in der Welt

macht es mich brechen. Wenn ich in den Schuldthurm gehe; so können sie dir nichts anhaben und du bleibst im Besitz der Villa; denn ich allein habe die Zahlung verbürgt, — wenn deine Schwesterliebe sich zu einem Opfer versteht.“ „Zu jedem wenn ich dich retten kann!“ rief Angelika in schöner Aufwallung. „Wohlan! Angelika dann sind wir gerettet.“ „Messer Pangratio,“ wendete er sich zu dem Wucherer, „mit euerm Schuldthurm müßt ihr noch zuwarten, bis die zweimal sieben Tage vorüber sind, die das Gesetz den adelichen Schuldnern gewährt; dann aber werde ich euch mit Rabat, Provision, Zinsen und Zinsen von Zinsen, die ihr allerchristlichst mir anrechnet, bezahlen können.“ Wie eine Schnecke, die zuerst mit ausgestreckten Fühlhörnern lang gestreckt hinzog, so bald sie auf einen harten Gegenstand stößt, zusammenschrumpft, zum Knollen wird und rückwärts in ihr Haus sich einwindet; so verlor sich jetzt die dicke Perückengestalt unter undeutlichem Gemurmel und linkischen Bücklingen zur Thür hinaus.

6.

In einem Marmor-Palazzo mit herrlichen Säulenwerk, Korridoren und Prachtgelassen, lebte zu Sienna die schöne Wittwe eines römischen Principe, Dona Xaveria Moraldi. Ihr huldigte weit und breit die italienische Ritterschaft und buhlte um einen Blick oder ein gnädiges Lächeln, das sich jeder ihrer Anbeter zu seinen Gunsten oder nach seinen schwärmerischen Liebeshoffnungen auslegte. Sie aber fand vorzüglich Gefallen daran mit diesen verliebten Schächern zu

spielen und sie im Garne ihres Netzes, worin sie sich gefangen hatten, nach ihren verschiedenen Ansichten zu benützen. Nur auf einen hatte sie es ernster angelegt, weil es ihr mehr der Mühe werth schien den kostbaren Vogel zu fangen. Dieser eine war Salimbeni, die Krone der Ritterschaft und der Mächtigste durch seinen Einfluß auf die stolze regierende Signoria von Sienna. Er allein war von ihr mit einer zarten Schonung behandelt worden, die verbunden mit den siegreichen Reizen ihrer Schönheit ihr Ziel nicht verfehlen konnte. Salimbeni, der schönen Damen nicht lange wiederstand, lag bald so gut in ihren Fesseln, daß man ihn in ganz Sienna schon als den Beglückten ansah, der die schöne Moraldi heimführen würde, und auch diese bereits ihres Triumphes gewiß den sich auferlegten Zwang nicht mehr einzuhalten für nothwendig fand; sondern ihm die herrschende Siegerin fühlen ließ. Aber wie bereute sie diese unvorsichtige viel zu frühe Enthüllung. Seit einiger Zeit war Salimbeni nicht mehr in ihrem Palazzo erschienen, um ihren Banketten den Hauptglanz zu geben. Entschuldigungen mit Staatsgeschäften waren offenbar nur schlecht verhüllte Vorwände seines Ausbleibens, und endlich hatten die geheimen Botschafter der Principessa gar ausgekundschaftet, daß Salimbeni häufig abwesend sei; jedoch weder auf Jagden, da er gewöhnlich zierlich gekleidet fortreite, noch auf Reisen, da er nach einigen Stunden stets wieder zurückkomme. Jetzt war Oel in das Feuer ihrer Leidenschaft gegossen, das mehr aus beleidigter Eitelkeit und kochender Racheglut als aus Eifersucht, obwohl sie bei dem schönen jungen Mann dennoch in's Spiel kommen

mochte, aufloderte. Sie wüthete und tobte durch ihre Prunkgemächer.

Ihre Dienerschaft, schon an sich stolz und herrisch behandelt, konnte jetzt keinen ihrer in jedem Augenblick wieder abgeänderten Befehle recht vollziehen. Nur die Kammerzofe und der Leib-Mohr, die ihr besonderes Zutrauen durch die größte Sklaven-Unterwürfigkeit, die sich zu allem gebrauchen läßt, erworben hatten, konnten noch mit ihr auskommen; weil sie ihren Launen schmeichelten. Eben hatte ihr der Leibmohr, der wie ein Spührhund von ihr nach allen Richtungen, die Salimbeni aus der Stadt vornehmen könnte, ausgeschickt war, die wichtigsten Eröffnungen hinterbracht, die sie mit glühenden Augen und verbissenen Lippen anhörte. Er war Salimbeni, der mit seinen Dienern wieder ausgeritten, von Entfernung zu Entfernung gefolgt, bis zu einem Kastanienwald. Dort hätten die Diener zurückbleiben müssen; er aber sei Salimbeni nachgeschlichen, und um sich ja nicht zu verrathen durch das hohe Gras am Boden fortgekrochen, bis er an eine Stelle gekommen wo er vom Buschwerke getrennt, Salimbeni vom Pferde gestiegen mit einem schönen Mädchen gesehen.

„Schön?“ braußte Dona Xaveria auf! „nach deinem Geschmack wohl und wie Landdirnen seyn können!“

„O,“ sprach der erschrockene Mohr, „nicht so schön als Principessa meine Herrin, denn wer kann sich ihr vergleichen; — aber —“

„Nun aber? heraus mit der Sprache!“ drängte schäumend Dona Xaveria.

„Aber,“ — fuhr der Mohr ängstlich, die Gunst

seiner Herrin nicht durch ein Wort zu viel zu verlieren, fort; „aber doch als wenn sie keine Landdirne wäre?“

„Keine?“ tobte die Principessa noch entflammter auf. Als aber der Mohr auf ihren hastigen Befehl nun erzählte: wie Salimbeni dem Mädchen, was er aus seinen Geberden schlau abgenommen, eine Liebes-Erklärung gemacht haben müsse, da wurde die ganze Eifersucht der italienischen Dame wach und tobte in furchtbare Verwünschungen und Donnerworte gegen den Verräther aus. Jetzt wollte sie jedes Wort, jeden Ausdruck, den er gebraucht, wissen; eine genauere Beschreibung des schon beschriebenen Mädchens haben; ihren Namen, ihren Stand kennen. — Aber auf alles wußte der unglückliche Leibmohr nichts mehr zu antworten; denn er hatte bei dem ersten Geräusch, welches der plötzliche Ueberfall des Bruders der Angelika machte, das Fersengeld genommen, und nicht eher mehr umgesehen, als bis er bei dem Stadtthor angelangt war. Nun hätte es ihm wahrscheinlich nach einem bereits schon nach seinem Kopf abgeflogenen Gefäße, das die äußerst gereizte Herrin eben in der Hand hatte, obwohl noch obendrein seinen einträglichen Dienst gekostet, wenn nicht in diesem Augenblick die Kammerzofe zur rechten Zeit erschienen, und den Urheber alles ihres Zornes und ihrer Raserei, Don Salimbeni, mit einer triumphirenden Geschäftigkeit angemeldet hätte.

„Wie, Salimbeni?“ rief die Principessa in einem Tone, in dem sie abwog, ob sie ihrer gereizter Stimmung nach, ihn nicht gleich fortschicken, — oder der Klugheit Gehör gebend, den reichen schönen Vogel nicht lieber in den Käfig wieder hereinlassen sollte.

„Ja Illustrissima!“ antwortete die Kammerzofe „und er hat das ganze Aussehen eines Reuigen, der zu eueren Füßen Vergebung zu erflehen sucht.“

„Schlimm genug für ihn,“ warf die Principessa hochmüthig hin; „doch laßt einmal sehen, was des Grafen plötzliche Erscheinung veranlaßt. Er mag indeß bei meinen Pagen harren, bis wir bereit sind ihn eintretten zu lassen.“ — „Sibilla!“ herrschte sie ihrer Kammerzofe zu: „schnell ordne mir diese Locken! die Schminke herbei! ich will den leichten Spitzenmantel um mein Morgenkleid werfen; er verdirbt am wenigsten den Umriß meines Körpers. Mein Diadem! die Perlenschnüre! Ringe! Ringe! — und du weißt wohl welche!“ So ging es in einem Athem fort, daß die Kammerzofe darüber den ihrigen verlieren wollte, bis die Principessa Dona Xaveria so stattlich angezogen und geputzt, als wolle sie allen Zauber zusammenraffen einen Liebes-Ueberläufer nieder zu donnern, — in malerischer Stellung auf dem Purpurkissen ihres vergoldeten Ruhe-Sophas saß.

Eine silberne Glocke ward von ihr bewegt, die sich anderen mittheilte bis in das Pagen-Vorgemach, wo in tiefen Gedanken Salimbeni auf und nieder schritt. Jetzt flogen vor ihm die Reihen der Thüren auf und bald stand der schöne junge Mann sich anmuthig verbeugend vor der Principessa, die mit erkünstelter Ruhe alle ihre Reize, wodurch sie Salimbeni früher besiegt hatte, versammelte.

„Wirklich, Graf Salimbeni!“ rief sie ganz erstaunt mit gezwungenem Lächeln aus; „es ist kein Traum ihr seid es selbst!“

„Ich fühle,“ versetzte Salimbeni etwas verlegen,

„den ganzen Sinn eueres Erstaunens schöne Principessa und auch wohl, daß ich es etwas verdient habe; — aber außerordentliche Umstände“ — „O! bemüht euch nicht Graf,“ fiel sie ihm laut lachend in die Rede, „mir Romanzen zu erzählen die mir schon meine Kammerzofe genug vorleiert, um meinen Schlaf zu befördern. Das Staatsschiff geht wie ein Boot so leicht durch die Geschäfts-Wellen, die euer Ruder schlägt; kein innerer und äußerer Feind bedroht die Signoria, die sich auf euere Klugheit und euern Arm verläßt; oder habt ihr vielleicht euern eigenen Kampf auszufechten?« — Diese etwas beißenden Worte verwirrten Salimbeni so augenblicklich, daß der sonst so gewandte Weltmann von hoher Röthe und dann plötzlicher Bläße übergossen ins Stocken gerieth, und nachdem er vergeblich seine Fassung suchte, kleinlaut herausfuhr: »Ihr wüßtet?« — „Alles, Graf,“ benützte die schnell ihren Vortheil ersehende Dame den entlockten Selbstverrath Salimbenis — „und so viel, daß mehr zu wissen kaum mehr nöthig ist. Salimbeni!“ fuhr sie sirenenartig fort, „war es nicht genug, daß ich euch meine Ruhe und Unbefangenheit, die ich vor der Welt kühn zeigen konnte, aufopferte, daß ich für euch den Schwarm meiner Anbeter zurücksetzte oder entließ, euern glühendsten Hoffnungen entgegen kam und euch liebte, daß selbst meine Hand euch zu beglücken bestimmt war; — ihr mußtet mich für alles dieses verrathen an eine Dirne —?“

„Dirne!“ fiel rasch Salimbeni mit verletztem Gefühl ein — „der Ausdruck ist hier nicht passend Principessa, ihr irrt, irrt sehr!“

„Doch nicht an der Hauptgeschichte?“ fuhr jene

bitter fort. „Wer ist denn diese Herzensbezwingerin im Kastanien Walde?“

„Verzeiht mir, schöne Principessa, wenn ich ihren Namen euch nicht entdecken kann. Bei Gott! ich gäbe viel darum, wenn ich ihn selbst nie vernommen hätte!“

„Vergebliche Ausflucht! ich werde ihn ohne euch erfahren und die Rache“ —

„Soll nur den Schuldigen treffen,“ versetzte mit finsterm Blick Salimbeni. „Besorgt nicht Donna, daß ich das Abentheuer, wenn es eines war, fortsetzen werde. Es sind Dinge vorgefallen, die weit entfernt zärtliche Spuren in meinem Herzen zurückzulassen, es mit Groll und Rache erfüllen, die mir zur Pflicht geworden sind.“ Glühend brannten bei diesen Worten die Augen Salimbenis, seine Faust lag krampfhaft geballt an seinem Schwerte, und eine tiefe Aufregung durchbebte sein ganzes Wesen.

„Wenn ihr Rache übt an ihr,“ sprach jetzt mit schneidender Kälte die Principessa, „so ist es mir gleichgültig, wie sie in euch geweckt wurde; — nur dann bin auch ich gerächt. Solltet ihr sie aber nicht an ihr nehmen, — so übernehme ich sie. Nur so ist eine Versöhnung zwischen uns denkbar. Lebt bis dahin wohl Graf Salimbeni.“ Mit diesen Worten stand die Principessa auf, gab dem Betroffenen die Hand zum Kusse, und entfernte sich in ihr Seitengemach.

7.

„Ich glaube Giuseppe, ihr habt den Verstand verloren!“ ereiferte sich an seinem Wechsler-Tische in

wohlgewölbter und vergitterter Handelskammer Messer Pangratio gegen seinen Schreiber, der hager wie ein eingesalzener Pickelhäring in demüthiger Stellung ihm seine Meldung hervorbrachte. „Einen Eisenbrief! Montanini, einen Eisenbrief! Nicht möglich! sage ich euch. Er kann sich in die Länge nicht fristen. Jeder Stein, jeder Grashalm seiner Villa gehört schon mein; oder kann mir nicht mehr entgehen. Ich klage bei der Volks-Partei, bei der ich, wie ihr wohl wißt, einen gewichtigen Stein im Brett habe, und die der noch immer zu hochfliegenden Adelspartei den Garaus machen wird. Wir haben das Geld, und die Herren sind zu Grunde gerichtet oder auf dem besten Wege es zu werden. Aber sie hängen noch zusammen mit den vermoderten Fäden ihrer Adelspergamente und Insiegeln!“

„Und doch, stimatissimo patrone!“ brachte der Scrivano submissest endlich vor, nachdem er schon ein halbes Dutzend Mal diese Titulatur vergebens wiederholt hatte; — „und doch muß ich mit Gunst solches vermelden, wie es mir aufgetragen worden von Sr. Weisheit und Munifizenz dem Stadtprokurator.“ —

„Daß ihn die!“ — verbiß Messer Pangratio die Verwünschung. „Habt ihr ihm denn nicht gesagt, daß ich euch sende. Ich, der wohlansehnliche Vorsteher der Handwerker und Künste, den man nicht vor den Kopf stoßen muß; weil man nicht weiß, wie man ihn bei der sehr mächtigen Volkspartei braucht?“ —

„Allerdings, stimatissimo patrone! aber Se. Weisheit hat mir ein großes Buch aufgeschlagen, worin die Priviligien des Adels in großen Buchstaben standen.“ —

„Privilegien,“ brummte Messer Pangratio nach.

„Ja, es geschieht der Volkspartei ganz recht, warum hat man sie nicht damals zu Asche verbrannt, als die Reihe an uns sogenannte Plebejer kam. O die Plebejer werden euch doch noch heiß machen, falls ein anderer Podesta von Sienna wird!“ Hier hob sich Messer Pangratio's Kahlkopf noch einmal so hoch in die Höhe; aber sogleich ließ er ihn wieder in sein Gleis zurückfallen, um seine innersten Entwürfe nicht vor der Zeit bloszugeben.

„Nun,“ sprach er gemäßigter und mit einer wohl zu verstehenden Geberde fort, „habt ihr denn nichts von meinem vielen Gold mit dem Stadt-Prokurator gesprochen?“ —

„Gesprochen wohl; stimatissimo patrone! und hinlänglich,“ versetzte eben so bedeutungsvoll der submisseste Scrivano; — „aber da Ihr mir das edle Metall nicht selbst mitgegeben, so —“

„Ha!“ fiel Messer Pangratio ein, „das ist es nur! aber wenn ich den Zechino mit einem Zechino kaufen wollte, so müßte ich einem Narren gleich sehen. Man kann versprechen, kirremachen, allenfalls sich die ernstliche Miene geben, bis eine Sache durchgedrungen hat; aber mehr kann ein verständiger Wechsler nicht eingehen; es würde ihm dann so viel in Aussicht gestellt, daß er ein solches Geschäft wohl auf Risiko übernehmen mag.“

„Aber, stimatissimo patrone wolle mir mit Gunst gewähren, alles übrige noch zu vermelden, was ich sodann durch meinen strengsten Diensteifer selbst in Erfahrung gebracht.“ —

„Was? ihr hättet noch etwas in Erfahrung gebracht?“ —

„Und vielleicht etwas sehr wichtiges," zuckte der Scrivano beide Achseln bis zu den Ohren hinauf. „Als ich mich gestern in der Dämmerung um Montanini's Villa schlich, bemerkte ich, daß man Reise-Anstalten mache, und beim offenen Thore, gerade wo ich stand, war ein Maulesel." —

„Ein Maulesel? ihr wohl," brummte den Scrivano Messer Pangratio verhöhnend an. —

„Nein, stimatissimo patrone! ein vierfüßiger wohlgezäumter und mit Mantelsack bepackter war dort angebunden. Es ist kein Zweifel, Signor Montanini will entfliehen, oder vielmehr zu sagen, ist schon jetzt entflohen." —

„Und das sagt ihr mir jetzt?" polterte der aufgebrachte Messer Pangratio heraus. „O, daß ich auch ein solches Vieh, wie euch, auf Kundschaft sandte! — Ich bin verrathen, verkauft! er geht über die Gränze in die weite Welt und ich habe das leere Nachsehen! So mißbraucht diese Adelspartei, die tief verschuldete, bettelmäßige, kaum noch geduldete, unsere Großmuth und Volks-Protektion! Wann wird endlich der Tag kommen, wo man sie ganz unter den Fuß bringen wird! Doch sei es, wie es sei, die Villa muß mein werden, und sollte ich Himmel und Erde in Bewegung setzen müssen." So tobte der ganz außer aller Fassung gebrachte Vorsteher der Handwerke und Künste in der erlauchten Republik von Sienna, die Stube auf und ab, daß der submisseste Scrivano nicht mehr wußte, in welche Ecke er sich flüchten sollte; aber plötzlich verwandelte sich des filzigen und doch hochmüthigen Plebejers Zorn in den Triumph seiner geschmeichelten Eitelkeit. Der Leibmohr der Principessa Dona Xaveria,

strotzend und schimmernd vor Gold und Gefunkel in seiner Diensttracht, als wäre er der Gesandte eines indischen Fürsten, trat bei ihm ein, und überbrachte ein Handschreiben der Hochvermögenden. Mit einem selbstgefälligen Lächeln durchlas Messer Pangratio die auf Seidenpapier fein gekritzelte Schrift, die in den verbindlichsten Worten von der Welt den Bürgerdemagogen in ihren Palast zur Tafel einlud. „Vermeldet," diktirte er abgemessen und pathetisch dem der Antwort harrenden Mohren, „der Illustrissima: daß ich nicht verfehlen werde, mich ihren Wünschen zu fügen und meine gehorsamste Aufwartung zu machen. Gebt," herrschte er seinem Scrivano zu, „dem Signor Mohren einen Scudo für seine Mühe und ein Glas Malvasier, so gut er in meinem Keller ist."

Mohr und Scrivano, letzterer froh, dem patrone stimatissimo aus dem Gesicht zu kommen, waren kaum verschwunden, und der hochansehnliche Vorsteher der Handwerke und Künste schwelgte kaum in dem unverhofften Glück einer solchen Auszeichnung nach innerer Herzenslust, alles jedoch auf seine immer mehr wachsende Bedeutenheit beziehend, als ein neuer Page mit den Farben= und Wappenbändern des illustrissimo Don Salimbeni erschien, um ihn auch zu diesem Haupte der hohen Signoria von Sienna in den höflichsten und wie Messer Pangratio schmunzelnd fand, fast freundschaftlichsten Ausdrücken, zu bescheiden.

Jetzt war es um Messer Pangratio's Kapitolium geschehen. Er verwußte sich gar nicht mehr im Strahlenglanze seiner überall gesuchten und begehrten Person. Er muthmaßte eine exorbitante Standes=Erhöhung auf der Stufenleiter der sienesischen Republik, wozu

er durch seine Lieferungen, die, Dank seiner Privatspekulation, ihn reich genug gemacht hatten, sich alle Verdienste gesammelt hätte. Vielleicht Säckelmeister der Republik, welche gewinnreiche Aussicht! welche künftige Erndte! In diesen Gedanken, die er wie ein gewandter Kopfrechner abmachte, und dießmal den Pagen weit hochmüthiger als den Mohren und zudem ohne Scudo und Wein entließ, welches doch die Bedienten der Adelichen gleichsam als einen Tribut bei Commissionen an Bürgerliche betrachteten; in diesen und andern Gedanken störte ihn plötzlich das polternde Hereinstürzen seines erst- und einzig gebornen, wohlerzogenen Sohnes Francesco. „Vater!“ rief er, als sei jener taub, „ich brauche Geld und mehr Geld, als du mir gibst, wenn ich es den Junkern der Adelichen soll nachmachen können, mit denen wir von der regierenden Volkspartei auf ganz gleichem Fuße sind.“

„Bist du toll, Junge?“ gab ihm der Vater zurück, „habe ich dir gesagt, daß ihr die gleichen Thorheiten mit ihnen haben und das Geld, als sei es Kehrigt, wie diese saubern Herren zum Fenster hinauswerfen solltet? oder habe ich dir nicht vielmehr gesagt, daß du als der Sohn eines Vaters, der Vorsteher der Handwerke und Künste in der Republik, und zudem ein Mann ist, den sein Ansehen nicht weit davon, ich möchte sagen sehr nahe an die Staatsregierung anschließt, daß ein solcher Sohn in Miene und Haltung, Stolz und Geberde; aber nicht in Geldverschwendung sich den adelichen Junkern wohl gleichstellen könne? — ja, daß wenn die Dinge einst; — doch,“ brach der Wechsler-Demokrat ab, „du merkest dir nichts. — Glaubst du, ich wäre so weit gekom-

men, wenn ich nicht hübsch meine Säckel und Kästen zugehalten hätte? Habe ich dich nicht hundertmal ermahnet, es nicht hierin den lüftigen Adelichen nachzumachen; sondern vielmehr sie selbst auszupumpen, bis alle ihr Habe in unsere Tasche fällt? So wird einer nach dem andern reif, früher oder später, und endlich geht dieses ganze heillose Geschlecht zu Grunde, und muß uns seine Stelle überlassen. Sieh! so steckt schon mancher mit Habe und Gut in meinem Sacke, und die sonst so reichen Aufwandmachenden Montanini müssen mir jetzt ihr letztes Stückchen Erde und Dach überlassen; ich werde schon Mittel finden, werde schon," wiederholte er mit verbissener Lippe —

„Vater!" fiel ihm dreist Francesco ein; „ich wüßte ein Mitel, das, wie ich meine, nicht fehlschlagen könnte. Da euch an dem Besitz dieser Villa so viel liegt, und Montanini sich beständig dagegen sträubt, sie euch zu verkaufen, so könntet ihr am Besten zum Ziele gelangen, wenn ich um Angelika, die mir gar nicht übel gefällt, minnte, und um ihre Hand anhielte? Der Sohn eines Vorstehers der Handwerke und Künste glaube ich, würde —"

„Einen kompleten Korb erhalten," warf hämisch der Alte den Jungen plötzlich von der Höhe seiner Einbildung herab. „Diese Bettlerfamilie von hohem Adel würde eher im Staub und Rauch ihrer alten Kammern ersticken, als sich mit einem Bürgerlichen einlassen. Ich aber bin keineswegs gesonnen, ein Gut, das über kurz oder lang mein werden muß, durch eine Heiraths-Parthie zu erobern, wie es nur einem Tollhäusler einfallen kann. Solche Dinge lasse dir vergehen und damit holla! Jetzt richte dich so gut

du kannst zusammen. Ich werde dich der vornehmen Welt, in deren Kreis ich heute gebeten bin, vorzustellen suchen; um dich frühzeitig auf die Bahn zu bringen, die ich klug und vorsichtig betreten habe.“

8.

Das Opfer, das Montanini von seiner Schwester Angelika erheischte, ohne es zu nennen, und das sie in schwesterlicher Liebes-Aufwallung rasch zusagte, ohne darüber Aufklärung zu verlangen, war für sie entsetzlicher, als er es ihr mittheilte. Schon gereute sie beinahe ihre, wenn gleich aus den zärtlichsten Gefühlen geflossene Unvorsichtigkeit. Dieses, was sie am meisten befürchtete, unter allen ihr jetzt das unmöglichste war, gerade das sollte sie erfüllen, um so unabänderlicher als ihr feierlicher Eid sie selbst dazu verband.

Angelika dachte zu gewissenhaft, war eine zu strenge Christin, um ihrer eidlichen Zusage eine ausweichende Wendung zu geben, oder sie gar brechen zu wollen, auf Gefahr, daß auch ihr Herz darüber bräche; aber sie versuchte alles, was Thränen und weibliche Ueberredungskünste vermöchten, um ihren Bruder nur von diesem Entschlusse abzubringen.

Als er aber mit einer eisigen Kälte, worin ein ihre Seele durchdringender Vorwurf für ihre Schwester-Treue lag, ihr antwortete: „Gut! breche deinen Eid und ich will gerne auf immer in das Gefängniß, um eine unsere Familie entehrende Schwester nicht mehr zu sehen,“ — da warf sie sich schluchzend an seine Brust, und stöhnte: „ich will, will ja; aber ich

flehe dich, vorerst alle Mittel noch zu versuchen, die uns sonst noch retten können.“

„Mittel?“ versetzte Montanini bitter und ungläubig. „Glaubst du, ich wäre zu diesem äußersten geschritten, wenn ich andere wüßte?“

„Verzage noch nicht,“ fuhr Angelika bittend fort. „Wir haben ja noch Verwandte und Bekannte, die uns freilich die ganze Zeit über nicht mehr kannten; aber vielleicht rührt sie unser hartbedrängtes Schicksal, und Gott erweicht ihre Herzen.“ So sehr sich auch Montanini bei seinem mit Recht gefaßten Groll gegen diese längst ihm fremd gewordenen Menschen und noch mehr gegen die Idee als Bettler vor Ihnen zu erscheinen, sträubte; dennoch wußte Angelika ihn liebkosend zn überreden. Endlich willigte er ein den harten Gang noch zu thun; jedoch mit der Bedingung, daß wenn er fruchtlos bliebe, die Schwester dann ihr Versprechen unabänderlich erfüllen müsse.

Er war seitdem in Sienna's weiten Gassen viel herumgezogen; aber aus einem Hause betrübter als aus dem andern gegangen. Aus manchem Palast, den er in seiner Jugendzeit wohl gekannt, stürzte er mit erneuertem Groll, mit glühendem Zorn heraus, war wohl auch von der Dienerschaft, die den Herrn verläugnen mußte, bei seinem gezeigten Trotze hinausgewiesen worden.

Die einen hatten zwar sein Anliegen angehört; aber schon während dem durch die Kälte ihrer Züge und durch ein zweideutiges Achselzucken zu erkennen gegeben, was nachher ihr Mund maschinenmäßig aussprach: daß sie nichts für ihn thun könnten. Die an=

dern schützten die ohnehin bedenklichen Zeitumstände, welche es nicht erlaubten, sich vom Geld zu entblößen, vor. Die Reichen gaben sich für arm aus und sprachen, an Tafeln schwelgend, von eigener Beschränktheit, mit dem unendlichen Bedauern, ihm nicht helfen zu können. Die heuchlerischen Frömmlinge riethen ihm, sich auf den Himmel zu verlassen, der ja jedem Sperling Futter und Dach gebe, und die Lilien des Feldes nach Salamonis Psalm kleide. Die Vornehmen aber erinnerten sich entweder nicht, daß er je zu ihrer Verwandt- oder Bekanntschaft gehört habe, oder verbaten sich alles Ernstes dergleichen Zudringlichkeiten, oder, und das schmerzte Montaninis angererbten Stolz am meisten, — boten ihm, wie einem Bettler, einige Zechinen an. Kaum wußte er dann seine Fassung mehr zu behalten. Verächtlich diese elenden Gaben von sich stoßend, in Verwünschungen und Beleidigungen ausbrechend, rannte er wie wüthend von dannen, nicht ohne hinter sich noch Hohngelächter oder den Nachruf: er ist ein Rasender! ein Narr! vernehmen zu müssen. — In solchen quälenden Stunden fluchte er doppelt den Urhebern des zerstörten Glückes seines Hauses — den Salimbeni's. Sein innerster Gedanke blieb die beschlossene Blutrache an dem letzten Sprossen derselben. Aber erst dann wollte er sie ausführen, wenn er mit seiner Strenge die Schwester, von der er wohl wußte, daß sie im Herzen noch an dem Feind ihres Hauses halte, zur Erfüllung ihres Schwures — ihrer Pflicht, die er ihr an Vaters statt aufzulegen das Recht habe, gezwungen und ihr Schicksal dadurch unauflöslich bestimmt habe. Dann erst nach vollführtem Racheschlag wollte er fremde Kriegsdienste nehmen

und nie wieder sein Vaterland, das ihn so schmählich behandelt, mehr sehen.

Verstört, gereizt, aber kalt entschlossen, war Montanini zu seiner Villa zurückgekehrt, und Angelika las auf seiner gefurchten Stirne sein Urtheil und ihr Schicksal. Sie mußte jetzt unabänderlich einen Mann heirathen, der schon früher um ihre Hand angehalten, gegen den sie aber stets eine entschiedene Abneigung gehabt. Der Mann war nicht mehr jung, häßlich, gebrechlich mit den Spuren seines frühern Wandels; aber er war von der alten Adelspartei, die zu den Montanini's gehalten, und hatte hinlänglich Geld die Villa schuldenfrei zu machen, um sie mit Angelika behaupten zu können, und noch obendrein ihrem Bruder einen tüchtigen Zehrpfenning auf die Reise mitzugeben. Er hatte sich daher, dessen Lage wohl kennend, trotz der öftern Zurückweisung, die ihm von Seite der Schwester wurde, mit eisernem Entschlusse an jenen gewendet, und der Handel um Angelikas Hand war fertig geworden, unterschrieben und besiegelt. — Aber sogar der Tag ihrer Vermählung, die ohne vorausgehende sonst feierliche Verlobung sogleich stattfinden sollte, war bestimmt. Die Sache konnte für den Bruder und Schwager nicht genug beschleunigt werden; indeß Angelika Tag und Nacht in Thränen gebadet wenigstens alle möglichen Verzögerungen und Hindernisse aufsuchte, diese gefürchtete Zeit hinauszudehnen. Jetzt erwachte stärker als je die geheime Liebe zu dem schönen jungen Mann Salimbeni, und Gefühle, die sie sich selbst nicht gestehen wollte, glühten in ihr, bebten hörbar im wallenden Busen. Nun sollte sie, die immer hoffte, die

Zeit würde ihrem stillen Wunsche noch günstig werden, ihn den einzig Geliebten auf ewig verlieren, mit dem Bewußtseyn, daß er sie gewiß geliebt habe, und nur des Bruders Rache sie trennte. Sie fühlte, daß sie nur Salimbeni und keinen andern, und wenn er selbst ein Engel wäre, lieben könnte. Der ihr vom Bruder aufgedrungene Mann aber gewährte wenig bessere Aussicht, als daß sie, von seiner Eifersucht gequält, traurige Tage verleben, und freudenlos hinwelken müsse. Daher waren ihr seine Hochzeitgeschenke, die er nicht verfehlte, nach dem Geschmacke und der Zierlichkeit damaliger Zeit einzurichten, so unwillkommen, als seine Person selbst, womit er sie aber ziemlich verschonte, ja sogar mittlerweile verreisete und erst am Hochzeitstage auf der Villa eintreffen wollte. Dieser furchtbare Tag war nun bereits angebrochen und zeigte eine ganz veränderte Angelika, so daß der Bruder vor ihr selbst erschrack. Die Thränen waren alle versiegt; aber dafür eine leichenartige Bläße über ihr schönes Antlitz ausgegossen. Eine Marmorkälte schien ihr ganzes Wesen erstarrt zu haben, als hätte das Herz zu schlagen aufgehört. Schweigend verrichtete sie die bräutlichen Geschäfte und Anordnungen, wie eine Person, die ihr Todtenkleid zurecht legt und den Grabes-Kranz putzt. Ach, dieser Martertag war mehr als der Tod!

Montanini wollte, daß das Hochzeitfest seiner Schwester zwar in der Stille, aber wenigstens mit so viel Aufwand als nur immer veranstaltet und aufgebracht werden konnte, vor sich gehen sollte. Er hielt es für einen gemeinschaftlichen Familien-Ehrentag, an dem er einen Theil seines Wortes, das er

dem sterbenden Vater gegeben, gleichsam einlösete, und den er als seinen letzten Freudentag betrachtete, wenn er den andern tief in seiner Brust verschlossenen Theil ausführte. Es war daher nicht nur die ganze Villa gescheuert und geordnet, das Gärtchen seines sämmtlichen Blumenschmuckes beraubt, um Kränze und Laubgewinde zu flechten, sondern ein so stattliches Mahl mit Kuchen und süßem Backwerk bereitet, als nur mit dem Erlöse aus dem letzten alten Geschmeide, das Montanini an Lombarden verpfändete, eingekauft werden konnte. An diesem Tage durfte kein Schein einer vorhandenen Beschränktheit oder Dürftigkeit durchblicken, und Montanini wollte wenigstens seine wenigen Stunden hin sich das Ansehen eines Mannes geben, der es zweifelhaft ließ, ob man sich bei den Gerüchten, die über seine Vermögensumstände liefen, nicht sehr geirrt habe.

Schon waren die geladenen Zeugen und Gäste aus der Nachbarschaft in Festgewändern mit Blumensträußen eingetroffen. Die Spielleute waren in der Gartenlaube versteckt, um durch eine rauschende Musik Braut und Bräutigam zu begrüßen, wenn sie aus der Kirche zurückkämen. Der Notar im schwarzen Mantel mit weißer Halskrause ordnete die Heiraths-Dokumente im Vorsaale, und zerschnitt ein halbes Dutzend Federn bis er eine präparirte, womit Angelikas Herz völlig zerschnitten werden sollte. Der Pfarrherr mit seinem Kaplan, der kein Verächter einer fetten Mahlzeit war, stand bereits mit den Ehren-Jungfrauen, den Zeugen, und dem treuen Hausgesinde versammelt, und harrten der Gefeierten und des Anfanges des Hochzeitfestes. Endlich war auch die blasse,

wie ein Opferlamm geschmückte Braut an der Hand ihres zwar etwas ergriffenen, aber dennoch mit fester Entschlossenheit sich benehmenden Bruders erschienen, — und nun ging nichts mehr ab, als der Bräutigam. Er hätte schon längst kommen sollen, er war von Minute zu Minute erwartet; aber es waren jetzt schon Stunden verflossen, ehe er ankam. Niemand konnte eine solche Zögerung begreifen, und mehr als eine Miene drückte seltsamen Zweifel aus. Vor allen verfinsterte sich Montanini's Stirne immer mehr und mehr; aber in demselben Maße erhellte sich die Angelika's. Das Beschimpfende, das in einer solchen Verzögerung lag, und was den Bruder empörte, schien von Angelika nicht getheilt, nicht einmal gefühlt zu werden. Ja es war, als athmete sie jetzt erst leichter, und die schwere Beklemmung, die bleiern auf ihr gelegen und allgemeine Theilnahme erregt hatte, sei von ihr gewichen. Der Bruder selbst bemerkte es am besten und ein ernster Blick fiel tief und fragend auf sie. Aber in ihren blos schwermüthigen Augen lag nichts, was eine Antwort erheischen konnte. Sie hatte sich ja als das Opfer seiner sogenannten Familien-Ehren-Rettung gestellt, und war noch bereit und mit geheimer Angst gewärtig, es wirklich zu werden. Da hieß es plötzlich: sie kommen aus der Stadt! Montanini faßt sich wieder, die schon verstummten Versammelten werden wieder wohlgemuth und gesprächig, aber Angelika glaubt einen Dolchstich zu erhalten.

Bald aber verbreitet sich Unruhe im Saale der Villa, ein Gemurmel kreiset von Ohr zu Ohr, einige Gäste entfernen sich, und Montanini's treuer Diener

stürzt herein und bringt nur die Worte hervor: „Signor, rettet euch, die Sbirren der Justiz!“ — Jetzt stäubt alles auseinander. — Montanini, stumm vor Wuth, greift nach seinem Wehrgehänge, um den Degen zu ziehen. Doch schon ist ein Hauptmann der Signoria mit bewaffneten Sbirren eingetreten, mit den Worten sich an Montanini wendend: „Ich verhafte euch, Don Ignatio, im Namen der Signoria, gebt mir euern Degen.“ Unweigerlich reicht ihn dieser hin, aber mit einem furchtbaren Blick ruft er der höchst betroffenen Schwester zu: „Angelika, sein Geschoß trifft besser!“ — Umsonst, daß die Schwester mit ringenden Händen zu seinen Füßen stürzt und ihre Unschuld an dem Verbrechen, das er argwohnt, betheuert; ein Hohnlächeln antwortet ihr und mit eigener Hand stoßt er sie von seinen Knieen, die sie umfaßt. „Ich fürchte meine Richter nicht!“ ruft er krampfhaft aus; „aber mein Untergang ist beschlossen!“ Mit diesen Worten schreitet er stolz in die Mitte der Sbirren, die ihn umringen, und folgt dem Hauptmann der Signoria.

9.

Donna Moraldi hatte indeß alle Mittel angewendet, hinter das Geheimniß von Salimbeni's Liebschaft zu kommen. Es schien ihr weit mehr als ein bloßes gewöhnliches Ritter-Abenteuer zu seyn, und ihrer Absicht auf den Mann, an dessen Fang ihr so viel gelegen war, gefährlich werden zu können. Schon die Rückhaltung, mit der Salimbeni jeden weitern Aufschluß abschnitt, so bald sie tiefer in sein seltsames Benehmen eindringen wollte, das offenbar einen fehl-

geschlagenen Anschlag durch einen dazwischentretenden Gegner verrieth, zeigte ihr unwillkommene Spuren. Sie verfolgte selbe mit der weiblichen Rastlosigkeit, welche aus verletzter Eitelkeit und dem Reiz, um jeden Preis den Sieg über eine Nebenbuhlerin davon zu tragen, entspringt. Alle ihre Späher wurden auf Kundschaft geschickt; besonders aber der Mohr, um die Gegend wieder zu finden, wo er Salimbeni's Abenteuer erlauscht hatte. Dort sollte er Erkundigungen über alle ringsherum wohnenden Familien einziehen, wo möglich suchen, die durch ihre vorgebliche Schönheit von ihm ja so sehr bemerkte Person zu Gesicht zu bekommen, und die Mittel erforschen, wie auf die eine oder andere Art mit ihr anzubinden sei. Alle diese Aufgaben, welche der Mohr unter der Gefahr, von ihr sonst schändlich aus dem Dienst gejagt zu werden, zu lösen hatte, waren jetzt nicht nur gelöst, sondern ihr Neuigkeiten hinterbracht, die sie in ihrem scharfsinnigen Zusammenstellen der Umstände an dem Vorhandenseyn einer wirklichen nicht aus gemeinem Stande stammenden Nebenbuhlerin nicht mehr zweifeln ließen. Sie hatte den Familen-Namen der schönen Angelika erfahren, wußte, daß sie schon öftere Zusammenkünfte mit Salimbeni im Kastanienwald gehabt, ungeachtet ihr Bruder sie stets strenge bewacht habe, und schnell setzte sich ihr Geist die stürmische Unterbrechung zusammen, die ihren Mohren in die Flucht gejagt habe. Als man ihr endlich von einem seltsam gescheiterten Hochzeitfeste erzählte, indem der Bruder dieser schönen Angelika in's Gefängniß geschleppt worden sei, da lächelte sie wild höhnisch auf: „Ha! Salimbeni, du verstehst dich darauf, lästige

Jungen aus dem Wege zu schaffen; aber du hast nicht bedacht, daß ich dieselben Kunststücke kann.“

Jetzt war es bei der vor Wuth entbrannten Principessa fest beschlossen, diese Angelika, wie immer möglich, dem Don Salimbeni, der sich wahrscheinlich schon am Ziele seiner fein ausgehegten Entwürfe wähnte, — zu entreißen. Eilig sollte das geschehen; denn die vom Schutze des Bruders so schlau entblößte, vielleicht nicht ohne eigene heimliche Mitwirkung davon befreite, konnte jeden Augenblick, ja auch verschwinden unter dem gewaltigen Einfluß des mächtigen Geliebten. Aber wie auszuführen, ohne in der Sache kein Aufsehen zu erregen, — ihre eigene stolze Herrlichkeit nicht bloszustellen, und vor allen keinen Faden von dem Gespinnst abzureißen, das sie so schlau und mit fast unüberschwenglicher Geduld um Salimbeni gezogen hatte? Chimärisch flogen bei ihr die Gedanken darüber durch einander. Bald wollte sie heftige Mittel anwenden, die schon in manchen andern Fällen dergleichen Dinge schnell zu Ende gebracht hätten; aber sie fürchtete die Spuren davon als Verräther. Zudem wäre es ja immer noch Zeit, darauf zurückzukommen, wenn das fehlschlagen sollte, wodurch man oft weit sicherer den Menschen an Leib und Seele zu Grunde richtet. Ein solches Spezificum des Verderbens war ihr jetzt beigefallen, und sie triumphirte im voraus über ihren Sieg. Es hieß Verläumdung und Mord der Ehre. Gegen Gift kann Gegengift schützen; der gezückte Dolch kann unversehens gehemmt sein Opfer verfehlen; aber jenes Gift des ansteckenden Worthauches, jenes Flammenschwert, das aus keiner Wunde zu ziehen ist, ohne den Körper unheilbar zu

zerstören; trotz jeder Vorsicht und Macht, löscht die glühendste Liebe aus und gibt dem Gegenstand langer Verehrung, Achtung und Hineignung, der eisigten Kälte des Hohnes, den Geißeln der Verachtung, dem Hasse, Groll, der — Rache preis. — „Der Rache! wiederholte sie langsam schadenfroh. „Ja, ich werde dich zwingen, eitler Thor, der du mit unserm Geschlecht zu spielen wagst, sie gerade an der zu nehmen, die dich wahrscheinlich schon ein Verbrechen gekostet hat, um dir den freien Zugang zu ihr zu öffnen. Sollte aber Alles fehl schlagen; so ist ja noch ein Bruder im Kerker, der frei werden kann, und dann nicht fehlen wird, eine Schwester an dir zu rächen. Indeß," — sprach sie, ihrer Sache gewiß, „ich brauche noch nichts aufzugeben, bis das Spiel ganz verloren ist. Mein Mittel wird so gut wie bei allen andern Männern anschlagen. Ich selber will das Ganze leiten, die Glut schüren; aber die Tatze, welche die Kastanien herausholen soll, mag ein anderer hergeben, der am besten dazu paßt, und sich obendrein noch eine Ehre daraus macht, mir zu dienen." Dieser Jemand, den sie durch ihren Mohren zu sich hatte entbieten lassen, stand in kurzer Zeit in dem ausgesuchtesten Staat vor der Principessa. Sein Aeußeres hatte ganz das Ansehen eines jungen Kavaliers, dem es weder an Geld, noch an Eitelkeit und Verschwendung mangelt, damit zu prunken; dennoch fehlte überall etwas an dem Anzug oder Anstand eines solchen. Das seidene Wamms mit dem Bänderwerk war so buntscheckig, als wollte der Fant alle Farben zur Schau tragen, um zu sehen, welche am meisten Aufsehen erregen würde. Die Falten der Halskrause und des Mantels, wie

von einem Maler, der seinen Puppenmann zu den Studien kleidet, umgelegt, schienen eitel Poesie und Romantik zu athmen. Dennoch waren die mit Fett eingestrichenen Stiefel so schwerfällig und die blinkenkenden Sporne darauf so verdreht, als wären diese beiden Stücke aus bloßem Mißverständniß zusammengekommen. Das leichte Schwert klapperte wie ein Spielwerk an seiner Hüfte, und bezeigte, daß es wohl nie im Ernst gezogen worden sey. Aber es hätte ihm jetzt fast einen Spuck gespielt; indem es dem zierlich sich geberdenden zwischen die Füße kam, und ihn von der Schwelle an bis zum Sitz der Principessa in fortgauckelnder Bewegung beinahe zu ihren Füßen gelegt hätte. Eben holperte er einen Schwarm von Entschuldigungen hervor, die bald linkisch, bald dreist waren, als die Principessa vornehm, aber protektionsartig lächelnd, ihnen durch ihre Anrede ein Ende machte.

„Es freut mich, Messer Franscesco, den Sohn eines viel verehrten, verdienstvollen Freundes und Banquiers Messer Pangratio zu sehen, nachdem ich von eurer Ausbildung in Bologna und anderwärts auf Reisen schon sehr viel vortheilhaftes gehört. Fürwahr! ich habe jüngst euerm Vater Vorwürfe gemacht, daß er mit euch so spröde thut, und euch mir nicht vorstellte. Ich bin daher auf den Gedanken gekommen, es jetzt, da ich ohnehin an euern Vater etwas aufzugeben habe, euch zu eurer Entschädigung rufen zu lassen.“

Messer Francesco, der sich während diesen gnädigen Honigworten in die Brust warf, als hätte ihm Principessa gerade so viel Gerechtigkeit widerfahren lassen, als ihm gebühre, machte ein ziemlich leichtes Kompliment und antwortete eben so dreist.

„Illustrissima mögen meinem Alten dergleichen Verstöße nachsehen, zumal derselbe überhaupt keinen Begriff vom Zeitgeist hat, der uns überlassen werden muß. Ueberhaupt weiß ich gar nicht, warum mein Alter mich aus fremden Landen, wo ich mich so vergnügt herumtummelte, zurückrief, um hier mich zu Tode zu langweilen, statt mir, wie es durch seinen Einfluß geschehen könnte, ein stattliches einträgliches Amt zu verschaffen.“

„Euer Vater handelt hierin sehr ungerecht,“ fiel die Principessa ein, „euern Kenntnissen und Verdiensten keinen Spiel-Raum zu geben; — aber es wird euch nicht fehlen, anderwärts Protection zu erhalten,“ fügte sie so bedeutungsvoll hinzu, daß er den Nachdruck nicht überhören konnte.

Der Geschmeichelte bückte sich jetzt tiefer und immer tiefer, wie einer, der schon im Suchen der ihm erst erzählten Schätze begriffen ist. „Ja, wenn Illustrissima selbst sich seiner annehmen wollten,“ meinte er, „so könnte sein Glück, sein Aufkommen, seine Laufbahn u. dgl. mehr keinem Zweifel unterworfen seyn, da illustrissima Principessa den jetzt allmächtigen Graf Salimbeni beherrschen und —“ „Gut,“ unterbrach ihn jene ärgerlich über die eben so ungeschickte als insolente Supplikanten-Art des erbärmlichen bürgerlichen Fants mit dem Cavalier-Anstrich. „Gut für euch, wenn ihr meine Protection zu verdienen wißt, so soll sie euch nicht fehlen; so wie an nichts, was euch jetzt noch zu mangeln scheint; obwohl ihr der Sohn eines der reichsten Bürger dieser Stadt seid, und dereinst eine glänzende Erbschaft machen werdet.“

„O wenn diese Zeit nur schon da wäre,“ platzte

der Fant ohne allen Anstand heraus. „Illustrissima kann nicht glauben, wie enge mich mein Vater hält, so daß ich gar nicht standesmäßig mich aufführen kann. Er behauptet, ich hätte ihm schon so viel gekostet, und nun fehlt es mir an dem Nothwendigsten, an Pferden, Hunden, Dienerschaft und —"

„An Geld vielleicht?" vollendete boshaft die Principessa. — „Nun für alles dieses kann ich helfen; — meine Kasse steht euch offen, wenn euere Dienste mir zu Gebote sind," endete sie mit der Gebieter-Miene, die ihren erkauften Sklaven Befehle austheilt.

„Gebietet über mich, Illustrissima, und ihr werdet sehen, wie pünktlich ich es ausführe."

„Wohlan denn," kam die Prinzessin, schon längst der langweiligen Einleitung satt und müde, zu ihrem wahren Zwecke, — „ich will euch vorerst mit einer Kleinigkeit auf die Probe setzen. — Kennt ihr eine gewisse Angelika Montanini?"

Der bürgerliche Fant wurde bei diesem Namen, als hätte man ihm Blut in das Gesicht geschüttet, und kam dermassen außer Fassung, daß er seinen aufgestülpten Federhut fallen ließ. Aber im Aufheben vom Boden hatte er seine ganze Arroganz, die in Bologna sein höchstes Studium gewesen, wieder gesammelt. „O ja, ich hörte von dieser Schönen, die aus Stadt- und Landkünsten zusammengesetzt, nicht unähnlich einer Sirene seyn soll, welche aus ihrem Versteck auf die Ferne gar anlockend scheint, — in der Nähe aber ihre Eisnatur beurkundet."

„Ei, wie ihr so treffend zu schildern wißt," belohnte ihn für diese ihrem Hasse so willkommene Be-

schreibung die Principessa. „Aber gewiß habt ihr sie selbst so kennen gelernt?“

„Ich Illustrissima? ich? — o nein! Ich dünke mich viel zu gut, einem solchen gemischten Wesen nachlaufen zu wollen, zumal sie so arm als eine Kirchenmaus ist, ja ihre Famlie zu den Verdächtigen gehört, welche unser Bürger-Regiment nur aus Nachsicht bisher der Landesverweisung begnädigte; was sich jetzt aber ändern möchte, da ihr Bruder —“

„Lassen wir das,“ fiel die Principessa ein, „und antwortet mir, durch wen ihr sie kennen gelernt, denn fürwahr, ihr irrt euch durchaus nicht in ihr.“

„Es ist,“ stotterte er verlegen, eine Aufklärung hervor, die seine eigene Geschichte war, — „durch einen meiner Freunde, den sie arg beleidigt hat und zwar blos dafür, daß er ihr die höflichste Liebeserklärung von der Welt machte. Statt aller Antwort kehrte sie ihm den Rücken. Und dieser Mann,“ fuhr er etwas aufgebläht fort, „war zudem jung, wohlgebaut, gebildet, und mit Aussichten auf bald sich nahende Glücksumstände.“

„Und sie hat ihn dennoch ausgeschlagen?“ versetzte die Principessa, die wohl seine Verlegenheit bemerkte; — „doch dünkt mich, man hatte mir von einer unterbrochenen Hochzeit berichtet,“ fuhr sie forschend weiter.

„Ja,“ antwortete der Fant noch verlegener, „man sagte, es hätte sich durch ihres Bruders Bemühen, ihr einen Mann zu verschaffen, eine Parthie dazu gefunden, die gegen Verschreibung ihres schon verschuldeten Bauernhauses sich dazu bereitwillig erklärte.“ — „Und auch diese Parthie hätte die Hochmüthige aus-

geschlagen?« fuhr jene auf. — »Ja, ihr Trachten steht viel höher; aber es wird sie wohl ganz in die Tiefe ziehen!« — »Nichts mehr von dieser albernen mir verhaßten Person, als euere Versicherung: euern Schwur, euere Rache, die ihr an ihr üben müßt, wenn ihr nicht zum Gespötte und Gelächter der Stadt werden wollt, mit der meinigen, die wegen einer unerhörten ihretwegen erhaltenen Beleidigung nur zu gerecht ist, zu verbinden. Liegt euch etwas an meiner Gnade, an meinem Einfluß auf euer Glück, so laßt mich bald davon hören. Indeß bringt sie durch alle euch zu Gebote stehende Mittel in den schlimmsten Ruf, wahrscheinlich oder nicht; — die Welt wird euch glauben und sie verdammen. Ist erst ihr Name vernichtet; ist sie ein Gegenstand allgemeiner Verachtung geworden, und sie stirbt nicht aus Verzweiflung, oder ein Rasender fände noch an ihr Behagen, dann soll sie bei meiner Ehre! von der Welt verschwinden, als hätte sie nie darauf geathmet.«

Jetzt erhielt der kavaliermäßige Fant, der mit Leib und Seele sich dem weiblichen Teufel gleichsam verschrieb, und Alles einzugehen versprach und beschwur, falls auch die Principessa seine hochfahrenden Pläne unterstützte, verschwenderische Zeichen ihrer Gnade. Ein goldenes Kettlein ward ihm süß lächelnd umgethan, ein Ring mit kostbarem Gestein an den Zeigfinger, und eine volle Börse mit Gold in die Hand gesteckt. Weit überwiegender waren aber die Verheißungen seines ihm bevorstehenden Glückes. Der bürgerliche Junker auf das Höchste geschmeichelt, durch so viel Vertrauen und Herablassung geblendet, als hätten sich ihm Perus unermeßliche Schätze geöffnet, und er dürfe

sich nur die Mühe nehmen, sie mit einer Schaufel in seine leeren Säcke einzufüllen, die wie die danaischen Fässer aussahen, fand vor entzückender Verwirrung und Schwindel kaum mehr den Ausgang zur verborgenen Treppe, und von da zur Hausthüre, wenn ihn nicht der aufmerksame Mohr begleitet, und dafür von dem eitlen Verschwender seine ganze Silber-Baarschaft erhalten hätte.

10.

Seit Salimbeni im Kastanienwäldchen jene tödtliche Beleidigung von Montanini erhalten hatte, war eine seltsame Veränderung seines ganzen Wesens hervorgegangen. Anfangs wuthentbrannt über die erlittene schmähliche Behandlung wollte er mit den Waffen in der Hand an ihm Rache nehmen, wie es schon seine Vorfahren häufig gethan, an dieser ihnen so verhaßten Familie. An der Stelle, wo sein Ahnherr den letzten auf der Jagd ermordet, solle der Boden sich noch einmal vom Blute seines Todfeindes röthen. Vergebens trat die liebliche Gestalt Angelika's vor seinen aufgereizten Sinn, händeringend und flehend; der beleidigte Stolz war stärker als seine Liebe. War sie doch durch des Bruders barbarischen Entschluß für ihn auf ewig verloren, und war sie nicht auch eine Montanini, die ihn einst vielleicht, genährt vom hundertjährigen Hasse, den ja nichts vertilgte, aufgereizt vom Bruder, im Brautgemache selbst wie eine schöne bunte giftige Schlange tödten könnte? Zwar schien eine süße Erinnerung an dieses holdselige Mädchen mit seinen finstern Gedanken zu kämpfen; er

fühlte sich krampfhaft hingezogen von den Empfindungen seines Herzens; er sah ein, daß er so die Unschuld mit der Schuld ungerecht strafend und verderbend, zugleich auf ewig die Gebilde seines Elisiums zertrümmere; aber er konnte nicht anders. Des Mannes beleidigter Stolz überwältigte alle andere Vorstellungen und Beweggründe. Er hatte daher ein Kartel an Montanini gesendet, worin er ihn mit ziemlich beißenden Worten einlud, seine Waffenkunst im regelmäßigen Zweikampfe und nicht auf Mörderart an ihm zu versuchen. Ort und Stunde war dabei bestimmt, und die Forderung lautete auf Leben und Tod. — Das Kartel kam zufällig erst später in Montanini's Hände, als er eben beschäftigt war, sich des bis auf das Blut ihn drängenden Wucherers Messer Pangratio durch überall zu suchende Hilfe zu erwehren. Sollte er in dieser schrecklichen Lage sogleich dem blutigen Rufe folgen und Angelika verlassen, die morgen von dem unerbittlichen Gläubiger aus dem väterlichen Erbe, das ihr ganzes einziges Habe ist, gestoßen, und rettungslos dem Todfeind, der vielleicht auf sie wie der Geier auf die Taube lauert, überliefert werden könnte? „Nein!“ rief er zähneknirschend aus, „mein letztes Blut magst du haben; aber Angelika soll deinen Klauen, Uebermüthiger, entrissen werden.“ Er schrieb daher an Salimbeni höhnend zurück. „In sieben Tagen, wenn Angelika bereits vermählt seyn wird, bin ich zur festgesetzten Stunde dort, wo der Geist meiner Rache dich selbst hingeführt; weil du doch gegen mein Vermuthen, aber in Uebereinstimmung mit meinem heißesten Wunsche dich mir stellst. Wisse, daß du meinem Entschlusse nur zuvorgekommen bist.“ — Salim=

beni bebte, als er dieses Blatt las, aber nicht aus Furcht und Feigheit, sondern vor Eifersucht, die plötzlich in seinem scheinbar kalt gewordenen Herzen mit einer Wuth entbrannte, die ihn zu verzehren drohte, und das schon ruchbar gewordene Geheimniß seines Liebes-Abenteuers der Dienerschaft und Umgebung nur zu sehr verrieth.

Wie? Angelika, deren Liebe er so inniglich gefühlt, die er mit unzerreißbaren Ketten schon an sich gefesselt glaubte, kann sich entschließen, einem andern die Hand zu geben? Ist es neuer Verrath oder ein neues Rachestück des Bruders? Er muß es wissen. Von nun an eilten Bothen in die Gegend jener Villa und nach andern Richtungen. Erkundigungen wurden eingezogen, geheime Ritte gemacht, andere Briefe versendet, solche, die Befehlen gleich galten; weil sie von dem auf's Höchste gebrachten drohenden Salimbeni kamen, — und siehe da! der erwartete Bräutigam für Angelika war nicht erschienen. Aber auch der siebente Tag sah die Opfer der Rache nicht gegeneinander gestellt. Montanini, der Staatsverrätherei hart angeklagt vor dem heimlichen Gericht der Zehner, lag in Ketten in den Gefängnissen der Signoria. Wer die Todesfeindschaft dieser zwei Familien kannte, das heißt ganz Siena, das so oft der Tummelplatz ihrer früheren Fehden war, wußte, was von der Sache zu halten sey. Salimbeni nur verachtete solches Volksgeschwätze, das sich ja über alles frech hermacht, und am liebsten die Handlungen seiner Mächtigen durchmustert, um sich gleichsam für den Zwang der Knechtschaft, in der es oft trotz den Träumereien seiner Freiheit schmachtet, zu entschädigen. Dennoch bemerkte

man seitdem an ihm einen tiefen Ernst, fast Schwermüthigkeit, die ihn den Meisten finster erscheinen ließ, oder gar unnahbar machte. Nur bei Messer Pangratio, dem wohlansehnlichen Vorsteher der Handwerker und Künste, den schon sein demokratisches Amt manchmal in Berührung mit Don Salimbeni, dem Organ der hohen Signoria brachte, wenn er sich auch nicht dessen gnädigste Huld errungen hätte, litt es eine Ausnahme. Wenn er unter geschmeidigen Bücklingen in den Pallast kam, und sich dem Illustrissimo Don Salimbeni gehorsamst melden ließ, dann flog die Dienerschaft — und zwar nicht umsonst, — als hätte sie lauter Merkurflügel an den Füßen bekommen, und die Thüren waren so weit aufgerissen, als sollte dem ganzen regierenden Bürgerthum in seiner wohl ansehnlichen breiten Gestalt eine Ehrenbezeugung erwiesen werden. Messer Pangratio erhielt sie auch nicht ganz unverdient; denn er war gleichsam die immer parate lebendige Staats- und Privat-Kasse der sienesischen hohen Republik und seiner Lenker, die er auf ächt republikanisch ganz auf gleichen Fuß behandelte. Wer von ihnen Geld brauchte, hatte nichts weiters zu thun, als das Doppelte zu verschreiben, das heißt, einmal so viel, als er nach Vorausabzug seiner Provision und Zinsen bezahlte, und das andere durch zu übertragende Negotien, die eben so viel eintrugen, was ja den Mächtigen und Vornehmen des hohen Governo ein leichtes war, und ihnen nichts kostete. Dadurch hatte er den größten Herren schon aus Verlegenheiten geholfen, und war so zu sagen in den Palläſten das Factotum geworden. Er hatte auch überall seine bezahlten Aufpasser, Spionen und Zu-

träger, denn der hochansehnliche Bürger-Demagog nährte, wie wir hörten, gar große Entwürfe und Absichten, vor allen aber die, den Adel wo möglich auszusaugen und auszuziehen, jedoch Alles unter den demüthigsten Komplimenten und Unterwürfigkeits-Bezeugungen in die höhere Weisheit der Illustrissimi. — Bei Don Salimbeni hatte er aber auch einen großen Stein im Brett, und war jetzt erschienen einen zweiten, — und damit ein Spiel von Bedeutung zu gewinnen; nebenbei aber gleichfalls seinen hoffnungsvollen Sohn, welcher trotz der erstaunlichsten Protectionen noch nicht angestellt war, dem Illustrissimo zu Gnaden zu empfehlen.

Nach den bis zur Erde herabgehenden tiefsten Bücklingen und Referenzen, und den gehorsamsten pflichtschuldigsten Ausdrücken, die der wohlansehnliche Vorsteher der Handwerker und Künste von Sienna als allgemeine Huldigung ihres Protectors des Grafen Don Salimbeni vorausschickte, entwickelte sich endlich dessen weitschweifige Erklärung, was ihn heute zu Illustrissimo hergeführt.

Nichts anders als das Heil der Republik, für die er Kraft seines Amtes, als Vorstand der Bürger, Tag und Nacht zu wachen habe, und das durch den Staatsverräther Montanini, welcher angeklagtermassen sich heimlich mit der vertriebenen Adelsparthie, den Feinden des Vaterlandes, eingelassen habe, um sie nächtlicherweise in die Stadt einzuführen, und das hochweise Regiment umzustürzen, so lange gefährdet sey; — bis das von der ganzen Bürgerschaft laut geforderte Urtheil des Blutgerichts ausgesprochen, und in Vollzug gesetzt werde. — Zu welchem Behuf be-

sagte Bürgerschaft von Sienna sich in seiner Person an die Gerechtigkeit des erlauchten Grafen um so mehr wende, als besagter Montanini durch Lug und Trug und Gewaltthat auch manche ansehnliche Personen in Schaden gebracht oder zu bringen noch gedenke.

„Seyd versichert, mein verehrter Vorsteher der Handwerker und Künste," antwortete Salimbeni rasch, „daß ich hierin unnachsichtlich verfahren werde. So sehr ich jedoch euer Verdienst anerkenne, daß durch diese Anzeige die Republik Euch hoch verpflichtet ist, so ist es zu bedauern, daß Ihr nicht gänzlich schlagende Beweise beigefügt; obwohl verschiedene Anzeigen Verdacht genug erwecken, und man sich von dem unruhigen Montanini zu dergleichen Frevel und Verbrechen versehen kann. Fürwahr! eine große Belohnung könnte euch nicht entgehen, wenn Ihr hinlängliche Zeugschaft geben würdet; denn ich will diese Schlangenparthei zertreten, daß sie nie mehr gegen uns aufzischen soll."

„Das Gesetz," erinnerte ganz gehorsamst der Vorsteher der Handwerker und Künste, „bestimmt dem Entdecker einer so gefährlichen Staatsverrätherei die konfiszirten Güter des Verbrechers — und auf mehr mache ich keinen Anspruch; es wollte denn die Signoria, in Anbetracht, daß es ihr ergebenster Diener sey, der abermals dem Staate einen so großen Dienst erweiset, etwas übriges an Ehrenstellen oder Titeln für mich thun. Auch erlaube ich mir bei dieser Gelegenheit der Signoria meinen Sohn anzuempfehlen, für den ich bürgen kann, daß er die Grundsätze seines väterlichen Patriotismus gewiß stets erweisen werde."

„So wäret ihr also im Stande," faßte Salimbeni näher seinen Mann, „hinlängliche Beweise gegen ihn beizubringen?"

„Und warum nicht?" erwiederte schlau der bürgerliche Demagog, der hinter Salimbeni's Rache und Liebesgeschichte gekommen war, und auf beide baute. Dazu gehört nur noch ein Zeuge, und es reicht genugsam aus, ihn dem Schwerte zu überliefern; — besonders da Montanini ein Relapsus ist, der schon früher den Tod verdient hätte. Unter diesen Umständen," fuhr der bürgerliche Politikus gewandt fort, indem er Salimbeni's Wunsch aus der Strenge seiner entschiedenen Miene zu errathen glaubte, — „und in Erwägung, daß ganz Sienna den Haß gegen die stets rebellischen Montanini in dem Grade theilt, als es den Glanz euers erlauchten Hauses und seine Erhaltung liebt, ist kein Zweifel an seiner endlichen Verurtheilung. Der Todte kann dann weder mehr trotzen, noch sich rächen, und hinterläßt dabei" — betonte er nachdrucksvoller, „eine schöne Waise. — Sollte er aber an das souveraine Volk appelliren wollen," setzte er mit etwas steigender zuversichtlicher Stimme hinzu, „so kann ich für den Ausgang der Sache so viel als gutstehen, und dann kömmt ja ohnehin das Urtheil wieder Illustrissimo zur Unterschrift zu."

11.

Angelika in tiefe Trauer gehüllt, von Gram und Schmerz niedergebeugt, einer stillen Verzweiflung überlassen, verlebte indeß schauderhafte Tage auf der verödeten Villa. Anfangs hatte sich die neugierige Nach-

barschaft, die jedes Ereigniß, besonders das Unglück anderer aufregt, um einen Gegenstand der Klatscherei zu haben, um sie versammelt, und sie mit Tröstungen und salbungsreichen Texten aus der Bibel überschüttet, die weder ihre Thränen trocknen, noch ihr doppelt verwundetes Herz heilen konnten. Als die Arme aber bei ihr Hilfe suchte, um den gewiß unschuldigen Bruder zu retten; da zog sich eines nach dem andern achselzuckend, wohl auch zweideutig zurück, und wollte sich in eine Sache, die so vielen Zweifeln unterworfen wäre, nicht einlassen. Zwar wurde ihr von Jedem ein anderer Rath ertheilt, wie sie es dabei anzufangen habe; aber die Rathgeber bekümmerten sich wenig um die Möglichkeit der Ausführung, und verletzten dabei oft nur zu sehr ihr Zartgefühl durch Anspielung auf einen Mächtigen, der die schöne Angelika, wenn sie in Thränen eine Bittende vor ihm erscheinen würde, gewiß erhören, und so die Ketten des Bruders lösen dürfte. Von allen Mitteln erschien ihr aber dieses das entsetzlichste. Denn hatte Salimbeni's Rache den Streich gegen ihren Bruder geführt, so mußte er ihn seines eigenen Lebens wegen schrecklich vollenden. Er dürfte nicht hoffen, bei des Bruders ihr nur zu bekannten eisernen Grundsätzen, und seinem unabänderlichen finstern Entschluß, der Blutrache zu entkommen. Dann war erst ihre Ehre, schon von der giftigen Verläumdung angegriffen, verloren; — der Fluch ihres Bruders ihr sicher. Entsetzlich schlugen des letztern Worte bei seiner Verhaftung, wie ein vernichtender Blitz in ihre Seele.

„Salimbeni's Geschosse treffen besser!“ — ein Ausruf, der den Geliebten ihres jugendlichen Herzens

mit einemmale die Engelsgestalt abstreifte, in der er vor ihr bisher erschienen. Jetzt trat der unglückliche, wenn gleich gegen sie grausame Bruder wieder in den hellen Aufstrahl der zärtlichsten Schwesterliebe hervor. Sie bejammerte ihn als das Opfer ihres unbesonnenen Jugendgefühles, und der Stern der Liebe erbleichte davor im Gefühle der Schuld, die sie zu tragen vermeinte. Nein! zu Salimbeni, der sie zu lieben geschworen, und ihren Bruder den Ketten überliefern konnte, war ihr unmöglich zu gehen! aber immer ernster, immer fürchterlicher drängen sie die ihr zukommenden Mittheilungen der Nachbarschaft, die ihr aus christlicher Liebe kein Stadtgeschwätz und keine Neuigkeit vorenthalten und ersparen, selbst auf die Gefahr, daß es ihr das arme Herz abdrücken möchte. Montanini sollte von dem Rath der Zehner zum Tode verurtheilt worden seyn, und seine öffentliche Hinrichtung auf dem Marktplatze von Sienna schon in drei Tagen stattfinden. Jetzt stürzt voll Verzweiflung Angelika allein und verlassen von allen, fort nach Sienna. Sie weiß nicht, wohin sie sich wenden soll, was sie thun soll; — sie weiß nur, daß sie ihn retten will, mit Ueberwindung jeder Bedenklichkeit — um jeden Preis. So durchrennt sie die Straßen Sienna's, die ihr unbekannt sind, da sie der Bruder stets sorgsam vor dem Getümmel der Welt entfernt hielt, und fragt jeden, der ihr begegnet, mit einer ängstlichen Hast, wo sie Salimbeni treffen könnte? Man zeigt ihr endlich einen Pallast; und mit bebendem Herzen, mit wankenden Schritten schleppt sich die viel Ermüdete hin, denn schon ist es die erste Stunde nach Sonnen-Untergang.

Dort hat sich viel neugieriges Volk versammelt, um die schönste Dame in Begleitung des schönsten Mannes Sienna's, die ein Brautpaar seyn sollen, bald mit stattlichem Gefolge herauskommen zu sehen. Der innere Hof mit herrlichen Säulen-Arkaden wimmelt von kostbar gekleideter Dienerschaft, welche schon beritten nur auf das Erscheinen der Herrschaft harren. Stolze Stallmeister, an Prunk Rittern gleich, halten die schnaubenden herrlich geschirrten Zelter mit Fioki von Straußenfedern und mit Bändern eingeflochtenen Mähnen. Ihre vergoldeten Zügel, die Purpurdecken, die kunstvollen Prachtsättel, zeigen genugsam, daß sie bestimmt sind, von den Gefeierten des Tages bestiegen zu werden. Jetzt vernimmt man Trompeten und Pauken, und das nahende Geräusch verkündigt, daß die Herrschaft schon die Prunkstiege mit stattlichem Gefolge herabkömmt. Voraus erscheinen Pagen mit brennenden Fackeln, und stellen sich an den Seiten-Marmorwänden auf. Im Schimmer der Lichtstrahlen scheint das Gefunkel von Juwelen, von dem gleichsam übersäet eine junonische stolze Dame, von glänzendem Gefolge umgeben, herabsteigt — alle Augen zu blenden. Der schönste junge Mann im Goldwamms und kurzen Atlasmantel, mit wallenden Federn auf dem Baret, führt sie an der Hand herab. Er scheint sie mit sehr viel Aufmerksamkeit und Geschmeidigkeit zu behandeln; während sie herrisch umherblickt, um gleichsam ihren Triumph über ihn zu verkünden und ihm mehr Huld spendende, als zärtliche Blicke zuwirft, als wollte sie sagen: du bist nur zu überglücklich, an dieser Stelle zu seyn. Jetzt wird der kaum mehr zu haltende feuerige Zelter vorgeführt, und der schöne Rit-

ter hält galant den Steigbügel, auf dem die stolze Dame den zierlichen Fuß langsam setzt, um ihn desto besser bemerkbar zu machen. In diesem Augenblicke hört man den Hilferuf einer Person, die sich durch die umherstehende Menge durchzuwinden sucht, und von derselben und dem Gesinde des Pallastes roh zurückgedrängt wird. Kaum hatte ihn der schöne Ritter vernommen, als er unwillkührlich den Steigbügel, den er noch hält, fahren läßt, und sich nach der Seite wendet, woher die Stimme kam. „Platz der Bedrängten!“ rief er lebhaft, und wie die Menge weicht, wen erblickt Salimbeni? — Angelika, die blaß und zitternd, als hätte sie das mit Angesehene vernichtet, kein Wort von den vielen, was sie sich vorgenommen, vorzubringen weiß, sondern die halb erloschenen Augen gegen den Himmel wendet, und die wie zur Bitte gefalteten Hände über der Brust hält. Salimbeni ist bis in sein Innerstes erschüttert; er weiß Alles, was sie ihm sagen will, er liest in diesem einzigen himmlischen Blick, in diesem stummen Flehen — die vergebens durch die Verläumdung angegriffene Reinheit ihrer Seele, ihren Kampf, ihre Tugend, er sieht das übertheuere Mädchen des Kastanienwaldes, — das unschuldige Opferlamm des unversöhnlichen Familienhasses. Schon wollte er von Mitleid hingerissen auf sie zu, aber ein neues stärkeres Getümmel und Hilferufen der Dienerschaft, das ihm verkündet, daß der Principessa ein Unglück wiederfahren, bringt ihn davon ab, um so mehr, als er durch sein seltsames Benehmen die Schuld davon trägt. Er hatte kaum den Steigbügel, in dem die Principessa noch nicht fest genug stand, ausgelassen, als ihr unruhiger Zelter sich

bäumend, die glänzende Reiterin zur Seite wirft, den Stallmeister, dem er die Zügel entreißt, niederschlägt, und tobend durch das Gefolge sich durchreißen will. Die Principessa an dem schönen Fuße, den sie so eben zur Schau gestellt, wiewohl unbedeutend beschädigt, ist weit verletzter durch Salimbeni's, ihr Anfangs unerklärliche, einem Ritter, wie sie sich ausdrückt, kaum zuzumuthende Unschicklichkeit, bis sie schnell durch Francesco, der in ihrem Ehrengeleite glänzt, von dem eben stattgefundenen Vorfall unterrichtet, vor innerer Wuth entbrennt. „Habt ihr sie gekannt?“ raunte sie ihm zu. — „So gut wie mich selbst,“ versetzte jener geschäftig. „Wohlan, so mögt ihr nun das thun, was ihr durch euer bisheriges Treiben nicht vermochtet. Es ist hohe Zeit, daß sie verschwinde.“ — Alles dieses war im Geräusch des Getümmels abgemacht worden, und als Salimbeni, der mit starker Faust zuerst den gegen ihn anrennenden Zelter am Zügel fassend zum stehen bringt, und dadurch der Verwirrung Einhalt macht, zur Principessa kömmt, die sich auf Sammetpolstern von ihrer Dienerschaft die Prunkstiege wieder hinauftragen, und sich zehnmal leidender stellend, nach allen berühmten Wundärzten der Stadt schicken läßt, — hat sie sich völlig wieder gesammelt. Unter einem vorgeblich tobenden Schmerz am Fuße bürgt sie gut, ihre innere tobende Wuth — der Schrecken, den sie gehabt, entschuldigt ihr verstörtes Aussehen, und ein wehmüthiges Lächeln bemäntelt die höhnenden Winkelzüge ihrer gepreßten Lippen. Sie scheint die durch die größte Verlegenheit Salimbeni's äußerst lückenhaften Entschuldigungen, welche ihr nur zu klare Beweise werden, wie gefährlich ihr die doch

so herabgewürdigte Nebenbuhlerin noch ist, — nicht zu durchschauen, sondern als Zeichen seiner äußersten Betroffenheit anzunehmen, worüber sie ihn huldvoll beruhigt, und die großmüthige Aeußerung hören läßt, daß sie gerne diese Schmerzen tragen wolle, da er selbst so vieler Gefahr sich aussetzend, unverletzt geblieben. Schon bereut Salimbeni beinahe seine zu offenbar preisgegebenen Gefühle, und nur der Gedanke, daß die Unglückliche Niemand gekannt, gibt ihm wieder seine verlorene Fassung. Aber der Ritt war gestört und aufgehoben, die Principessa verlangte nach Ruhe, und Salimbeni wollte sie nur verlassen, um in eigener Person alle Mittel zu ihrer baldigen Wiederherstellung anzubefehlen. So schieden beide trotz des stattgefundenen Ereignisses, das theils furchtbare theils seltsame Regungen in ihnen geweckt, mit der scheinbarsten Zärtlichkeit, welche dem ganzen Gefolge die vollste Ueberzeugung bringen mußte, daß dieser Unfall nur beigetragen habe, Salimbeni's Liebes-Ketten enger zu ziehen, bis sie am Altar unauflöslich würden.

Aber Salimbeni von verschiedenartigen Gefühlen gedrängt, lag in düsterm Zwiespalt mit sich selbst. Er hatte der Urbanität genügt, ohne daß sein Herz dabei so stark im Spiele war, als in dem Augenblick, wo die Liebe unter der Verhüllung des Mitleids zu erkennen gab, daß sie unbesiegbar sey, und des Hasses wie der Rache spotte. Er hatte sich vorgenommen, den Namen der Montanini aus seinem Gedächtnisse zu löschen, und deßhalb einen Schritt zu thun, um den sein Herz weniger als seine Eitelkeit wußte, der Besieger einer stolzen Spröden zu seyn. — Eine Lie-

bestrunkenheit wollte er der wahren Liebe entgegenstellen, und sie überwand ihn durch den einzigen Himmelsblick eines Mädchens, das er hassen sollte, weil sie seines Todfeindes Schwester war. Wie wird er Rache ausüben können, die er geschworen, wenn ihn eine stumme Bittende schon entwaffnet? Bald hob sich jetzt sein Stolz empor; er warf sich Unmännlichkeit, Schwäche, Weichlichkeit vor; — er wollte — was? sie vergessen? unmöglich! als hätte er nur mehr einen Gedanken, kam er immer wieder auf denselben zurück. Vergebens hatte er unter rauschender Musik, die ihn betäuben sollte, sein Nachtmahl eingenommen; den Becher rasch geleert, um alle seine Launen zu besiegen; die Musik war ihm zum Mißgetön, woraus er das Aechzen der armen Angelika zu vernehmen glaubte; Speise und Trank mundeten nicht; der Schlaf, der Bändiger aller Schmerzen, sollte herbeigerufen werden. Aber der Schlaf erschien ihm nicht, mit seinem balsamischen Mohnstengel die glänzenden Augenlieder berührend. Unmuthig wälzte er sich auf seinen Sammetpolstern unter dem vergoldeten Baldachin-Bette, — es riß ihn wie mit einer unerklärbaren Gewalt vom Lager auf. „Was will ich denn?“ rief Salimbeni unmuthig aus, „von der Schwester, deren Bruder ich hinrichten lassen muß, wie die Dinge stehen? Er wird sterben, und ihr Haß wird dann wohl erwachen, ihr Haß, den ich weniger fürchte, als ihre Liebe, die mir nie werden kann, so lange der Bruder lebt! Soll ich mit der Ehre markten; dem Verbrecher die Freiheit geben für einen Preis, den ich nie fordern, er nie annehmen würde? Nimmer! Angelika ist für mich in jedem Falle verloren. — Nicht dieser mich martern-

den Liebe, nur dem Gefühle meiner Schwermuth darf ich mich hingeben. So sey mir dazu willkommen, Nacht, die du deinen Sternenmantel über alle menschliche Leiden der Hütten wie der Palläste aushängst, und dem armen Reichen wie dem reichen Bettler deine Majestät, die auf alles Irdische vergessen macht, mittheilst. In deine freien Räume will ich hinaus, deinen Balsam will ich athmen, und dir, der Schweigenden, allein meine Liebe und meine Leiden anvertrauen; du deckst ja den Purpur meiner Scham, die der Tag nicht erblicken darf, mit deinem Schleier!«

Rasch raffte er sich auf, befahl ein Roß zu satteln, und in einem Anzug, worin man gewiß Salimbeni nicht erkannt hätte, — einen Krempenhut tief über das Gesicht gezogen, ritt er, von einem einzigen Diener begleitet, zu Sienna's Thor hinaus, das sich auf seinen Wink öffnet und schließt.

12.

Schweigend hatte Salimbeni tief in seinen braunen Mantel gehüllt, an der Seite seinen treuen Stallmeister, der einen Theil seiner ihn verzehrenden Leiden kannte, einen geraumen Weg in der Umgebung außer der Stadt zurückgelegt. Die Zügel seinem Rosse ohne alle Lenkung überlassend, war es ihm gleichgültig, wo es ihn hinbringen würde, wenn er nur im Freien das brennende Feuer seines Innern ausathmen konnte. Das treue, an den Herrn und seine Launen gleichsam gewöhnte Thier schlug daher denjenigen Pfad ein, den es schon öfter gemacht, und wohin es trotz der zweifelhaften Schatten der Nacht so gut als bei

hellem Tage fand, als wäre es dazu abgerichtet worden. Dieser Weg aber war kein anderer, als der nach dem Kastanienwalde in die Nähe der Villa Montanini führte. Salimbeni gewahrte es selbst nicht eher, als bis der breite Schatten des Waldsaumes ihn umfinsterte, und sein Stallmeister sich endlich unterstand, Illustrissimo zu erinnern, wie weit sie sich in dunkler Nacht, die keines Menschen Freund sey, schon von der Stadt entfernt hätten, und ob es Illustrissimo nicht vielleicht gefällig wäre, umzukehren. Statt aller Antwort streichelte Salimbeni in bitterer Schwermuth sein Roß, als wollte er es ihm gleichsam Dank wissen, daß es ihn an den Ort gebracht, wohin seine Gedanken längst vorausgeflogen in süßen schmerzlichen Erinnerungen schwelgten, wie bei einem letzten Abschiedsmahl, das uns auf ewig von den theuersten Menschen trennt, die Liebe und Freundschaft an uns ketteten. Noch einmal und nie wieder will er die Rasenstelle küssen, wo er das engelgleiche Wesen kennen gelernt, und in Augenblicken der reinsten Liebe den Genuß der Himmelsfreuden gehabt und verloren. Er will von den Höhen des Waldes hinabschauen auf das Dach, wo sie in stiller Ruhe der Unschuld lebte, bis — O! wie feindselig, wie grausam hat ihn das Schicksal zwischen diese himmlische Unschuld und den Rachegeist des Bruders gestellt, und ihm, dem alle Wünsche des Lebens zu Gebote zu seyn scheinen, gerade von dem höchsten Wunsche seines Herzens ausgeschlossen! Eben verfolgte er mit der den Schwermüthigen eigenen schmerzlichen Lust, ihrem Grame nachzuhängen, diese traurigen Betrachtungen, als der Stallmeister ängstlicher als je in ihn drang, auf die

Rückkehr zu denken; indem er am Saume des Waldes hin verdächtige Bewegungen von Menschen bemerkt habe. „Gewiß, Illustrissimo,“ setzte der Stallmeister besorgt hinzu, „es wäre besser, rasch umzuwenden, da wir noch einen Vorsprung, zumalen zu Pferde, vor ihnen haben.“

„Das würde Furcht oder Feigheit verrathen, und jedenfalls sie auf uns noch aufmerksamer machen. Da wir ihnen schon so nahe sind, so halte ich es für das Beste, keck an ihnen vorüber zu reiten. In unserm Anzuge haben wir höchstens zu erwarten, daß sie uns für ihres Gleichen, für Gauner halten, die Nachts auf Geschäfte ausziehen, wozu sie keine Beleuchtung brauchen.“

„Oder vielleicht auch für Reisende,“ versetzte der Stallmeister, „die ihnen gerade recht in's Garn laufen.“

„Nun wenn auch,“ meinte Salimbeni kaltblütig, „dann kostet es höchstens seine Börse, die sie beide los und ledig kaufen wird.“ Mit diesen Worten ritt er, ohne des Stallmeisters Einwendungen weiters anzuhören, gerade auf den Waldsaum zu.

Der weiche Graspfad, auf dem sie zwischen dichtem Buschwerk fortritten, ließ sie bei der schrägen Richtung gegen die Waldecke hin so nahe unbemerkt zu der vom Stallmeister befürchteten Stelle kommen, daß sie deutlich Sätze eines sehr verdächtigen Gespräches von Menschen vernehmen konnten, die sie noch nicht sahen.

„Jetzt muß,“ sprach einer, „nach meiner Berechnung der Fang gelungen, und der Vogel im Netz oder im Käfig erwischt worden seyn.“ —

„Bei allen Wettern es ist Zeit!“ versetzte ein

anderer, damit uns das Gold der Principessa nicht auch entgeht, wie das Lumpengeld, das uns der Filz für den Meineid bot.“

„Stille!“ hieß es zurück, „hört ihr kein Geräusch? Sie kommen! Hufschlag im Dickicht; — es wird Francesco seyn.“ —

In diesem Augenblicke gibt Salimbeni, der nur zu viel gehört hatte, um nicht mit Entsetzen erfüllt zu werden, seinem Pferde so heftig die Sporne, daß er wie mit einem Satze das Dickicht gewaltsam durchdringt und mit gezogenem Schwert auf zwei vermummte Kerl, die er gewahr wird, herfällt.

Aber der eine hatte ihn kaum erblickt, als er mit der Gelenkigkeit und Schnelle einer Wildkatze an einem großen Baume hinaufkletternd, von Ast zu Ast und so von Baum zu Baum sich schwingt und aus dem Gesichte verschwunden ist. Nur eine dürre Pickelhäring-Gestalt, vor Angst und Schrecken klappernd, und ganz im braunen Mantel eingewickelt, der über den Kopf gezogen ist, als solle er ihn unsichtbar machen, kniete am Boden, von Salimbeni's kräftiger Faust, da er sich rasch von seinem Pferde geschwungen, niedergehalten.

„Bube!“ donnerte er ihm zu, „du bist des Todes, wenn du nicht Alles eingestehst, was euere verdächtigen Reden, die ich mit angehört, bedeuten wollen! Weg mit der Mummerei, die dir nichts mehr nützt!“ In diesem Augenblicke reißt er ihm, der sich dagegen sträubt und sich nur desto ängstlicher zu verbergen strebt, den braunen Mantel vom Gesichte, aber wen erblickt er? — Es ist der allerunterthänigste gehorsamste Schreiber des hochansehnlichen Messer Pan-

gratio, der ihn öfter in Wechselgeschäften zu Don Salimbeni geschickt, und der es seiner Kriecherei verdankte, daß er von der ganzen Dienerschaft bis zu dem Kammerdiener und den Pagen des Grafen wohl gelitten, und sogar gnädig von dem Herrn selbst manchmal angesprochen war.

„Wie Ihr?“ fuhr Salimbeni voll Erstaunen auf, „was macht ihr hier Nachts im Walde?“ — „O!“ zitterte der Pickelhäring hervor, „es ist nichts, gar nichts als eitle Mummerei eines Abenteuers, wie denn auch wir gemeine Seelen uns zu haben unterstehen.“

„Elende Lüge!“ brach Salimbeni weiter los, „ihr habt Namen genannt, die das Geheimniß eines schon vollbrachten, oder noch zu vollbringenden Schurkenstreiches anzeigen. Heraus damit, oder du bist des Todes!“ Hier setzte er ihm die Spitze seines Schwertes an die Kehle, und das war hinlänglich, dem Pickelhäringe die Worte auszupressen: „Habt Erbarmen, ich will Alles eingestehen.“

„Wohlan,“ fuhr ihn hastig Salimbeni an, „beichte, aber wenn du eine einzige Lüge gesagt hast, so sollst du schon morgen hangen.“

Jetzt begann der Pickelhäring eine Beichte, die Salimbeni's Haare sträuben machte, als er das schändliche Gewebe der Verfolgung vernahm, in welches die arme Angelika durch die Principessa und ihren ehrlosen Buhlen Francesco verwickelt, jetzt das Opfer ihrer vereinten Leidenschaften werden sollte. Mit Schrecken hörte er, daß man die Unglückliche im Gehöfe der Principessa erkannt, und ihr auf der letztern heimlichen Befehl von Francesco nachgesetzt worden, daß Francesco sie auf der Rückkehr nach der Villa oder

in dieser selbst diese Nacht zu rauben beschloß, und daß er wahrscheinlich jetzt in der Ausführung der That begriffen sey, weil er mit seiner Beute noch nicht in den Wald gekommen, wie er ihnen, die auf der Lauer gestanden, wenn Angelika vielleicht diesen Weg genommen, angesagt hätte.

„Angelika!“ schrie Salimbeni, außer sich vor Schmerz, aus, Angelika in Gefahr, und ich noch hier! Mit einem Fußstoß wirft er verächtlich den Schreiber zu Boden, und ruft seinem Stallmeister zu, den Buben nicht entkommen zu lassen, und aus seiner verdammten Seele noch alle Geständnisse, die er weiters haben möchte, zu pressen; er aber setzte beide Sporne blutig in die Seiten des Rosses, und als trüge ihn der Sturm, fliegt er Angelika's Villa ganz allein zu. Seine von Schrecken und Schmerz gefolterte Seele gibt sich den fürchterlichsten Bildern der aufgeregten Phantasie preis. Er hört überall ein Stöhnen und Aechzen wie Todesgeröchel; er wittert Leichengeruch; er glaubt in die Tiefe des Waldes etwas schleppen zu sehen. Das schwankende Licht des Mondes, das auf ausgehöhlte oder von der braunen Rinde entblößte nackte weiße Stämme fällt und im wirren Nebelduft gaukelt, gebährt alle Augenblicke neue gräuliche Gestalten und Bilder, und er rennt wuthentbrannt sinnentoll darauf hin, glaubt schon die Banditenbrut in ihrem blutigen Mitternachts-Gewerbe zu sehen; — will; — aber Lichter, Schatten und Nebel verschwinden in nichts; der Wind pfeift nur durch die Stämme des Waldes. Gott, wie lange wird dem Dahinstürmenden der Weg nach der Villa! aber nun erblickt er sie am Abhange in der Tiefe des Thales. Sie

liegt so stille, so ruhig im Schooße der reizenden Gegend, wie das gute Gewissen im Herzen der Frommen, die unter diesem bescheidenen Dache ein unglückliches Asyl hat. Jetzt ist er dort; aber er vernimmt weder Geräusch noch verdächtige Bewegung, er sieht keine Spuren eines gewaltthätigen Einbruches, nur eine traurige Oede herrscht durch die Schatten, die das Mauerwerk der Villa verdüstern. Fenster, Thüren, selbst der Gatter zu dem Gärtchen sind versperrt. Gott! sie ist nicht mehr zurückgekommen; die Taube mußte auf ihrer Rückkehr aus der Stadt von dem elenden Francesco, der ihr schon lange nachgestellt, geraubt worden seyn! Er setzte sich wieder zu Roß und jagt mit verhängtem Zügel der Stadt zu; aber auch diese Strecke hin, so weit er den Blick zu senden vermag, so laut seine Stimme ihren Namen ruft, er kann nichts erspähen, nichts erkundigen. Vergebens schlägt er in seiner Verzweiflung an die Hütten der Landleute, und will mit Fackeln die ganze Gegend durchsuchen lassen; keine öffnet sich ihm, denn der eiserne Schlaf hält ihre müden Bewohner, und die Aufgeschreckten halten ihn für einen Räuber, für einen Rasenden, die beide gefährlich sind. Endlich stürzt auch sein ermattetes Pferd unter ihm nieder, und er kann es trotz aller angewandten Mühe nicht mehr aufbringen; er selbst fühlt, daß seine Kräfte erschöpft sind, daß es ihm unmöglich ist, jetzt weiter zu kommen, und der Mächtigste in Sienna liegt trostlos und verzweiflungsvoll neben seinem treuen schnaubenden Thiere verlassen unter freiem Himmel auf der Erde.

13.

Angelika war wie durch ein Wunder der ihr schon gestellten Falle ihrer Verderber entkommen. Als sich Salimbeni im Schloßhof der Principessa in dem Augenblick von ihr gewendet, wo sie glaubte, daß er ihren stillen Schmerz, ihre stumme Bitte verstanden; da hielt sie es nicht länger im Gedränge mehr aus. Bis auf das Innerste ihres Herzens verletzt, von dieser selbst erhaltenen Schmach gebeugt, die auch seinen Familien-Haß gegen die Montanini nur zu klar beurkundete, suchte sie in's Freie zu kommen, um den zurückgehaltenen Thränen ihren Lauf zu lassen. Aber nur mit Mühe kann sie sich wieder durch die Menge zurückdrängen, ja sie glaubt sich öfter gehalten und wie ein Geflüster in ihre Ohren zu hören: Angelika, ich will dein Schützer, dein Begleiter seyn. Sie sieht im süßen Wahne um, und erblickt die ihr widrige Gestalt Francescos, der offenbar ihr in keiner guten Absicht nachgeeilt war; denn wohl erkannte sie, daß nie ein zartes Gefühl in diese abgeschmackte Hülse einer Seele kam. Sie gibt ihm daher keine Antwort, sie eilt nur rascher fort; aber der listige Betrüger lügt ihr vor, daß er von Salimbeni nachgeschickt käme. Da hält sie einen Augenblick wie von einem Zauber-Bann gehalten, ein, und er hat seine Beute erhascht. Er weiß mit Geschmeidigkeit und dem Schein der Arglosigkeit, ja der Theilnahme, sie begleitend, sie zur Rückkehr zu bewegen; — aber er schlägt eine andere Gasse dazu ein, die ihr öde und entlegen scheint,

so daß sie eine plötzliche Furcht anwandelt. Jetzt vernimmt sie das Geräusch von andern nacheilenden, hört wie Francesco in die Hände klatscht, und dieses Zeichen erwiedert wird, und in diesem gefahrvollen Moment entflieht sie mit der Schnelligkeit eines Rehes dem Verräther. Er ruft die Gefährten, zu eilen, er stürzt ihr nach, aber sie hat einen Vorsprung und gewinnt das noch offene Thor, das sie als dasjenige erkannt, welches zu ihrer Villa zurückführt. Jetzt erst sieht sie sich um, aber ihre Verfolger sind verschwunden. Der Abend ist einladend und schön im röthlichten Schein der Abend-Dämmerung, und sie entschließt sich noch den drei Miglien weiten Weg nach ihrer schützenden Villa zurück zu legen; denn wo soll sie bleiben in dem ihr fremden Sienna? Aber ihr guter Genius hielt sie davon ab und rettete sie durch ihr religiöses Gefühl. Sie erblickte eine Feldkapelle und will vorerst ihr Abendgebet verrichten. Ein Wunderbild, zu dem die Landleute große Andacht tragen, ist darin, und mit gefalteten Händchen sinkt sie davor nieder. Sie betet inbrünstiglich zum Himmel, und gelobt sich ihm ewiglich zu weihen, wenn er sie aus ihrem großen Elend, den Bruder durch Henkers-Hand zu verlieren, erlösen werde. Aber wie sie so betet, hört sie an der Mauer die hastigen Schritte ihrer Verfolger, welche unter Gepolter vorüberziehen. „Sie kann noch nicht hinaus seyn.“ — „Sie ist schon längst fort, aber wir können sie noch zu Rosse ereilen,“ versetzte der andere. „Laß uns alles durchsuchen — die ganze Umgebung!“ schrie erboßt, daß sie ihm entwischt sey, Francesco; „bei meiner Ehre! sie soll mir nicht entkommen. Hundert Zechinen werden dem aus-

bezahlt, der sie heute noch auffängt. Ich bürge dafür; ihr wißt, ich habe gute Kundschaft." Unter diesen, Angelika gleich Banditen-Dolche verwundenden und tödtenden Worten hatte sich die saubere Sippschaft nach allen Richtungen zur Villa hin zerstreut. Bald war es dunkel und immer finsterer, bis die Mondscheibe die Gewölke auseinander trieb, und die helle klare Nacht eintrat. Aber Angelika kniete immerfort inbrünstig betend vor dem Kreuzbilde, das sie schon gerettet hatte, — bis Ermüdung und Schlaf sie überwältigten, und sie des Morgens früh von andächtigen Landleuten, auf den steinernen Betstufen liegend, mit gefalteten Händen gefunden ward. Sie erbarmten sich des armen schönen Mädchens, das keine Schlafstelle auf der Welt zu haben schien, als eine kalte Feldkapelle, wo sie vom Nachtfrost beinahe erstarrt war, und Angelika, die es nicht für gut hielt, andern ihren Namen, noch ihre Verhältnisse zu verrathen, ließ sie bei diesem Glauben, und bat sie nur, sie in's Ströve-Thal zu bringen, wo sie dann schon weiter finden wollte, welches auch die guten Leute gerne eingingen. Unterwegs erzählten sie gar gräuliche Geschichten von dieser schauerlichen Nacht, in der ein Ritter ermordet worden seyn soll, dessen todtes Pferd man noch auf dem Wege gefunden, und wie eine Rotte Banditen in der ganzen Gegend gehaust habe, daß man des Raubens und Brennens mit Zittern gewärtig gewesen. Angelika hatte dieses mit der Gleichgiltigkeit angehört, die denjenigen bis zur Abstumpfung umzieht, der alles auf der Welt, selbst jede Hoffnung verloren hat, und den nichts mehr, auch der Tod nicht schreckt. Sie hatte mit der Welt

abgerechnet; ihr Entschluß war gefaßt. Sobald sie sich wieder in ihrer Villa sah, in der ihre alte zurückgelassene Magd sie unter Weinen und Jammern erwartete, aber vor Angst und Schrecken, und schon weil Angelika es ihr verboten, sich nicht getraute, ihre Kammer zu verlassen, um so mehr, als sie am Vorabend verdächtiges Geräusch vernommen, schloß sich Angelika ganz allein in ihr Gemach ein, und schrieb heftig bewegt und oft ihrer Fassung nicht mehr mächtig, folgenden Brief an ihren Bruder.

„Mein geliebter Bruder!

„Wenn ich in diesem Leben dich nicht mehr sehen „sollte, so nimm diese Zeilen, die aus der zitternden „Hand deiner Schwester fließen. Sie sind die Bür„gen ihrer reinen Gesinnungen, nicht unwürdig des „Hauses der Montanini, das der Rachegeist zu Grunde „gerichtet hat. Ich habe dich geliebt, wie meinen „Augapfel, und dir alles aufopfern wollen, was eine „fühlende Seele ihr höchstes Gut nennt. Dieses möge „dir schon beweisen, wie unschuldig ich an deinem „Schicksal bin. Aber empfange jetzt von mir den „heiligen Schwur, daß ich bis zum letzten Augen„blicke meines Lebens deinem Willen getreu bleibe. „Die Täuschung meines Herzens ist vorüber, und so „wie ich den heiligen Eid dir geleistet, denjenigen „unbedingt zum Gemahl zu nehmen, den du mir ge„ben würdest; so will ich, wenn Gott deinen Tod „beschlossen hat, — nun keines Mannes Weib mehr „seyn. Wenn das Schreckliche geschehen sollte, woran „ich ohne zerreißenden Schmerz und Verzweiflung nicht „denken kann, nehme ich den Schleier, und mein Ge=

„schäft auf dieser Erde ist nunmehr für dein und un„serer unglücklichen Familie Seelenheil zu beten.

„Deine bis in den Tod dich liebende
„Schwester Angelika.“

Die thränengeschwollenen Augen hatten beinahe der Armen ihre Dienste versagt, der bebenden Hand entfiel die Feder, die das Testament ihrer Seele niedergeschrieben und lange dazu gebraucht. Oft fuhr sie an den hochschlagenden Busen, aus dem das Herz herauszuspringen drohte; aber endlich hatte sie sich doch wieder gefaßt und ihrer Magd gerufen.

„Einzige treue Seele, die ich auf der Welt noch besitze,“ redete sie selbe an, „erfülle mir jetzt vielleicht den letzten Dienst, und was von den Trümmern unsers Glückes übrig bleibt, sei dafür deine Belohnung. Eile, laufe nach der Stadt und trage diesen offenen Brief nach dem Staatsgefängniß; man wird die Barmherzigkeit haben, ihn zu überliefern. Warte auf Antwort, oder bringe mir wenigstens Gewißheit über meines unglücklichen Bruders Schicksal, — was es auch immer ist,“ setzte sie mit sterbender Stimme hinzu, „auch das meine hängt davon ab.“

Die treue Magd war fortgeeilt und den ganzen Tag lang ausgeblieben, während dem Angelika wie in Todesangst auf sie harrte, von martervollen Gedanken geängstigt. Die Nachbarinnen, welche erfahren hatten, daß Angelika wieder aus der Stadt zurück sei, zögerten nicht unter dem Vorwand, sich um ihre bedrängte Lage zu bekümmern, sie noch mehr durch allerlei Neuigkeiten oder neugierige Fragen zu foltern. Unter dem albernen Geplauder, dessen sich die arme

Angelika nicht erwehren konnte, und das sie mit beklemmter Brust geduldig anhören mußte, fiel ihr dennoch die Erzählung von einem tief in Mantel Gehüllten auf, der zur Zeit ihrer Abwesenheit spät in der Nacht um ihre Villa herumgetummelt, und wehmüthig ihren Namen ausgerufen habe. Eine Nachbarin behauptete, sein Roß in der Gegend öfter gesehen zu haben, und Angelika, setzte sie geschäftig hinzu, müßte es vielleicht besser gekannt haben. Diese Nachricht, verbunden mit dem schon früher gehörten, daß diese Nacht ein Ritter ermordet worden sei, machte plötzliche Röthe und Todtenblässe auf Angelika's Wangen miteinander wechseln. Ihr erster Gedanke fiel auf Salimbeni, ihr zweiter auf die furchtbare Blutrache ihrer Familien. Aber erstern hatte sie ja prangend und sie keines Wortes würdigend im Gehöfe der Prinzipessa gesehen, die, nach dem Gerücht der Stadt, seine Versprochene war. Die Hand aber, welche die Blutrache vollziehen wollte, war jetzt gefesselt, und der Familien-Rächer sollte selbst der Rache Opfer fallen. Gott! welcher schreckliche Zustand ihrer Seele, wenn der noch immer in ihrem Herzen angebetete Geliebte fiel, — oder der Bruder bluten sollte! Mitten in diesem Gewirre der Gedanken, die sie fast zur Wahnsinnigen machen, zerstübt eine Erscheinung, die man aus der Ferne gewahrt, augenblicklich alle Nachbarinnen, welche nicht genug eilen können, sich darüber Aufschluß zu verschaffen.

Angelika bleibt mit ihrem unendlichen Schmerz wie in einer Art Betäubung allein zurück. Sie hörte nichts von dem immer näher kommenden Lärm der Stimmen der Verwunderung und der Evivas; nichts

vom Getrappe der Saum-Thiere mit läutenden Glocken, dem gewaltigen Peitschengeknalle, womit ihre Lenker prangen, wenn sie zu irgend einer Festlichkeit ausziehen. Sie hört kein Jauchzen der Menge, die vor der Villa sich lagert. Aber jetzt öffnet sich die Thüre — die treue Magd stürzt herein, halb weinend halb lachend, und nicht zu Worte kommend. „Um Gottes Willen! du bringst?“ ruft ihr Angelika entgegen.

„Gnade! Gnade!“ stottert die Magd heraus — „und —“ „Mein Bruder ist gerettet!“ schrie Angelika auf. „Er liegt in deinen Armen!“ ruft eine Stimme, und Montanini preßt Angelika inniglich an sein Herz.

14.

Montanini's Rettung in dem Augenblick, wo man seine Hinrichtung erwartete, war jetzt das Gespräch in ganz Sienna; aber Jedermann so räthselhaft, daß die seltsamsten Gerüchte sich darüber verbreiteten. Montanini, der sich keine Hoffnung mehr machte, seinen Feinden zu entgehen, war darüber Anfangs nicht wenig erstaunt, als ihm seine Befreiung aus dem Kerker angekündigt wurde. Aber noch mehr war er es, als ihm der Schatzmeister der Republik wissen ließ, daß die Lösungs-Summe, die ihm statt aller weitern Strafe auferlegt wurde, und die noch immer so beträchtlich war, daß sein ganzes Gütchen nicht dafür hingereicht hätte, weshalb er lieber im Schuldenthurm bleiben, als solches veräußern wollte, — für ihn bezahlt sey.

Montanini's erster Gang war zu dem Schatzmeister gewesen, um darüber Aufklärung zu erhalten; aber lange zögerte dieser damit, bis er ihm ein ver-

schlossenes Schreiben übergab, dessen Durchlesung Röthe und Verwirrung auf Montanini's Antlitz brachte. Jetzt war sein Entschluß gefaßt, er nahm die Freiheit an, um ihn so schnell wie möglich ausführen zu können. Mit diesen Gesinnungen kam er, begleitet von einer Menge Bekannter und Verwandter, die sich wenig um ihn bekümmert hatten, so lange er im Unglück und Elend war, und von Neugierigen, die jedes Ereigniß, gut oder schlimm, als Wortführer, Ausposauner und Beklatscher nach sich zieht, gleichsam im Triumph, wie wir bereits gesehen, auf seiner Villa an. Aber wie erschrack nach den ersten Ergießungen brüderlicher Zärtlichkeit seine kaum glücklich überraschte, der Seligkeit des Wiedersehens eines so geliebten Gegenstandes sich hingebende Schwester Angelika, als er sie nur zu bald an ihr früheres eidliches Versprechen erinnerte, nur denjenigen zum Manne zu nehmen, den er ihr vorschlagen würde, und jetzt die Erfüllung desselben erheischte. Vergebens suchte sie ihn von diesem Gedanken abzubringen, indem sie ihm vorstellte, daß ja ihr Schicksal sich jetzt gewendet und eine Maßregel, die ihrem Herzen so theuer zu stehen käme, eben so unnöthig, als ihre Ausführung jetzt grausam sei. Montanini berief sich auf ihren Eid, auf ihre Liebe zu ihm, und vor allem auf eine so schwere Verpflichtung, daß ihre Nichterfüllung für ihn Schande, für sie Unglück bringen müßte. Umsonst flehte sie ihn an, sie den Schleier nehmen zu lassen, indem sie, wie sie in ihrem Briefe an ihn fest entschlossen erklärt hätte, ja auf alles weltliche Glück verzichten wolle; der Bruder drang nur desto heftiger, ja mit aller von ihm behaupteten brüderlichen Macht in sie; indem er ihr erklärte, nur

diese Erfüllung könne ihn jetzt seinem höchsten Zweck entgegenführen, ohne dem er unerreichbar, und sein Leben künftig ohne Werth sei. Er drohte sogar, auf irgend eine Art den Weg in seinen Kerker wieder zurückzufinden, wenn sie sich länger weigerte, aus seiner Hand den Bräutigam zu empfangen.

Angelika erschrack, ach! sie kannte ja den unversöhnlichen Rache-Sinn ihres Bruders — und bebte für den noch immer in ihrem Herzen geliebten Salimbeni. — Aber sie getraute sich selbst seinen Namen nicht zu nennen, und hoffte durch ihre gänzliche Ergebung in den Willen des Bruders ihn von dem schauderhaften Gedanken völlig abzubringen.

So geschah es denn, daß sie sich eines Abends bereden ließ, ein für sie bereitetes Saumthier zu besteigen, und mit ihrem Bruder, der ein gleiches ritt, dahin zu ziehen, wo ihre Bestimmung sich vollenden sollte.

Wir folgen dem Geschwister-Paar nicht nach, sondern verfügen uns mitten in einen Pallast Sienna's, wo in einem von Kandelabern düster beleuchteten Saale Salimbeni mit großen Schritten auf und nieder ging. Auf einem Schreibtische lagen offene Briefe, die er so eben ausgefertigt, unterschrieben oder versiegelt hatte; aber seltsam genug standen dazu verschiedene Waffen, die ebenfalls darauf blitzten. Diener gingen hin und her, Befehle von ihm holend oder schwere Koffer tragend, die eben gepackt worden waren, und alles zeigte auf eine Abreise, die jetzt schleunig ausgeführt werden sollte. Aber Salimbeni sah dabei so finster darein, als käme ihm diese Abreise schwer genug an, und er hatte dem Haushofmeister, der sich Ver-

haltsbefehle erbat, so wenig als dem Diener, der um die Stunde der Nacht frug: wenn es Illustrissimo gefällig sei, daß die Pferde gesattelt, und die Maulthiere bepackt und bespannt werden sollten, geantwortet. Sein ernster Blick schreckte seine Leute, die, obwohl seit längers an diese Launen ihres Herrn gewöhnt, ihn doch noch nie in solcher Aufregung gesehen hatten, zurück, und Salimbeni fuhr fort, wieder hastig durch seine Hallen zu schreiten. Endlich blieb er bei seinem Tische stehen, und einen Brief unterzeichnend, den er eben geschrieben, brach sein Unmuth in folgende Worte aus: „So ist es geschehen, zerrissen auf immer ist das Gewebe deiner Ränke, mit dem du mich umstrickend an den Rand meines Unglücks hingezogen hättest, wäre die Entdeckung nicht noch zu rechter Zeit erfolgt. Ha! schöne bunte Schlange, deine verführerischen Kreise werden mich nicht länger umziehen, der berauschende Taumel, dem sich mein tief verwundetes Herz ergab, ist zerstiebt; klar und hell sieht jetzt mein Aug' in dir nur die Sirene meines Lebens. Du hast die Tiefe meines Gefühls nicht gekannt, das du ersticken wolltest, und das unzerstörbar in meiner hoffnungslosen Brust bleiben wird. Nimm dafür statt den Brautkranz meine Verachtung."

„Auch dir habe ich genügt, barbarisches Vorurtheil einer finstern Zeit, die du Blut mit Blut abzuwaschen foderst. Die Stunde, in der ich dem unversöhnlichen Rache-Geist kühn begegnen wollte, ist verschwunden, und der Salimbeni's Ehre genug gethan. So hält mich denn nichts mehr in meinem Entschlusse auf." Bei diesen Worten zieht Salimbeni die Glocke auf seinem Tische, und sein Geheimschrei-

der erscheint auf den wohlbekannten Klang. — „Ueberbringt dieses Schreiben,“ gebietet er ihm, „morgen der Principessa Moraldi und meldet ihr: daß ich bereits diese Nacht abgereis't sei. Diese Papiere sind dem Staats-Prokurator zuzustellen; sie sollen Sienna von den schändlichen Menschen befreien, die sein Bürgerthum, das sie mit so viel Prunk und Stolz zur Schau tragen, beflecken, und ihrer schlechten Absichten wegen die Männer der Signoria in die Gemeinheit herabziehen wollen, in der sie selbst stehen. Wahrlich ich bin nicht länger versucht, einem solchen Bürgerthum meine Dienste zu widmen. Ich habe gethan, was ich zu thun schuldig war.“

„Diesen Brief“ — sprach er etwas leiser und bewegt, „sucht wie ihr immer vermögt in die Hände Angelikas Montanini selbst zu übergeben. Es ist mein Abschied von ihr. Er möge ihr beweisen, daß Salimbeni ihrer nicht unwerth war. Sagt ihr, lieber Carlo,“ fuhr er sehr gerührt fort, „daß ich ihrer Liebe wegen keinen Haß kenne. — Und nun laßt mein Reisegeräth und meine Rosse bereit seyn, in einer Stunde ist Sienna hinter mir.“ Der Geheimschreiber wollte so eben noch weitere Anordnungen seines Herrn vernehmen, als ein Diener meldet, daß zwei Ritter den Grafen Salimbeni zeugenlos zu sprechen wünschten. „Ha!“ also dennoch!“ entfuhr Salimbeni mit einem Gefühl von Erbitterung. „Haben sie ihre Namen angegeben?“ „Sie wurden abgefodert, aber verweigert,“ versetzte der Diener; „indem der eine erklärte: das Geheimniß ihres Namens sei von einer Wichtigkeit, die der edle Graf selbst einsehen würde, sobald er sie vor Augen bekäme.“

„Er ist's, daran erkenne ich den Ungebändigten," murmelte Salimbeni für sich. „Das furchtbare Geheimniß ist seiner Lösung nahe."

„Laßt sie vor, und entfernt euch!" „Gnädigster Gebieter," wendete jetzt besorgt der Geheimschreiber ein, „habt wohl Acht, daß ihr euch keiner Gefahr aussetzet, Herren eures Ranges haben viele, auch niedrige Feinde."

„Die ich verachte," erwiederte Salimbeni, großherzig, „wenn sie meine Handlungen nicht entwaffnen und demüthigen können. Laßt sie immer vor, Salimbeni hat sich vor seinem Gewissen, sonst vor Niemand zu fürchten, und sein gutes Schwert wird ihn zu sichern wissen. Bleibt, wenn ihr wollt, im Vorgemach, und erwartet, bis ich euch rufe; — ihr aber führt die Fremden ein."

Alsobald wird der Vorhang der Thüre gelüftet, und herein traten zwei tief in Mänteln Verhüllte, deren niedergeschlagene Krempenhüte mit Federn sie noch unkenntlicher machten.

Salimbeni, den einen trotz seiner Vermummung sogleich als Montanini, seinen Todfeind, erkennend, ergreift sein Schwert und ruft ihm mit kalter, fester Stimme zu: „Endlich erscheinst du zur Lösung der Blutrache! Hier ist kein Verrath zu fürchten, und falle ich, so gehst du frei aus meinem Palast, mit der Bedingung, dieses Blatt an deine Schwester abzugeben."

„Was zögerst du? Hier wähle die Waffen!" Bei diesen Worten stürzt Montanini, seinen Mantel auseinander werfend, zu Salimbeni's Füßen.

„Salimbeni!“ ruft er aus, „deine Rache hat die Blut=Rache besiegt! Du hast deinen Todfeind, der dich mörderisch anfiel, vom Henkerbeil befreit, und der Ehre und Freiheit wieder zurückgegeben. Du hast Angelikas Unschuld und Ehre geschont und vertheidigt, und ihr die einzige Stütze, ihren Bruder, zurückgesendet; du hast eine Rache geübt, die jede andere vertilgt, und mich mit Scham bedeckt. Edler Salimbeni! nimm dafür der unglücklichen Geschwister, deiner ewigen Schuldner, gränzenlosen Dank. Nimm hin, was das erbitterte Schicksal uns allein gelassen, Uns selbst; du hast uns gerettet, und wir sind dein eigen geworden. Nimm Angelika hin,“ fuhr er fort, indem er seine Begleitung enthüllte, wenn deine Liebe noch dieselbe ist; ich überliefere sie deiner Großmuth; Salimbeni kann nur edel seyn!“

Bei diesen Worten entfernte sich Montanini rasch und ließ seine Schwester bei dem überraschten Salimbeni allein zurück.

Salimbeni versuchte jetzt, erschrocken über Angelikas Antlitz, das, mit Todes=Bläße überzogen, die Spuren höchster Verzweiflung zeigte, zarte Beruhigungs=Worte an das arme zitternde Mädchen zu richten; aber als ihre Verwirrung, sich in dieser Lage zu befinden, sich nur steigerte, als häufige Thränen und Schluchzen ihre abgebrochenen, kaum vernehmbaren Worte erstickten, da entfernte sich Salimbeni alsobald mit den Worten: „Himmlische Angelika, du bist in diesem Gemach wie in einer Kirche, erwarte mich in kurzer Frist zurück.

15.

In unbeschreiblicher Angst mit der tiefen Beklemmung ihres verletzten Gefühls durch den Bruder, der in seiner Rache, wie in seiner Dankbarkeit, keine Gränzen zu halten wußte, und der sie durch Täuschung und Ueberredung in Salimbeni's Palast, den sie nicht kannte, wohin sie nichts mehr in der Welt hätte bringen können, geführt, war die arme Angelika wie ein versteinertes Bild in dem Gemache zurückgeblieben. Der Gedanke, so spät in dem Hause eines Ritters zu seyn, von dessen Verhältniß mit ihr, die Verläumdung, nur zu viel Böses ausgestreut, und der in diesem Augenblick nach den allgemeinen Stadtgerüchten der Bräutigam der Principessa Moraldi war, setzte sie in namenlose Verzweiflung. Zwar bürgte ihr Salimbeni's edles Herz, seine gezeigte Großmuth und die Zartheit seiner Behandlung in dieser ihrer Lage, genugsam für jede zu befürchtende Entwürdigung; doch — konnte sein unverbrüchliches Schweigen über diese Stunde der höchsten Wonne und des höchsten Schmerzes auch die Welt, die alles vergiftende, verstummen machen? So gefoltert und dem nächsten Augenblicke nicht trauend, was er immer bringen möchte, beschließt sie schleunigst zu entfliehen. Aber jetzt bedenkt sie, daß eine solche übereilte Flucht ohne eigentliche drängende Ursache nur irgend einen Verdacht erzeugen möchte, und daß es ihrer würdiger sei, zu bleiben, und Salimbeni's Worten Zutrauen zu schenken. Während sie so überlegt, vernimmt sie immer näher kommendes Geräusch; sie hört Fußtritte

von vielen Personen, und schon öffnet sich die Flügelthüre des Saales. Pathetisch traten jetzt mehrere stattliche Frauen herein, die überall aus der Nachbarschaft zusammengebeten, sich in Eile in den unerläßlichen Putz geworfen hatten, um, wie ihnen angesagt worden, ein hohes edles Fräulein zu vergesellschaften, welches sie in dem Palast Salimbeni's finden würden. Aber wie waren sie erstaunt, Angelika Montanini, von der sie so vieles gehört, und mitunter selbst ausgeklatscht hatten, in den Zimmern des Grafen zu finden. Dennoch schlug die Schüchternheit und das bescheidene Wesen der Jungfrau, womit sie sich der geschwätzigen Dienstfertigkeit, der sie umgebenden Frauen hingab, auch den Verdacht der argwöhnischsten nieder. Angelika hatte sich in wenigen Augenblicken alle gewonnen, und jede suchte die andere in Beweisen von Zuvorkommenheit und Ergebung gegen sie zu überbieten. Aber jetzt erschienen zierliche Mädchen mit Blumen und Früchten-Körben, und überreichten ihr, sich lieblich vor ihr beugend, ihre köstlichen Erfrischungen, schlingen Blumen-Gewinde um sie und setzen einen herrlichen Kranz von weißen Rosen, mit Myrrthen durchflochten, auf ihre schöne, von schwarzem Haare überlockte Stirne. Töne von Zitherklängen und Harfen erwachen von allen Seiten her und erfüllen mit den zartesten Harmonien die Räume, die von angezündetem Ambra und Zimmet duften. Angelika glaubt sich wie in einen Feenpalast versetzt, wo jeder Augenblick neue Wunder bringt. Ihre Ueberraschung steigert sich immer mehr, je mehr sie diese auf den Mienen ihrer Frauen-Umgebung selbst erblickt; aber noch ist sie nicht am

Ende. In Gold und Silber strotzende Diener bringen auf Sammetkissen die herrlichsten, ja wahrhaft königliche Geschenke herein, und legen sie zu den Füßen Angelikas, die noch nichts von allem begreift, was um sie vorgeht, und sich vergebens nach der Ursache so vielen Prunkes und dem Uebersender erkundigt; obwohl sie ihn in ihrem Herzen, das vor Wonne jetzt bebte, schon zu errathen begann. Ihre jungfräuliche Ehre wollte der edelste der Jünglinge nicht nur retten, sondern verherrlichen. Aber warum erscheint er nicht selbst, den sie allein zurückwünscht, unter allem Zauber, der sie umgibt, ihr das selige Räthsel völlig zu lösen? Sieh, dieser Gedanke hat sie kaum durchglüht, und schon erschallen Trompeten und Paucken, und setzen Angelika und ihre Umgebung in freudige Verwirrung; denn von allen Seiten öffnen sich die Flügelthüren der Gemächer, und im hellen Lichter-Glanz zeigt sich ein mit Blumen ausgeschmückter Marmor-Saal, aus dem Salimbeni in prachtvoller Ritterkleidung, Montanini im nämlichen Schmucke an der Hand führend, umgeben von seinen zahlreichen Familiengliedern und Verwandten in Festkleidern, mit Pagen und Dienern hervorkömmt. Er naht sich sittsam und bescheiden der kaum mehr vor Seligkeit sich fassenden Angelika, und vor ihr auf ein Knie sich niederlassend und ihre Hand küssend, spricht er mit sanfter Stimme: „Salimbeni, der euch liebte, seit er euch sah, schöne Gräfin Montanini, bittet um euere Hand, die ihm der versöhnte Bruder, der Vaterstelle an euch ausübt, zugesagt hat. Angelika,“ setzte er bewegt hinzu, „der Himmel selbst hat uns zusammengeführt.“ Angelika fiel sprachlos

an seine Brust, und ein rauschendes „Es lebe hoch das edelste Brautpaar von Sienna!“ durchtosete zu verschiedenen Malen die Hallen des Saales. Als sich der Jubel, den die Geliebten benützten, in langer himmlischer Umarmung zu bleiben, gelegt hatte, begann Graf Salimbeni, der mit brüderlicher Wärme Montanini umarmte, mit Würde ihn so anzureden: „Graf Montanini, ich bin erfreut, euch öffentlich ankünden zu können, daß die schändlichen Urheber eures letzten Unfalles, die euch aus Eigennutz und Bosheit fälschlich vor der Signoria angeklagt, bereits der gerechten Strafe überliefert sind. Die Elenden wähnten, daß der beklagenswerthe alte Zwist unserer Familien, der mit dieser Stunde auf ewig getilgt ist, mich zu euerem Verderber machen könnte. Die Signoria, von euerer Unschuld überzeugt, wird euch nicht nur euer Vermögen, sondern den frühern Rang und Titel wieder zurückgeben. Das Bestreben, euerem Vaterland wieder nützlich zu werden, mag euch das Geschehene vergessen machen. Dankt dafür nicht mir,“ fiel er dem in den heißesten Ausdrücken sich ergießenden Montanini in die Rede; „sondern laßt uns beide dem Friedens-Engel Angelika danken, der uns, im Wahnsinne einer vergangenen Zeit so lange befangen, durch sein Beispiel beschämt und so schön zum Ziele der Versöhnung geführt hat. Das erste Gesetz, das ich ihr zu Ehren in der hohen Signoria vorschlagen werde, sei „ewige Aufhebung der Blutrache.“

In Jubel und bei einem prachtvollen Gelage verfloß die merkwürdige übrige Nacht der Versöhnung und Vereinigung beider edler Häuser von Sienna, und der kommende Morgen war zur feierlichen Trauung

in der Kathedrale bestimmt. Ganz Sienna war dort versammelt, die Glücklichen laut zu bewillkommen, nur die Principessa Moraldi hatte das Dunkel der Nacht benützt, um die Stadt hastig zu verlassen, wo ihre buhlerischen Künste eine solche Niederlage erlitten und entlarvt worden waren. Leider konnte sie ihr getreuer Stallmeister Francesco, der nach dem unglücklichen Ausgang seiner vorgehabten Entführung Angelikas mit dem submissesten Scrivano von den Sbirren eingefangen wurde und nur zu viel geplaudert hatte, nicht begleiten. Eben so wenig sein hochverehrter Erzeuger, der wohl ansehnliche Vorsteher der Handwerker und Künste, der wegen desselben Verbrechens, dessen er den armen Montanini fälschlich mittelst Meineid und Habsucht beschuldigt hatte, jetzt in dem Staatsgefängniß saß, und volle Zeit bekam, über die bürgerliche Alleinherrschaft, die sein Lieblings-Gedanke war, nachzudenken.

Die Unschuld hatte über die Bosheit einen vollständigen Triumph erhalten, wie die Liebe über die Rache.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS.

In der v. Jenisch & Stage'schen Buchhandlung in Augsburg ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Bray, M. A. E.

Historische Romane,

nach der zweiten Auflage aus dem Englischen übersetzt,

von

F. W. Bruckbräu.

1 — 35ste Lieferung. 12. geheftet 5 Rthl. 20 gr. oder 10 fl. 30 kr.

Ganz England wiederhallt von dem Ruhme der Mrs. Anna Eliza Bray, die in ihren historischen Romanen die Leser und Leserinen aus allen Ständen, wie durch einen unwiderstehlichen Zauber, zur unbedingten Bewunderung hinreißt. Man könnte sie den „weiblichen Walter-Scott" nennen, da sie nach den übereinstimmenden Urtheilen der gediegensten englischen und deutschen Journale in allen ihren Werken einen blühenden kräftigen Styl; eine glühende und doch wohlbeherrschte Phantasie mit unerschöpflichem Reichthume an Charakteren, Naturtreue, Festhalten an der geschichtlichen Wahrheit, mit geistvoller Auffassung und vollendeter Kenntniß des menschlichen Herzens, zugleich aber mit jener tadellosen Sittenreinheit in der Darstellung verbindet, welche die Dichterin und ihre Werke adelt, die selbst von züchtigen Jungfrauen unbedenklich dürfen gelesen werden.

Bray, M. A. E. Die Weißkappen, oder Anna von Gent. Ein Zeit- und Sitten-Gemälde aus den Niederlanden. A. d. Engl. 3 Bände. 12. 1838. Brosch. 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr.

— — **De Foix, oder Französische Zustände im vierzehnten Jahrhunderte.** Ein Zeit- und Sitten-Gemälde a. d. Engl. 3 Bände. 12. 1838. 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr.

— — **Der Talba von Portugal, oder Schicksale der Ines de Castro.** Ein Gemälde aus der Maurenzeit. A. d. Engl. 3 Bände. 12. 1838. 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr.

— — **Warleigh, oder die Schicksalseiche.** Eine Sage aus Devonshire. A. d. Engl. 3 Bände. 12. 1839. Brosch. 2 Rthlr. 12 gr. oder 4 fl. 12 kr.

Der Mönch und die Nonne,

oder

Bibliothek der interessantesten und anziehendsten Gemälde aus dem Klosterleben.

Zwei Theile. gr. 8. 1838. Velinpapier, elegant geh.
2 Rthlr. 16 gr. oder 4 fl. 30 kr.

Inhalt: Die Entführung einer Nonne aus dem Ursulinerkloster in Rom durch einen Offizier. — Edelmuth eines Mönchs und Offiziers in Madrid. — Der Dominikaner als Großinquisitor. — Die Franzosen in spanischen Klöstern. — Der Doppelmönch. — Leukathea die geheimnißvolle Nonne. — Selbstbekenntnisse eines Eremiten. — Einsiedlers attische Morgen. — Die unglückliche Nonne. — Die gräuelvolle mitternächtliche Leiche in einem Bernhardinerkloster in Polen. — Der Franziskaner als verliebter Prediger. — Der vom Tode erstandene Mönch. — Der Klausner. — Geheimnisse der stillen Nonne. — Der Abt. — Die Quastillianer Mönche. — Das Klostergelübde in seiner furchtbarsten Gestalt. — Der unglückliche Kapuziner. — Die durch einen Mönch entführte Nonne. — Charost. — Der Einsiedler. — Kloster-Scenen aus dem neuesten Bürgerkriege in Spanien. — Gemälde aus dem Leben einer Clarisser-Nonne. — Erzählungen aus dem Leben eines Klosterbruders in Paris. — Die Schweden im Kloster Ochsenhausen. — Klosterpoesien. —

Morier, J.

Aejischa,

oder

die Jungfrau von Kars.

Aus dem Englischen

von

Fr. W. Bruckbräu.

2 Thle. 12. 1840. geh. 1 Rthlr. 6 gr. oder 2 fl. 12 kr.

Wer kennt nicht den Verfasser von Hajji Babas Abentheuer in Ispahan und Zehrab die Geißel Gottes, welche in mancher Hinsicht die bekannte Tausend und Eine Nacht übertreffen. Ausgezeichneter aber noch ist sein obiges Werk. — Dieses schönste, liebenswürdigste und tugendhafteste Mädchen, welches vielleicht jemals die Welt bezaubert hat, dieses „Licht aller Augen,“ diese „Perle des Morgenlandes,“ deren Bild in dem Herzen der Liebenden Verewigung finden wird, mit den Leiden und Freuden ihrer standhaften Liebe zu Lord Osmond, dessen außerordentliche Abentheuer, wobei auch der furchtbare Kurdenhäuptling Kara Bey eine große Rolle spielt, die Einbildungskraft der Leser wundersam fesseln.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Oefele, Aloys <<von>>,

Unterhaltungsblätter Erzählungen und Novellen

Bd.: 1

Augsburg 1840

P.o.germ. 1024 s-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10311344-1